des Herrn Grafen von
Schönborn Buchheim.

<36605944920010

<36605944920010

Bayer. Staatsbibliothek

Austr. 5503 l-1.

PANTHEON

denkwürdiger Wunderthaten volksthümlicher Heroen

und

furchtbarer Empörer

des

österreichischen

Gesammt-Reiches;

von

Dr. Franz Sartori.

Erster Band.

Wien, 1816.

In der Haas'schen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

B. S. B.
MÜNCHEN

07/93/597

Andeutung

über

Plan und Tendenz des Werkes.

Schon lange ist die Würde der Geschichte und das hohe Interesse der Biographie anerkannt; beyde sind die Lieblingslectüre des gebildeten Publicums geworden. Aber höher schlägt gewiß das Herz jedem Bewohner des österreichischen Gesammtreiches, wenn er sich Gemählde von Männern vorführen sieht, die dem Schooße seiner Heimath entsprossen, noch die Nachwelt Staunen machen, wenn der Ungar, der Böhme, der Österreicher, der Steyermärker, der Krainer, der Tyroler u. s. w. vaterländische Heroen erblickt, die den größten Einfluß auf die Weltbegebenheiten hatten, indem sie mit mächtiger Hand in's Rad des Schicksals greifend, und, begeistert vom hohen Gefühle für's Vaterland, als Retter gegen fremde Unterdrückung dastanden, oder traurige Verirrte, vom frevelhaften Wahne zu furchtbaren Rebellen gebildet, die — als gerechte Opfer für ihren verbrecherischen Zweck fielen. — Sie gehören allen Ländern des österreichischen Gesammtreiches an, und große Beyspiele der Nacheiferung so wie der Warnung sind sie denen, welchen der Boden des Vaterlandes heilig ist. Das Andenken der Edlen zu bewahren, die Gegenwart an ihre Thaten zu mahnen, in einer Zeit, wo nur solche Kräfte Deutschland vom Untergange retten konnten, so wie die Verräther, welche jederzeit den gerechten Lohn fanden, der richtenden Stimme der Nachwelt zu übergeben, dieselbe für die Zukunft auch unauslöschlich einzuprägen, ist sicher die verdienstvolleste Unternehmung eines deutschen Schriftstellers. Es ist der Zweck des gegenwärtigen Werkes.

In kräftiger, doch angenehmer Sprache liefert es seelenvolle Bilder kühner Thaten voll Hochsinns und Ver-

achtung des eigenen Lebens für Monarchen, Constitution, Heimath und Religion; Heldensinn und angeborner Geist im hohen und niedern Stande wechseln darin mit ungeheuren Scenen fanatischer Größe, mit Wagestücken einer zügellosen Phantasie, einer fast übermenschlichen Kraft, Muth und Ausdauer. Obwohl wunderbar und deshalb ewig denkwürdig, liegt diesen Begebenheiten doch strenge historische Wahrheit zum Grunde. Die reitzenden Gemählde stellen zugleich die Umgebungen der gleichzeitig lebenden Menschen, die der Schauplatz jener Großthaten waren, dar. In mannigfaltigen Scenen erinnert die Tendenz dieses Werkes mit befreundeten Ähnlichkeiten an Feßler's und Meißner's historische Gemählde.

Die Darstellungen werden ohne Zusammenhang miteinander abwechselnd die ältere und neuere Zeit behandeln. Die Angabe der Nahmen einiger hier auftretenden Helden wird Blicke in die Tendenz und den Zweck des Werkes gestatten. Es wird nebst vielen Andern enthalten:

Lueger, den Raubritter aus Menschenhaß.
Hofer, das Opfer gallischer Kriegswuth.
Speckbacher, seine Schicksale und Leiden als Bauernanführer in Tyrol.
Kray, heldenmüthige und unvergeßliche Beyspiele militärischer und patriotischer Tapferkeit.
Frater Marcellin, der Retter Klosterneuburgs.
Benyovsky, den Ball des Schicksals in fremden Welttheilen.
Baumkircher, den österreichischen Horatius Cocles.
Fahdinger, den Bauernempörer.
Huniady, dem Fürsten und Vaterlande treu ergebener Vertheidiger des Reichs.
Jelky, den ungarischen Robinson Crusoe.
Wallenstein, den Helden der Poesie Schillers.
Eggenberg, die Familie, erst Bürger in Grätz, dann hochverdiente Minister und Reichsfürsten.
Ziska und Procop, berüchtigt durch Wuth und Fanatism.
Martinuzi, oder Utissenitz, Erzbischof und hochverdienter Minister in Ungarn.
Podiebrad, aus schlichtem Herkommen auf den böhmischen Thron erhoben u. s. w.

Der Verleger.

Erasmus Lueger.

PANTHEON

denkwürdiger Wunderthaten volksthümlicher Heroen, und furchtbarer Empörer des österreichischen Gesamt=Reiches,

von

Dr. Franz SARTORI,

vormahligem Redacteur der österreichischen Annalen und der Wiener Literatur=Zeitung, gegenwärtigem Herausgeber der vaterländischen Blätter und mehrerer gelehrter Gesellschaften Mitglied.

Erster Band.

WIEN, 1816.

In der Haas'schen Buchhandlung.

Erasmus Lueger.

Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit!
Empfange meinen Vollmachtsbrief zum Glücke!
Ich bring ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

Schiller.

Erasmus Lueger.

Nicht fern von den Küsten des adriatischen Meeres liegt ein Gebirgsland, merkwürdig durch seine Geschichte, merkwürdiger noch durch Boden, Klima, physische Beschaffenheit, und vor allem durch die Seltsamkeit seines Thier- Pflanzen- und Steinreiches.

Obschon sich das Land im Ganzen merklich zu dem wärmeren Klima des nachbarlichen Italien neigt, so entdeckt das forschende Auge doch Alpengipfel und Berge, die hoch über die andern Gebirge hervorragend, den nachbarlich-befreundeten Gebirgen in den nahgelegenen Alpenländern nichts nachgeben. Während hier Rhododendren, Alpenrosen, Gentianen, Speik und Alpennelken in der belebenden Frische höherer Regionen lieblich-duftend athmen, Wohlgerüche verbreitend, den mühevollen Bergsteiger erquickend, wuchern in den südlichen Gegenden die Pfirsiche, Äpfel, Birnen, Pflaumen, der Weinstock, der Lorbeerbaum und tausend andere Früchte milderer Himmelsstriche.

Aber merkwürdiger ist das Steinreich [1]) merkwürdiger das Pflanzenreich [2]) noch merkwürdiger das Thierreich, das selbst Thiere [3]) enthält, die kein Linné noch bestimmt und gereihet, kein Blumenbach beschrieben hat.

Und wenn ich erst von den Naturwundern des gebahnten Loibels, von den schrecklichen Orkanen des Karstes, von der Seltsamkeit des Cirknitzer-Sees [4]), auf dem man in einem Jahre ackern, säen, fischen und ärnten kann, von den außerordentlichen Gebilden der Berge und Höhlen, Klüfte, Flüsse und Seen sprechen sollte, o, wie viele Gegenstände des Verstandes und der Phantasie, wie vieles Große und Außerordentliche, das die Natur auf einem Flächenraume von 233 Quat. Meilen verschwenderisch aufgehäuft hat. Nur die Adelsberger- und Magdalena-Grotte kann ich nicht übergehen, da die Dichterhand eines unserer gewandtesten und kenntnißreichsten Gelehrten, des Orientalers Edlen von Hammer [5]), meines verehrten Landsmannes, sie so anziehend geschildert hat.

---

1) Sieh Hacquets Reisen, vor allem das Quecksilberbergwerk in Idria.

2) Scopoli's und Host's Werke sind bekannt genug.

3) Den problematischen Proteus anguinus von dem in meinen Naturwundern 3ten Theil S. 60 Erwähnung geschieht.

4) Sieh Steinsberg über den Cirknitzer See.

5) Zeichnungen auf einer Reise von Wien über Triest nach Venedig u. s. w. Berlin 1800.

»Um Mitternacht kamen wir in Adelsberg an. Wir schliefen wenig; schon in der Frühe eilten wir, längs dem Fuße eines unfruchtbaren Gebirges zu der ersten Grotte, die nahe am Flecken liegt. Auf dem Berge neben uns stehen die Trümmer des alten Schlosses von Adelsberg. Ein langer herabgerollter Schutthaufe zeichnet die Straße hinan. Zerschütterte Gewölbe drohen einzustürzen; alles zeigt ein Bild der Verwüstung. Noch vorgestern hat ein Blitz in den Thurm geschlagen, ihn zerrissen, den Felsen, auf dem er stand, zersplittert, und einen Stein herabgeschleudert, der zehn Häuser hätte zertrümmern können. Weiter hin schäumt der Poyk, der sich durch die Ebene mahlerisch fortschlängelt.

Er windet sich durch die Räder einer ansehnlichen Mühle, und durch eine Brücke, die in einer geringen Höhe von einem Felsen zum andern gespannet ist, und stürzt sich endlich mit Brausen in den Abgrund hinunter, an dessen Seite man zu der Grotte eingeht. Sonst fallen die Flüsse v o n den Bergen, hier fällt der Fluß in den Berg. Ein hohes gothisches Felsengewölbe ist sein Eingang. In der Höhe hangen Schwalbennester und in der Tiefe ragen schäumende Baumgeripppe und moosige Steine hervor. Eine Schaar von Vögeln fliegt oben und unten aus und ein.

— — Variae circumque supraque
Adsuetae ripis volucres et fluminis alveo
Aethera mulcebant cantu, lucoque volabant

Virgil.

— — — Gathered play
The *swallow-people;* and toss'd wide around
O'er the calm sky, in convolution swift
The feathered eddy floats.

Thomson.

Ist dieß der Eingang in die Tänarischen Schlünde? — Sind dieß die Seelen, die zur Unterwelt fliegen, die leichten Schaaren der Schatten? Sind es die heiligen Vögel Proserpinens, der Königinn der Unterwelt? — Rauch und Dampf dringt aus dem Eingange der Höhlen: an den geschwärzten Felsen lecken rothe Flammen. — Es sind die brennenden Baumäste unserer Führer, die uns damit, anstatt mit Fackeln, durch die Regionen der Finsternisse leuchten wollen. Gleich am Eingange links ist der Felsen durchgeschlagen; man erblickt noch einmahl im dürftigen Dunkel des schwindenden Tageslichtes die hereinstürzenden Wasser, und man vernimmt noch einmahl ihr Getöse; dann verliert es sich allgemach, so wie man weiter fortschreitet, bis eine feyerliche Stille ringsum zu herrschen anfängt. So wandeln wir hier auf den Pfaden der Nacht, und durch das Grauen des erstorbenen Lebens? — Sind diese Wände aus dem Eise der Mitternacht oder mit dem grauen Mörtel zerschlagener Gebeine aufgeführt? Hat sich hier die Ewigkeit mit dem Tode, oder nur die Nacht mit dem Stillschweigen vermählt? — Nein! denn ein dumpfes Brausen schallt zu uns herauf, indeß wir mit wankenden Knien abwärts steigen. — Immer weiter stei-

gen wir hinunter, und immer lauter brauset die Tiefe —

Amazing scene! Behold! the gloms disclose
I see the rivers in their infant leds!
Deep, deep, i. hear them lab'ring to gret free!

Hier ist das Reich des Avernus! — Hört ihr den Phlegeton sich über die Felsen wälzen? Seht ihr die Fackeln von den Erynnien geschwungen? Hört ihr ihre Schlangen emporzischen? — Sprühend fallen die Funken in den Schlund der Nacht: dieß sind die Sterne des Erebus; so schwammen einst Sonnen im Grausen des Chaos. — Zur Rechten und zur Linken toset der Abgrund, die Fackeln leuchten hinunter, daß die Finsterniß sichtbarer werde. — Umsonst! — Das Auge schweifet umher auf luftigen Schattenbildern, die steigend und sinkend in einander zerrinnen; das Ohr horcht den Tönen der Geister.

Multa modis simulacra videt volitantia nimis
Et varias audit voces, fruiturque deorum
Colloquio, atque imo Acheronta adfatur Avernis.

Von hier aus ist den kühnsten Sterblichen nicht vergönnt, weiter zu dringen. Steil stürzet der Felsen hinab in die Fluthen, die zu seinen Füßen zürnen. Wir haben blutigen Fackelschein in die Tiefe gesendet; aber der Schimmer zitterte zurück: wir haben Steine in den Abgrund geworfen; aber erst spät vernahmen wir das Aufrauschen der Fluthen. So

haben wir denn, wie Young sagt, die Geheimnisse der Natur durchforschet, und an die innerste Kammer des Todes geklopfet; allein wir konnten sie nicht ergründen, und die Pforten des Todes blieben verschlossen.

Von hier ging der Weg zu der, eine Stunde davon entlegenen, Magdalenen-Grotte. Er war steinig, rauh und öde. Die Plätze, wo sich hin und wieder etwas Gras zwischen den Felsen hervorgedrängt hatte, waren mit Kreisen aus zusammengeschichteten Steinen eingeschlossen.

Längs solchen Zauberkreisen gingen wir einen steinigen Pfad, an dessen Seiten hier und da niedriges Gebüsch die Felsstücke zum Theil verdeckt. Wir bogen in einen unermeßlichen Wald ein, worin nur Stürme und Bären hausen. Ein enger halb verwachsener Fußsteig war die Spur, der wir zur zweyten Grotte folgten. Wir kamen zu einem dunkeln, auf allen Seiten mit dichten Baumwänden geschlossenen Platze.

„— — — Hunc tegit omnis
Lucus et obscuris claudunt convallibus umbrae."

Unsere Führer zogen auf einer Seite die verworrenen Ranken der Gesträuche auseinander, und bahnten uns den Pfad über einen engen, mit niedrigem Gebüsche bewachsenen Abhang, von dem wir bald den wahren Eingang zu der Höhle sahen. Er ist furchtbar erhaben. Wir befanden uns, wie wir jetzt bemerkten, in einem kleinen Felsenkessel, den wir noch

weiter hinabsteigen mußten. Den Boden decken Disteln, Dornen und Nesseln. Die unserem Wege entgegengesetzte Felswand ist unbekleidet, bis auf den Gipfel, den ein Wald krönet; auf der andern Seite stehen Bäume auf Bäumen, wie senkrecht über einander. Dieser vorbereitende Anblick erstarrt den Kommenden. Es ist unmöglich, in der ersten Minute einen Schritt weiter zu thun. Endlich wanken die Füße mechanisch fort. Und nun gähnet in der tiefsten Tiefe des Kessels die Erde, als wollte sie alle ihre Kinder und das ganze Leben des Himmels auf ein Mahl verschlingen.

Nur die Annäherung zu diesem Schlunde des Schreckens kann mit dem Gedanken hinein zu treten, vertraut machen.

„Auf einmahl gähnt im tiefsten Felsengrund
Uns eine Höhle an, vor derem finstern Schlund
Ein prasselnd Feuer flammt. In wunderbaren Gestalten
Ragt aus der dunkeln Nacht das angestrahlte Gestein
Mit wildem Gebüsche versetzt, das aus den schwarzen Spalten
Herab nickt, und im Widerschein
Als grünes Feuer brennt."

Oberon.

Hier brauset kein Fluß, hier fliegt kein Vogel; am Eingange verstummet das Leben, erblindet der Tag. Aber einige Schritte weiter hin wird das Wirken und Leben der Natur in diesen einsamen Werk-

stätten den menschlichen Sinnen vernehmbar. Von allen Wänden fallen dicke, breite, schwere mit Erde geschwängerte Tropfen plätschernd nieder. Man glaubt das Picken der großen Zeitenuhr zu hören, die Pulsschläge der Gebirgsadern, oder die Fußtritte der Gnomen zu vernehmen. Ist hier nicht der Pallast, sind hier nicht die Zaubergärten ihres mächtigen Königs? — Säulen streben empor in mancherley Ordnungen mit wundersamen Knäufen und Stühlen; sie tragen seltsame Gewölbe und prächtige Hallen. Bald vereinzelt und bald in Schaaren zusammengedrängt, bilden sie Gänge, Säle und Bogen; Festonen, Blumenkränze und mäandrische Gewinde verzieren sie.

Hier und da scheinen gewaltige Umwälzungen und fürchterliche Erdbeben den Pallast und seine Grundfeste erschüttert zu haben. Gewölbe sind eingestürzt und Mauern zerspalten. An der Decke hangen Knäufe von Säulen, deren Schäfte nicht senkrecht unter dem Kopfe derselben, sondern einen Schritt weit, und noch mehr, seitwärts, darüber hinaushangen. Zwischen den Pallästen scheinen weite Gartenanlagen durch die Zeit in Verfall gerathen zu seyn: große Cascaden, die, im Augenblick des heftigsten Sturzes und der schäumendsten Brandung, ergriffen, und in Stein verwandelt worden sind; Bienenkörbe, groß wie weite Säle der Menschen und Zimmer, klein wie gewöhnliche Bienenkörbe; Tropfquellen, rieselnde Fäden von Wasser und kleine Bäche, die sich in Weiher und Teiche sammeln; ein Heilbrunnen, dessen Wasser den Fieberkranken augenblickliche Gene-

sung gewährt; steigende und sinkende Parterre; Alleen und Irrgärten — Alles sagt: dieß sind die Palläste, die Zaubergärten des Königs der Gnomen. In dieser Überzeugung kehrten wir an das Tageslicht zurück. Als wir wieder eine Weile die freye Luft geathmet hatten, schien es uns freylich, daß der Vers des Ovid:

„Antra vident oculi scrabro pendentia tofo"

auf diese Grotten weit anwendbarer sey, als Alles, dessen wir aus Thomson und Virgil uns erinnerten; doch fanden wir auch die Vorstellung von dem Pallaste des Gnomenkönigs weit natürlicher, als die hier zu Lande gangbare Idee, daß die Natur diese Grotte zu einer Capelle für die heilige Magdalena geweihet habe.«

Obschon Wiedemann [1]) im Jahr 1801 und der geniale Seume [2]) im Jahre 1803 nicht von der Heerstraße abgewichen sind, so lassen sie diesem interessanten Lande (so viel sie nähmlich davon sahen) dennoch vollkommen Gerechtigkeit wiederfahren; das bleibendste Verdienst um Bekanntmachung der natürlichen Beschaffenheit erwarb sich aber Hacquet [3]), der durch unermüdete Thätigkeit in einem Zeitraume von mehr als zwanzig Jahren die Naturmerkwürdigkeiten

---

1) Streifzüge durch Innerösterreich, Triest, Venedig und einen Theil der Terra ferma etc.

2) Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1803 rc.

3) Oryctographia carnioliae und Beschreibung und Abbildung der südwestlichen Wenden, Slaven und Illyrier rc.

dieses so reich begabten Landes kennen zu lernen suchte. Man muß die zahlreichen Schriften dieses Mannes lesen, wenn man das Außerordentliche in der Natur dieser Provinz kennen lernen will; aber einen kleinen Vorgeschmack gibt die Schilderung des Berges Karst, der die Oberfläche der Erde in ihrer Zerstörung darstellt.

»Der Karst, über den man von Adelsberg nach Triest fährt, ist das lebhafteste Bild der Verwüstung, das alle Vorstellung übertrifft. Eine Fläche von wenigstens zwey bis drey Meilen im Umkreise, mit den nacktesten Kalkfelsen begränzt, enthält nichts, als Millionen Steine, als die Überbleibsel der zurückgebliebenen Fluth. Viele Tausende derselben sind von der See auf die verschiedenste Art gestaltet worden; einige sehen aus, als ob sie einst als Steinmörser gebrauchet worden wären; andere haben die Figur von großen Baumwurzeln, und wieder andere sind so durchlöchert, daß man sie für die gewesenen Wohnungen ungeheuerer Pholaden halten möchte.

Überall, wo man hinblickt, ist Zerstörung; nur hier und da hat der Fleiß des armen Landmannes mit großer Mühe ein Plätzchen ausgeräumt, um Weitzen oder Roggen darauf zu bauen, den er mit den nähmlichen Steinen, wie mit Bollwerken, umzäunt hat.

Der stürmende Nordwind weht hier oft so außerordentlich heftig, daß man zu Zeiten in Gefahr steht, sammt dem Fuhrwerke durch ihn fortgeschleudert zu werden.

Ungefähr drey oder vier Stunden kommt man in ein kleines Dorf, St. Cäcilia genannt, das einige hübsche, mit Weinranken bekränzte Felsen besitzt. Nahe an diesem Dorfe liegt ein sehr hoher Hügel, auf dem noch die Ruinen eines großen, der gräflich Petazzischen Familie gehörigen Schlosses zu sehen sind. Wenn man diese Anhöhe besteigt, genießt man eine der prächtigsten Aussichten; denn man kann von da aus den ganzen wilden Karst und einen großen Theil der angränzenden Gegend übersehen.

Obschon wenigstens drey Viertheile dieses Berges noch ganz öde liegen, so hat er doch auch seine Vorzüge. Das aus dem äußerst steinigen Boden sparsam hervorkeimende kurze Gras wird durch Pferde, meistens aber durch Schafe und Ziegen abgeweidet.

Die erstern werden sowohl wegen ihres guten dauerhaften Baues, noch mehr aber wegen ihres sichern Trittes, sehr gesucht. Selbst zum Dienste des kaiserlichen Hofes sind zu Lipizza und Prostianik Stuttereyen davon angelegt.

Die Hammel und Ziegen des Karstes haben ein besonderes schmackhaftes Fleisch, welches sie aus dem Genuße so vieler tausend Alpenpflanzen erhalten; die Lämmer davon werden fast alle nach Venedig geschickt, und dort um einen erstaunlich hohen Preis bezahlet.

Auch das wenige Getreide, welches der Karst liefert, hat seine Vorzüge; es ist dünnschaliger und mehlreicher, als das übrige, und wird folglich auch theurer verkauft. Dieß ist eine Erscheinung, die in

mehreren sandigen oder steinigen Gegenden bemerket wird.

Wenn man gegen das Ende des Karstes kommt, liegt auf ein Mahl der Golfo von Triest vor unsern Augen. Welcher Anblick! Man fühlt sich in Entzücken verloren, jede Feder ist zu schwach diese herrliche Überraschung würdig zu schildern! — «

Hacquet sagt, dieses Land gleiche einem Schwamme, der durch seine Löcher häufig Wasser einsauge und wieder von sich gebe, und führt zum Beyspiele den Cirknitzer-See an; ich glaube, daß eine Schilderung des Wocheiner Wasserfalles den ungewöhnlichen Wasserreichthum Krains am beßten bewähre.

»Das Thal von Wochein liegt in Oberkrain in der Nähe der Gränzen von Görz. Ein einzelner Fels, der sich einst von der nahen Alpenkette abgelöset haben mag, und in das Thal herabgestürzet ist, theilt dasselbe in zwey Theile, wovon das obere, welches fast anderthalb Stunden lang ist, gegen Abend, und das untere, das völlig 2 Stunden lang und eine halbe breit ist, gegen Morgen liegt. Wenn schon beyde Thäler besonders im Sommer reich an ländlichen Reitzen und abwechselnden Naturschönheiten sind, so ist doch das erstere das merkwürdigste; denn es schließt einen schönen See ein, der eine Stunde lang ist, und der mit dem Thale gleiche Breite hat. Wenn man sich nun satt gesehen hat, an seinen arkadischen Ufern, und beyläufig eine Stunde weit vom See gegen West gegangen ist, kommt man bald in die Schluchte eines kahlen Kalkfelsens, wo man einen Theil jenes

ursprünglichen Wassers antrifft, das dem Wocheiner See seinen Zufluß gibt. Hier ist aber auch das non plus ultra, denn eine Felsenwand, wenn schon nicht so groß und mächtig wie die herkulischen Säulen, doch eben so undurchdringlich, wie jene, vereiteln das weitere Fortschreiten. Über vierzig Klafter hoch in dieser senkrechten Felsenwand sieht man ein Loch, woraus sich gewöhnlich im Sommer (oft auch im Winter) das Wasser in einem heftigen Strome mit der größten Gewalt herausstürzt, so, daß man das Rasseln und Rauschen desselben über die Felsblöcke und über das Steingerölle auf zwey Stunden weit höret.

Wenn man nun ferner nachspürt, woher dieser Wasserfall seinen Ursprung nähme, und ob nicht selbst andere höher liegende Seen durch das Gebirge einen gewaltsamen Durchbruch gemacht hätten, so trifft man, auf diesem Wege fort, nach mehreren Stunden ein kahles Felsenthal, in der Höhe der Alpenkette, welches ganz dazu gemacht ist, die irdische Vergänglichkeit in einem treuen Bilde darzustellen. Herabgestürzte Felsenstücke, die noch jetzt all den Graus und das Schreckliche ihres Sturzes versinnlichen, mit zerschmetterten Bäumen und abgerissenen Wurzeln, die nun in Moder übergehen, liegen unordentlich und wild umher. Hier und da stehen noch einzelne Bäume, aber kahl und ohne Gipfel, wie trauernde Greise, die einzigen, welche von der Verwüstung, die ihre Generation hinwegraffte, noch einsam und verlassen, zurückblieben. Selbst Thieren ist diese Gegend fürchterlich, nur selten betritt ein vierfüßiger

Waldbewohner, der sich in jenen öden Gründen verirrte, diese grauenvolle Stätte; einige Meervögel allein lassen sich bey stürmischem Wetter an den dort gelegenen Seen erblicken. Rings um das Thal stehen die nackten, hohen Kalkfelsen, welche dem Wanderer jeden Augenblick den Einsturz drohen, und nicht selten sieht und hört man, besonders im Frühlinge, die mächtigsten Steinkolosse mit unsäglichem Krachen und Geschmetter von den senkrechten Höhen stürzen. Wie dort, so ist auch hier der Eingang ins Thal mit einer senkrechten Wand gesperrt, welche einen Spalt hat, um auf den eingerammelten Holzsprossen ein Paar hundert Klafter hinab zu steigen.

In diesem Thale nun liegen acht, jedoch nicht sehr beträchtliche Seen, vier davon gegen Mitternacht, welche die kleinsten sind, die andern vier beträchtlichern gegen Abend. Einige dieser Seen haben Gemeinschaft über der Erde mit einander, die andern hängen unterirdisch zusammen. Da nun das Wasser dort seinen Lauf von Norden gegen Osten hat, so geschieht es, daß aus dem achten oder letzten See, der unter den übrigen der größte ist, dasselbe unter der Erde hinein läuft, seinen Lauf in diesem unterirdischen Gange einige Zeit fortsetzt, und endlich bey dem oben erwähnten Loche (Saviza genannt) heraus kommt, um in den Wocheiner See zu fließen. Wenn sich nun große Kälte einstellt, so friert dieses Loch zu, und zwar so lange, bis die Bäume wieder anfangen Laub zu fassen; dann springt in demselben das Eis mit solch einem Knalle auf, als wenn man eine Ka-

none los ließe, und das Wasser drängt und schäumt und stürzt sich mit unsäglicher Gewalt in die Tiefe. Da sieht man, wie es geschwellt vom Eise tosend aus der schwarzen Schlucht hervorbricht, und die hohe Felswand in zahllosen Fällen in den See hinabstürzt, an dessen Ufern die Erde zittert von dem Donner des Wasserfalles. Man hört da mit Schauer sein brausendes Getöse, und das Rasseln der los gewordenen Steine in den wogenden Abgrund. Wer das Wagestück, einzig in seiner Art, unternähme, auf den Zacken der Kalkfelsen, auf wanckenden Steinblöcken, mit welchen der wüthende Bach sein Spiel treibt, die schroffen Wände hinan zu klettern, und wieder zurück sich zu wagen, auf den glatten Spitzen dieses Gesteines, die hinter dem Schaume des sprudelnden Gießbaches hervorstehen; der sähe das tobende Gewässer hervordonnern aus der nächtlichen Grotte, der wäre an der Quelle des Avernus gewesen.

Schauderhaft zwar ist diese Beschreibung, schauerlicher noch diese und tausend andere Gegenden dieses seltsamen Binnenlandes, aber eine Kleinigkeit nur ist diese Wildheit einzelner Gegenden, gegen das Wüste und Gräßliche der Natur in den vorigen Jahrhunderten, wo das Land mit Pfützen, unfruchtbaren Heiden und finsteren Waldungen angefüllt, die Luft ungleich rauher und kälter war, als sie jetzt ist, und ein wolkichter immer zum Regnen und Schneyen geneigter Himmel diese düstere Wildniß deckte. Da waren gesellschaftliche Verhältnisse und Begriffe des Rechtes und Eigenthumes nur an den Höfen der Fürsten geltend,

die im Lande zerstreuten Edeln (ein fehlerhafter Ausdruck) schalteten nach Belieben, und wie viele Beyspiele solcher Dynasten zeigt Innerösterreich, welche die Heerstraßen unsicher machten, und den friedlichen Bürger und Bauer, den sie beschützen sollten, in seiner Hütte überfielen.

Die Sitte der Zeit entschuldigt diese Art der Erwerbung, die Erwerbung selbst mag immer noch geblieben seyn. Selbsterhaltung, Eigennutz, Habsucht, Streitgierde waren die gewöhnlichsten Triebfedern der Raubzüge, die von unersteiglichen Felsennestern herab den unbewahrten Wanderer zu plündern kamen, und die daher kein anderes Handwerk trieben, als die Wegelagerer an den Straßen von Abruzzo; aber höchst merkwürdig wird ein Mann, der, obschon er seinen Nahmen mit dem Scheltworte eines Raubritters befleckte, dennoch aus psychologischen Gründen ganz verschieden beurtheilt werden muß, der nicht Raubritter aus Habsucht war, dessen Schicksale so widerlich und verworren ihn zu einem Hasser des Menschengeschlechtes umbildeten — es war Erasmus Lueger in Krain. Schon Kotzebue,[1]) hat dessen Schicksale in einer seiner Schriften berührt, aber die ganze sehr kurze Geschichte dieses Schriftstellers ist in dem trockenen Chroniken-Ton Valvasors [2]) vorgetragen, der die Leser wahrlich nicht zur Lectüre einladet. Indessen hat Kotzebue doch dadurch das

---

1) Chroniken. Wiener Ausgabe, S. 137.

2) Valvasor. Ehre des Herzogthums Krain. 4. S. 525 bis 529.

volksthümliche Interesse der Schicksale Luegers anerkannt, und auch der hochverdiente vaterländische Dichter Ritter Joh. Nep. Edler v. Kalchberg hat dieselbe nach Valvasor mit Erweiterungen bearbeitet. Er sagte folgendes Merkwürdige:

Die Geschichte des Mittelalters, oder der sogenannten Ritterzeiten gleicht einer grotesken Landschaft, wo die große Werkmeisterinn Natur einen besonderen, gigantischen Maßstab befolgte; wo schauerliche Größe mit romantischer Anmuth sich gattet; zwischen himmelanragenden Felsengebirgen fruchtbare Thäler grünen, brausende Ströme von schwindelnder Höhe senkrecht herabstürzen, und murmelnde Quellen lachende Wiesen befruchten; wo Felsen auf Felsen gethürmet sich über unermeßliche Abgründe neigen, dunkle Grotten den Einsturz drohen, und tausendjährige Eichen dem müden, mit Staunen und Grauen erfüllten Wanderer ihren kühlenden Schatten anbiethen.

Solche fruchtbare schöne Gefilde stellt die Geschichte in den dunkeln Fernen entwichener Jahrhunderte unseren staunenden Blicken, wie in einem magischen Spiegel dar. Erhabene Gestalten und gräßliche Schreckbilder, unersteigliche Felsenburgen und fröhliche Prunkgelage, schauervolle Burgverließe und edle Gastfreyheit, tobendes Schlachtgetümmel und jauchzende Bankette, jammerndes Elend und prachtvolle Turniere, felsenfeste Freundschaft und blutgierige Rachsucht, seltene Großmuth und unbarmherzige Raubsucht, hoher Biedersinn, deutsche Redlichkeit und Thränen

beraubter Wittwen und Waisen, stolzes Ehrgefühl und empörende Schandthaten; kühner Freyheitssinn und viehische Knechtschaft, erhabene Tugenden und große Laster erschienen in bunter Vermischung. — Wir danken bey diesem Anblicke der Allmacht, daß sie uns in besseren Zeiten geboren werden ließ, wo Vernunft, Menschlichkeit und Moralität die Sitten verfeinert, diese rohe Barbarey, wenn gleich nicht ganz von Europa vertilgt, doch wenigstens gemildert haben; aber zugleich müssen wir gestehen, daß, wie jetzt das Laster gewöhnlich die Maske der Tugend trägt, auch der Glanz der Letzteren einem blassen Mondlichte gleichet; daß wir in Beydem Schwächlinge geworden sind, und eben darum mitten unter den Gräueln der Vorzeit manchem Bürger derselben den Zoll unserer Bewunderung nicht versagen können.

Ein vorzüglich interessanter Gegenstand der Beobachtung für den philosophischen Forscher in der Menschengeschichte ist die vom Geiste jener thatenreichen Zeiten hervorgebrachte, nicht seltene Erscheinung so mancher ausserordentlicher Menschen, bey welchen sich Tugend und Laster in großen Massen in einem Wesen vereinigen. Besonders war es der kriegerische Adel, der viele solche Männer hervorbrachte, in deren Charakter Patriotismus, Tapferkeit, Großmuth, feines Ehrgefühl, Redlichkeit und Biedersinn sich mit Härte, Grausamkeit und Raubsucht wunderbar auf das Innigste vermengten, und bey deren Geschichte man mit Bedauern unschlüssig bleibt, ob

an ihnen mehr die edeln Eigenschaften der Bewunderung, oder die Laster des Abscheues würdig sind.

Ausserordentliche Menschen, wie sie die Natur nicht nach Dutzenden als gemeine Fabrikswaare in die Welt schleudert, haben nicht selten auch ausserordentliche Schicksale. Nur ihre Geschichte ist lehrreich und interessant, weil nur das Große und Seltene eben durch seine Seltenheit einen besondern Eindruck bewirkt; indem die immer müde Fabrikantinn gewöhnlich — besonders bey der Hervorbringung der Menschen — die Extremen, im Bösen wie im Guten, nur selten erreicht. Alexander, Tamerlan und Cartouche sind daher in mancher Hinsicht eben so unvergeßlich, als Leonidas, Phocion und Sokrates. Es dürfte also nicht ohne Interesse seyn, das Andenken eines Mannes zu erneuern, in dem Natur, Zeitalter und Erziehung eine seltene Mischung des Guten und Bösen hervorbrachten, dessen Leben und Tod von sonderbaren Verhängnissen begleitet waren.

In Innerkrain ist das Schloß Lueg eine Meile von Adelsberg an der Poik, in einer Gegend, welche die Schöpfung zürnend über die künftigen Laster und Ausartungen ihrer Geschöpfe in einer ihrer bösesten Launen hingeworfen zu haben scheint; deren Anblick die Vorstellung erweckt, es sey hier der Ort, wo all die Felsenmassen, welche die himmelstürmenden Giganten zum Wohnsitze der Götter hinan-

schleuderten, wieder auf die Erde herabstürzten. Eine fürchterliche Einöde! von der stiefmütterlichen Natur alles Schmuckes beraubt, überhäuft mit all den schauerlichen Spuren ihres Hasses! Rings umher, wohin das Auge sich wendet thürmen sich — kahl und todt — Felsen auf Felsen, in deren Mitte einer derselben wie ein Riese unter Zwergen, senkrecht in schwindelnder Höhe bis zu den Wolken emporstarret. Ein unermeßlicher Abgrund öffnet am Fuße dieser Steinmassen seinen weiten Rachen, in den sich ein unferne entspringender Bach brausend mit hohlem Getöne hinabstürzet, einige Meilen tief im Erdenschooße fortströmt, und endlich unter der Benennung des Flusses: Wipach, bey dem Orte dieses Nahmens wieder auf der Oberwelt erscheint. Einige Klafter über diesen Abgrund führt ein schmaler, in Felsen gehauener Fußsteig über eine schauerlich tiefe, mit einem Brete überlegte Kluft zum Eingange einer meilenlangen Grotte, in welcher die Natur der Menschenwerke spottend, die Kunst nachzuäffen scheint, indem sie selbe mit schönen Gängen und Sälen, mit prachtvollen alabastergleichen Säulen und vielen abenteuerlichen Gestalten und Darstellungen ausschmückte. Ober der Grotte, in der Mitte dieses sich senkrecht erhebenden ungeheueren Felsengebirges befindet sich eine zweyte ausnehmend weite und tiefe Höhle, die schon im Plane der Schöpfung zum Wohnsitze eines Menschenfeindes bestimmt geworden zu seyn scheinet; denn wahrlich ein Wesen solcher Art mußte der Mann gewesen seyn, dessen kühner Geist den Entschluß faßte, in dieser

fürchterlichen Höhle seinen Aufenthalt zu wählen, und darin eine Ritterburg zu bauen.

Dieses Schloß, welches noch jetzt bestehet, ist in der That eines der sehenswürdigsten Denkmahle des barbarischen Faustrechtes. Es liegt so tief in der Höhle, daß es keines Daches bedürfen würde, wäre es nicht, um die von dem darüber ausgespannten ungeheuern Felsengewölbe herabträufende Nässe von den Mauern und Gemächern abzuhalten. Der Weg hinan ist schmal und schroff, er führt über zwey Zugbrücken, welche, wenn sie aufgezogen sind, die Burg gänzlich unzugänglich machen. Eine noch größere — in den Zeiten des Faustrechtes beynahe unüberwindliche Festigkeit aber hatte das ältere, dessen Spuren gleichsam ober dem Dache des neueren, im Hintergrunde dieser Höhle, auf einer höheren Stelle in einer besonderen kleineren Grotte zu sehen sind, und wozu man nur über einen einzigen, schmal in Felsen gehauenen Fußsteig, wie über eine Leiter, viele Klafter hoch, beynahe senkrecht, hinanklettern muß. Die Natur selbst scheint die Erbauerinn dieses Gebäudes, an welchem nur wenig Menschenarbeit entdeckt wird, gewesen zu seyn; denn sie hatte diese Grotte in mehrere Kammern mit natürlichen Felsenwänden abgetheilt, und besorgt für die Bedürfnisse ihrer Bewohner, sie mit einem vielen Klafter tiefen, aus dem Felsen regelmässig ausgehöhlten Brunnen versehen, der eine nie versiegende Quelle des reinsten und kältesten Wassers enthält. Diesen Platz nun erwählte sich der erste Erbauer, ein Deutscher, zur Zeit als Carl der Große

die Wenden unterjochte, zu seinem Wohnsitze, nannte ihn Lueg (von dem alten Worte Lugen, welches den Begriff des Schauens oder Spähens ausdrückte) und seine Nachkommen wurden davon die Herren von Lueg genannt.

Von diesem ältesten Stammschlosse aus verbreitete sich das Edelgeschlecht der Lueger in Zweigen nach anderen Ländern. Sie waren in Kärnten begütert, wurden erbliche Burggrafen zu Lienz in Tyrol, und einer aus ihnen besaß auch in der Steyermark eine Herrschaft, zu welcher er sich — ganz in dem Geiste seines ersten Ahnherrn — in einer schauerlichen Wildniß nahe am Scheckel, zwischen Peckau und St. Stephan, eine Veste erbaute, und ihr den Nahmen: Lueg in's Land, gab. Roh und kühn — ähnlich dem Orte ihrer Entstehung — waren alle Abkömmlinge dieses Geschlechtes. Gleich Raben und Adlern in einer dunkeln Felsenkluft geboren, in dieser grauenvollen Wüsteney erzogen, von kahlen Felsenmassen eingeschränkt, umtoset von heulenden Stürmen, erhielt der Geist der ersten Generation dieses Stammes einen kühnen Phantasienschwung, eine gewisse Wildheit, und dieß Seelenerbe pflanzte sich durch alle späteren Nachkommen fort. Bey Hundegebell und Waffengerassel herangewachsen, abgehärtet zu allen körperlichen Beschwerden, von einem glühenden Freyheitssinne erfüllet, haßten und verachteten sie die Pflichten und Bequemlichkeiten des bürgerlichen und häuslichen Lebens; sie kannten keine Furcht, trotzten der Gefahr — und suchten sie. Wenn Kraft,

Muth und Tapferkeit noch in unseren erleuchteten Zeiten die sichersten Stufen zum Tempel des Ruhmes sind; wenn noch jetzt Ehre und Bewunderung fast allein dem tollkühnen Eroberer gezollt wird, dessen Schwert Tausende schlachtete, und Welttheile verwüstet, indeß der Nahme des friedfertigen Wohlthäters der Menschheit an seinem Grabe verhallet: wieviel mehr mußte also jeder Edle in jenen finsteren Zeiten der Selbstvertheidigung sich dem Dienste der Waffen weihen, weil er nur allein mit Lanze und Schwert seine Habe sichern, vermehren, Glück, Ruhm und Würden erringen konnte. Krieg war daher auch dieses Geschlechtes einzige Bestimmung. Bey allen Turniren, Fehden und Schlachten kämpften die Lueger, und es gelang ihnen, den Ruhm einer vorzüglichen Tapferkeit durch Jahrhunderte zu behaupten. Mancher derselben hatte den mühsam errungenen Lorbeer mit seinem eigenen Blute geweihet; mancher fiel im edlen Kampfe für Fürsten und Vaterland; nur wenige erreichten das natürliche Ziel ihres Daseyns. Mehrere derselben machten sich durch Thaten des Muthes bey ihren Zeitgenossen hochberühmt, aber den letzten Sprößling dieses edlen Stammes wählte das feindselige Schicksal — wie es so oft bey den Letzten eines Geschlechtes geschieht, die gleichsam für die Sünden ihrer Väter büßen müssen — zum Spielball sonderbarer Launen.

Erasmus Lueger, der von dem Söller seines einsamen Schlosses am Fuße des Scheckels öfters nach Hirschen, Wölfen und Bären als nach Menschen hinauslugte, war, da zwey seiner Vettern im Kam-

pfe für das Vaterland gegen die grausamen Söhne Muhameds ohne Nachkommen ihr Leben geopfert hatten, der einzige Erbe aller Güter seines Geschlechtes. Der ganze Adel Innerösterreichs schätzte ihn als einen der tapfersten Krieger des fünfzehnten Jahrhunderts. Aber düster war sein Geist, spartanisch waren seine Sitten. Nie hatte die sonst allgewaltige Minne sein Gemüth zu sanfteren Empfindungen gestimmt, und die zarten Gefühle des Gatten und Vaters blieben ewig fremd seinem Herzen. Zwar wurde ihm Katharina von Ungnad von den Verwandten wegen Erhaltung des Stammes als Gattinn aufgedrungen; allein er liebte sie nicht, diese Ehe blieb kinderlos, und ihr Tod löste sie nach wenigen Jahren. Nur Einen Menschen hatte Erasmus in der Welt gefunden, den sein Herz wahrhaft liebte, den seine Seele desto glühender umfaßte, weil es der Einzige war. Sein Freund, sein Vater, sein Lehrer in der Kriegskunst, sein Ideal eines vollkommenen Helden, war Andreas Baumkircher, dessen Geist, Heldenmuth und kühne Denkungsart sich ganz auf ihn vererbt zu haben schien. Lueger kämpfte an Baumkirchers Seite bey der zweymahligen Rettung Kaiser Friedrichs des Dritten, und würde vermuthlich mit ihm einen gleich blutigen Tod zwischen den Murthoren zu Grätz gefunden haben, wäre er nicht zufällig zu dieser Zeit in Geschäften des Kaisers entfernt gewesen. Bey seiner Zurückkunft erfuhr er den tragischen Untergang des größten Helden jener Zeit, seines einzigen Freundes; Schmerz und Entsetzen bemächtigten sich seiner, vor

der noch nie gebeugten Seele. Die ersten Thränen seit der Kindeswiege, benetzten jetzt die bräunlichen Wangen des Mannes, der sonst so kalt bey jedem Ereignisse blieb, und besonders für jeden physischen Schmerz fühllos schien. Zu heftig war der Unmuth seines Herzens, ihn schweigend im tobenden Busen zu verschließen. Er schrie laut über Undank und Ungerechtigkeit, behauptete die Unschuld seines gemordeten Freundes, und verlangte den Abschied. Friedrich, welcher Baumkirchers blutigen Schatten durch Erbauung eines Franciscanerklosters zu Lankowitz versöhnte, kannte Luegers Tapferkeit und nützliche Dienste, er wollte also einen so brauchbaren Diener nicht von sich lassen. Seiner Herablassung, seinen freundschaftlichen Vorstellungen — vorzüglich aber dem tapfern, edlen Kronerben Maximilian — gelang es endlich mit vieler Mühe, dessen stürmische Seele etwas zu beruhigen. Erasmus blieb und schwieg, sammelte sich durch seinen Heldenarm neue Verdienste um Fürsten und Vaterland; aber nie mehr kam ein Lächeln auf seine Wangen. Er hatte keinen Freund mehr; leer war es in seinem zusammengeschrumpften Herzen, öde lag die Welt vor ihm da, wie eine unabsehbare Wüste. Die einzigen Wesen, die er noch liebte, waren sein schnobender Streithengst, aus dessen Augen Flammen sprühten, der noch nie einen anderen Reiter auf seinem Rücken geduldet hatte, und zwey große Rüden, berühmt in der Kunst, Wölfe und Bären zu fangen, die ihn überall begleiteten, und auch seine Schlafgefährten waren. Nie mehr sprach Lueger von sei-

nem geschiedenen Freunde, aber auch nie wich dessen Andenken aus seiner düstern Seele. Sein Bild umschwebte ihn immer in tobendem Schlachtgewühle, wie auf dem einsamen, oft schlummerlosen Lager, eine ahnende Stimme seines inneren Ich's sagte ihm oft, er werde eines ähnlichen Todes sterben. Sorgfältig vermieden am Hoflager alle, die ihn kannten, Baumkirchers Nahmen in seiner Gegenwart zu nennen, weil sie seine Heftigkeit fürchtend, aus Erfahrung wußten, in welche stürmische Gemüthsregung ihn dieß jedes Mahl zu versetzen vermochte.

Einst mußte Lueger den Kaiser als Hauptmann der Leibwache nach Frankfurt begleiten, wo sehr viele Fürsten und Grafen persönlich erschienen, dem Beherrscher Deutschlands ihre Ehrfurcht und Achtung zu bezeigen. Glänzende Feste, zahlreiche Prunkgelage, Feyerlichkeiten und Belustigungen aller Art wechselten da mit jedem Tage, und man erschöpfte sich an Erfindungen des mannigfaltigen Vergnügens. Vorzüglich vergaß man nicht, nach altdeutscher Lieblingssitte, dem frohen Weingotte unmäßige Opfer zu bringen, und sich dabey einer an Unsittlichkeit gränzenden Fröhlichkeit zu überlassen. Besonders die Nächte wurden zu diesen Bacchanalien verwendet, wobey man sich um so ungebundener allen Anwandlungen einer tollen Laune überließ, weil die Nichtgegenwart des Kaisers gewöhnlich einen freyeren Spielraum gewährte. Bey einem dieser Gelage, welchem auch Erasmus beywohnte, kam zufällig das Gespräch auf Krieg und Tapferkeit, und man nannte

die Nahmen derjenigen, die sich vorzüglichen Ruhm durch kriegerischen Muth und kühne Thaten erwarben. Ein alter Ritter, aus dem Geschlechte der Saurauer, erhob jetzt seine Stimme und sprach: An der Spitze aller Heroen unserer Zeit glänzet Andreas Baumkircher, keiner von uns wird ihn erreichen. Die meisten stimmten ihm bey, und bedauerten das tragische Ende eines Mannes, dessen sein Zeitalter nicht würdig war. Lueger horchte schweigend zu, und zerdrückte verstohlen ein Paar Thränen, die sich unwillkührlich in seine Augen drängten. Aber nun erhob der stolze Hofmarschall Graf von Pappenheim, ein alter Feind und Neider Baumkirchers, seine trotzige Stimme, er nannte ihn einen Rebellen, der den Tod durch Henkershand verdient habe, und erklärte seine Thaten für nichts mehr als tolle Wagestücke, die ein blindes Glück begünstigte. Wie der Wetterstrahl eine Pulvertonne zündet, fuhren diese Worte Luegers hochaufflammende Seele. Feuerröthe und Todtenbläs- se überflogen wechselnd sein Antlitz; seine Lippen beb- ten, seine Muskeln zuckten, Funken sprühten aus seinen rollenden Augen. »Widerrufe deine Lästerung, oder ich morde dich!« brüllte er jetzt dem Grafen zu, und riß das Schwert aus der Scheide. »Ich widerrufe nicht!« entgegnete der Graf mit stolzer Verachtung und zog. Sie fochten. Ehe es die Anwesenden zu hindern vermochten, hatte Luegers Klinge schon den Kopf des Hofmarschalls gespalten, der in seinem Blute zu Boden stürzte, nach wenigen Minuten eine Beute des Todes ward. Schrecken und Verwirrung

hatte sich aller Gemüther bemeistert. Fliehe! rette dich! riefen Luegern seine wenigen Freunde zu. Aber der Furchtlose floh nicht! Er verließ den Saal, eilte nach Hause, und legte sich sorglos zu Bette. Schon brachte er eine langsam dahin schleichende Stunde, unwillkührlich von gräßlichen Bildern umschwebt, auf seinem einsamen Lager zu. Er wollte schlafen; konnte es nicht, und kämpfte mit einer ahnenden Stimme seines Herzens, welche ihm in seinem Innern immer die Worte: rette dich! zulispelte. Plötzlich sprang die Thür seiner Kammer krachend entzwey, und eine zahlreiche Schar bewaffneter Reichsknechte strömte herein. Lueger raffte sich auf, nach einem Schwerte haschend; doch augenblicklich ward er umrungen und rücklings zu Boden gerissen. »Bindet ihn, schleppt ihn fort in das tiefste Verließ! Durch Henkershände versöhne sein Blut den Geist meines gemordeten Bruders!« kreischte jetzt ein vom Kopf bis zu den Füßen geharnischter Mann aus dem Helmgitter hervor. Dieser Befehl wurde auf das schnellste vollzogen. Nach wenigen Minuten sah sich der Unglückliche mit schweren Ketten belegt, in einem schauerlichen Gefängniß. Stumm und wild starrte er die Wände dieser wüsten Wohnung des Jammers an; kein Seufzer, keine Klage entfuhr seinen Lippen; aber Groll und Menschenhaß nagten wie giftige Schlangen in seinen Busen.

Acht Tage — lang wie acht trauervolle Jahre, brachte er in diesem dumpfen Kerker zu, den nur ein schwacher Lichtstrahl dämmernd erhellte. Wasser

und Brot waren seine einzige Nahrung, die er nur durch eine Öffnung an einer der Wände von unsichtbarer Hand empfing. Am Morgen des neunten Tages hörte er ein Geräusch von den eisernen Pforten seines Gefängnisses, und bald hernach thaten sich die Riegel derselben knarrend auf. Bewaffnete Männer erschienen, nahmen ihm die Fesseln ab, und befahlen ihm ihnen zu folgen. Man führte ihn über eine breite Treppe hinan in einen großen Saal, wo bey einer zahlreichen Volksversammlung zwölf schwarzgekleidete Männer an einem schwarzbedeckten Tische saßen. Als man ihm die gewöhnlichen Fragen über Nahmen, Stand und Herkunft stellen wollte, erwiederte er mit Hoheit: »Ganz Deutschland kennt meinen Nahmen! Ihr alle kennt mich — zur Sache!« Jetzt erschienen die Verwandten des Grafen von Pappenheim in tiefen Trauergewändern, und klagten Luegern als dessen Mörder, als einen Störer des Landfriedens an. »Er hat das Andenken meines Busenfreundes gelästert, und da er nicht widerrufen wollte, so gebothen Freundschaft und Ehre, mit dem Schwerte Genugthuung zu fordern, wie es dem Krieger und Ritter geziemt,« erwiederte der Beklagte mit männlicher Gelassenheit. Aber doch bekennt Ihr sein Mörder zu seyn? fragte ihn der älteste Richter. »Ja! doch nicht durch Meuchelmord, sondern im redlichen Zweykampfe.« Waren Euch die Gesetze des Landfriedens bekannt? »Ehre ist des Kriegers und Edelmannes heiligstes Gesetz. Ich kenne keines, das ihm gebiethet, seine oder seiner Freunde Beschimpfung, ungerochen

zu erdulden.« Gibt es keine Gerichte in Deutschland, wo man sein Recht zu suchen vermag? — »Was? — Ein mit Wunden bedeckter Krieger soll seine Genugthuung erst bey Euch, Ihr Federhelden, erbetteln? soll seine Ehre und sein Recht den Launen Euerer stockblinden Gerechtigkeit zur Puppe hingeben? — Weh unserm Vaterlande! wenn seine Edlen einst zu so feigen Memmen herabsinken. — Gebt mir den Tod! ich mag diesen Zeitpunct nicht erleben.« Jetzt befahl ihm der älteste Richter mit scharfen Blicken die Gesichter derjenigen anzusehen, die nun über ihn das Urtheil sprechen würden. Er kannte nur wenige; aber diese Wenigen waren — seine Feinde. Man führte ihn in ein Seitengemach, und indessen looseten die Richter. Der Topf wurde geöffnet; fünf weiße — sieben schwarze Kugeln rollten hervor. Nun brachte man ihn zurück, und das Urtheil wurde gesprochen: er sollte nach drey Tagen enthauptet werden. »Ich appellire an den Kaiser. Nicht um ein Leben zu erbetteln, das keinen Werth mehr für mich hat; sterben will ich, aber nicht durch des Nachrichters Hand.« Der Kaiser ist abgereiset, Ihr habt keine Milderung des Urtheils zu erwarten, antwortete der älteste Richter, und warf ihm das zerbrochene Stäbchen vor die Füße. »So sey es denn! ich habe in den Kämpfen für das Vaterland dem Tode zu oft in das Auge gesehen, als daß ich mich jetzt vor ihm entsetzen sollte. Das Schwert des Nachrichters entehrt nimmer, seit es durch Baumkirchers Heldenblut gereiniget ward.« Nach dieser Rede wandte sich Lueger, und ging; erblickte gelassen die

Menge des versammelten Volkes, von dem ihm manche Mitleidsthräne entgegenblinkte. Sein edles Betragen machte einen großen Eindruck auf alle Gemüther der Anwesenden, denen er wie ein höheres Wesen erschien.

Er ward jetzt in ein anderes Gefängniß gebracht, welches, obschon etwas geräumiger und milder, doch darum nicht minder schrecklich war, weil alle, die es bewohnten, von dort zur Todesstätte wandeln mußten. Auch ward er mit geringeren Fesseln belastet. Mit männlicher Standhaftigkeit erwartete nun Erasmus die Erscheinung der ernsten Stunde, wo ein Schwertschlag das Possenspiel seines Lebens enden, den dichten Vorhang vor der Zukunft Tiefen seinen Blicken öffnen sollte. Viele Versuche von neugierigen Gaffern belästigten ihn; aber er empfing sie alle mit Sanftmuth, besprach sich mit ihnen, und scherzte sogar, voll der erhabenen Seelenruhe. Angenehm war ihm das öftere Wiederkommen eines in der Seelsorge ergrauten Weltpriesters, mit dem er sich gern über Zukunft und Unsterblichkeit besprach.

So vergingen die zwey — so war schon der dritte und letzte seiner Tage der Vollendung nahe, Lueger war gefaßt; er verachtete die Welt, ihren Undank — ihre schönen Seifenblasen alle — und seine Seele schwebte schon über dem Sarge, athmete reinere Himmelsluft: sah schon in besseren Gefilden so manchen seiner Jugendgefährten, der im Kampfe für's Vaterland an seiner Seite fiel. Er unterhielt sich im Geiste mit seinem Lehrer und Waffenbruder Baum-

kircher, der ihm freundlich entgegeneilte, im Lande der Liebe. Ohne Gattinn, ohne Kinder, von seinen Waffenbrüdern getrennt und verlassen, band ihn nichts mehr an die Erde. In solche Betrachtungen versunken, saß er einsam in der Abenddämmerung des dritten Tages, indeß seine Wächter, von ihm reichlich beschenkt, im Vorgemache weidlich zechten, und auf die Gesundheit des Verurtheilten manchen Humpen leerten — als plötzlich die Thür sich öffnete, und ein langer Franciskaner-Mönch herein trat. Lueger, der diese Erscheinung für einen bloß geistlichen Besuch hielt, stand auf, ging dem Kommenden entgegen, und sprach mit sanftem Ernst. »Ich dank Euch, ehrwürdiger Vater! für Eure fromme Sorgfalt! Meine Rechnung mit dem Himmel ist geschlossen, ich wünschte die letzten Stunden meines Daseyns mir selbst zu leben. Der Mönch schlug schweigend die Kapuze zurück, und Lueger erkannte jetzt in ihm den Hofmeister des Kaisers, Wilhelm von Bäreneck. Dieser edle, biedere Steyermärker, ein würdiger Abkömmling der alten Grafen von Steyer, welche der Steyermark ihren Nahmen gaben, und sie zuerst zu einer Markgrafschaft, endlich zu einem Herzogthume erhoben, stand wie ein guter Genius an dem Throne Friedrichs des Dritten. Er glaubte die Treue gegen seinen Kaiser am beßten dadurch zu beweisen, wenn er, ferne von jedem Eigennutze, nur das wahre Gute beförderte, und seinen Monarchen abhielt, falschen Einrathungen zu folgen, die ihm und den Völkern seiner Herrschaft nachtheilig waren. Vergebens hatte

Wilhem einst für Baumkirchers Begnadigung mit allem Nachdrucke gesprochen; ihn konnte er nicht retten, wohl aber seinen Schwiegersohn Hannsen von Stubenberg, der späterhin als Landeshauptmann dem Vaterlande und dem Monarchen rühmlich diente. Bäreneck, den es empörte, daß wieder einer der ersten Helden Österreichs durch das Henkersschwert sterben sollte, beschloß, Luegern beyzustehen, und da er wußte, daß eine öffentliche Begnadigung desselben die mächtige Familie der Pappenheimer und viele mit ihr verwandten Grafen und Fürsten des Reiches zu Beschwerden über verweigerte Genugthuung verleiten würde; so wählte er das Mittel, den Gefangenen durch die Flucht zu retten. Unter einem schicklichen Vorwande verließ er den Kaiser auf der Reise, eilte unerkannt nach Frankfurt zurück, und kam in jener Verkleidung zu dem Verurtheilten. Lueger war erstaunt, einen Günstling des Kaisers in dieser Lage vor sich zu sehen; doch Wilhelm wollte die kostbaren Momente nicht zu unnützen Erklärungen verschwenden. Vorsichtig zog er eine Feile und ein Schwert aus den Falten seines Kleides hervor, leise die Worte lispelnd: »Hier übergeb' ich Euch die Werkzeuge zur Rettung. Um die Mitternachtsstunde werden Eure Wächter — ich habe dafür gesorgt — im tiefen Schlafe liegen. Jenseits des Maynes, erwartet Euch Euer Leibknappe mit Pferden; doch müßt Ihr den Fluß durchschwimmen, denn auf der Brücke stehen Wachen. Haltet Euch verborgen, bis es mir vielleicht einst gelingt, Eure Begnadigung zu er-

wirken.« Erasmus wollte seinem Retter um den Hals fallen; doch dieser zog wieder die Capuze über den Kopf und verschwand.

Lueger wußte nicht, wie ihm geschah, er fragte sich selbst ob er geträumt habe? Nur der Anblick der Feile und des Schwertes überzeugte ihn von der Wahrheit der Erscheinung, und regte mit einer magischen Kraft die süßen Lebenshoffnungen wieder in seinem Busen auf. Indem er sich mit dem Plane seiner Flucht beschäftigte, und die rege Phantasie ihn schon in die heimischen Fluren versetzte, breitete die Nacht ihr schwarzes Gewand immer dichter über die schlummernden Gefilde aus; aber auch immer unruhiger lechzte seine Seele nach Rettung und Freyheit. Er erblickte den Abendstern, der freundlich durch das schmale Fenster des Gefängnisses auf ihn herabblickte, und es war ihm, als strahlte sein mildes Licht tröstenden Balsam in das pochende Herz. Er sah schon im Geiste das unermeßliche Himmelsgewölbe mit all den schimmernden Gestirnen über sich; athmete wieder die freye Gottesluft, und es ward ihm so leicht — so wohl! — Nicht mehr ferne war jetzt die Mitternachtsstunde.

Leise schlich er zur Thür seines Kerkers, und horchte. Freudig vernahm er das Schnarchen der schlummernden Wächter, denen durch Bärenecks Veranstaltung, der mit Opium vermengte Rebensaft alle Sinne schwer gefesselt hielt. Nun begann Lueger sein Werk, und die gefällige Feile entledigte ihn bald seiner Ketten. Kaum fühlte er die Freyheit seiner Glieder, so zog er das Schwert, und drückte einen Kuß darauf,

so feurig und innig, wie der Jüngling auf die Lippen des nach langer Trennung wiederkehrenden Liebchens. »Komm, theures Werkzeug des Muthes! Freyheit oder Heldentod selbst sollst du mir verschaffen!« Leise diese Worte murmelnd, öffnete er entschlossen die Kerkerthür; er schlich unbemerkt durch die schnarchenden Wachen, mußte noch mehrere menschenleere Gemächer durchwandeln, und tappte sich endlich über eine Wendelstiege hinab in den Vorhof. Das Thor war offen, aber er hörte vor selbem den Fußtritt einer Schildwache. Unbemerkt wollte er sich der Pforte nahen, und dann, wenn der Wächter abwärts sich wendet, durch die Dunkelheit begünstiget, schnell hinausschlüpfen. Schon war er von den Gränzen der Freyheit nur mehr drey Schritte entfernt, als plötzlich ein ungeheuerer Bullenbeisser mit lautem Gebelle auf ihn losrannte. Lueger wollte ihn mit dem Schwerte niederstossen, als seine getreuen zwey Hunde, welche von dem Hause seiner Gefangenschaft nie gewichen waren, durch das Thor herein auf die Bestie hinstürzten, und sie mit vielen Bissen zerzausten. Lueger, den Augenblick benützend, wollte eben einen raschen Satz durch das Thor machen, als ihm eine tiefe Baßstimme: Wer da? entgegenbrüllte. Jetzt galt es Besinnung! Ehe die Wache ihr schwerfälliges Luntengewehr losdrücken konnte, war es ihr schon entrissen, und der entwaffnete Spießbürger nahm erschrocken das Fersengeld. Ohne einen Augenblick zu säumen, eilte nun Erasmus den Ufern des Mayns zu, stürzte sich rasch in die rauschenden Wogen, und schwamm, be-

gleitet von seinen getreuen Rüden, die schnell ihm nachfolgten, an's jenseitige Gestade, wo es ihm bald gelang, seinen mit den Rossen harrenden Knappen zu finden.

Hastig ging es jetzt fort dem Vaterlande zu. Bäreneck's weise Vorsicht hatte für Geld, Lebensmittel und Kleider gesorgt. Als der Tag anbrach, versteckten sie sich in einem Walde, und hatten das Vergnügen, ihre Verfolger auf der Heerstraße vorbeysprengen zu sehen, ohne hinter den Gebüschen bemerket zu werden. Vorsichtig verwechselten sie da ihre Kleider, machten ihre Gesichter unkenntlich, und traten erst mit wiederkehrender Nacht ihre weitere Wanderschaft an. Glücklich entgingen sie den Gefahren der Entdeckung, hörten in mancher Stadt von Luegers Flucht und Achtserklärung, und erreichten endlich die Gränze der österreichischen Staaten. Wehmüthigsüße Empfindungen durchwallten Luegern bey dem Anblicke der heimischen Berge. Er freute sich, diese bekannten Gegenden, die so vertraulich ihn ansprachen, wieder zu sehen; aber es schmerzte ihn tief, als ein Geächteter wiederzukehren, und in den Ländern, wo einst sein Heldenruhm selbst in den Hütten der Landleute nicht unbekannt war, jetzt gleich einem Diebe und Mörder sich verbergen zu müssen. Gern hätte er seinen Lieblingswohnsitz am Fuße des Schöckels zum Aufenthalt gewählt; doch! dort war keine Sicherheit für ihn, und so entschloß er sich, nach Lueg, dem alten Stammschlosse seines Geschlechtes zu wandern, obschon eine gewisse innere Stimme ihm

dieß abzurathen schien. Die Lage dieses Ortes, welche so ganz mit seinem gegenwärtigen Schicksale übereinstimmte, die Festigkeit, die ihn vor jedem Überfall schützte, und endlich das Bewußtseyn, daß dieser Erdenwinkel selbst wenigen der Eingebornen, und zwar nur in einem engen Kreise umher bekannt sey, bestimmten ihn nach Vernunftschlüssen zu dieser Wahl, obschon das Herz widersprach. Damahls hatte Krain noch eine sehr dürftige Bevölkerung, und war mit vielen Wäldern und großen Wüsteneyen erfüllt, unter welchen die Gegend um Lueg den ersten Rang behauptete. Noch beynahe ein Jahrhundert später gab es in diesem Lande der wilden Thiere so viele, daß eine Edelfrau das Unglück hatte, inner den Mauern ihres Schlosses im Hofe von einem durch das offene Schloßthor herein gekommenen Bären zerrissen zu werden, woraus man sich eine Vorstellung von dem damahligen wüsten Zustande dieses Landes machen kann. Was aber zur Verborgenheit dieses Stammschlosses der Lueger am meisten beytrug, war, daß es im Lande noch ein zweytes Schloß dieses Nahmens gibt, welches von späteren Zweigen dieses Geschlechtes in einer angenehmen Gegend erbauet, und zu ihrem gewöhnlichen Wohnsitze erwählet war, welches dann das Erstere allgemach in Vergessenheit brachte. Es war Sitte der Edelgeschlechter des Mittelalters, mehreren Schlössern, die sie erbauten, ihren Familiennahmen zu geben.

Es war eine fürchterliche — grauenvolle Nacht, der Donner rollte, die Blitze schmetterten, heulende

Stürme rissen hundertjährige Bäume aus ihren Wurzeln, Regen und Schlossen strömten von dem schwarzbeschleyerten Himmel herab, als Erasmus und sein Knappe endlich, nach langem Umherirren in den ungeheuern Wäldern und stäter Gefahr, von einem Blitzstrahl getroffen oder von den krachend-niederstürzenden Bäumen erschlagen zu werden, am Fuße der Felsenhöhle ihres künftigen Wohnortes anlangten. Sie banden die Rosse an einen Baum, wozu ihnen die Blitze leuchteten, und kletterten mühsam auf Händen und Füssen den schmalen Fußsteig hinan, voll Besorgniß jeden Augenblick durch einen Fehltritt in den Abgrund zu stürzen, bis sie endlich von Nässe träufelnd, matt und kraftlos, das Ziel ihrer Wanderschaft erreichten. Die kleinere Pforte des Schlosses war unverschlossen; sie schlichen die Treppe hinan, und kamen endlich in das erste, zweyte und dritte Gemach, ohne die Spur eines Bewohners zu entdecken. Schon wollten sie auf hartem Boden ihren müden Gliedern eine Lagerstelle gewähren, als es ihnen däuchte, sie hörten Menschenstimmen. Schnell tappten sie, soviel es die Finsterniß gestattete, dem Laute nach, und entdeckten bald durch die Thürspalte des hintersten Gemaches den Schimmer eines Lichtes. Lueger öffnete rasch; aber wie groß war sein Erstaunen, als er zwölf bewaffnete Männer um einen runden Tisch zechend erblickte, die bey seinem Anblicke sogleich von ihren Sitzen auffuhren, ihre Schwerter aus den Scheiden rissen, und gegen ihn losbrachen. Halt! schrie Lueger mit einer

Donnerstimmen, und hielt ihnen die Pistole drohend vor. Sie wichen etwas zurück, und der Unerschrockene fragte gebietherisch: wer sie seyen, was sie hier wollten? Was gibt dir ein Recht zu diesen Fragen? erwiederte einer dieser Männer. Ich bin Herr dieses Schlosses, und will wissen, wer meine Einwohner sind, antwortete Lueger. Die Männer waren erstaunt über die Äußerung, sie sahen ihn forschend an, und riefen endlich freudig aus: Er ist's! es ist Lueger, unser Herr und Gebiether! Jetzt erkannte Erasmus ebenfalls, daß es seine Reisige waren, denen er schon vor mehreren Jahren die Bewachung dieses Schlosses anvertraute, wohin er jedoch seit einiger Zeit nicht mehr gekommen war. Als er sie näher über ihre bisherige Lebensweise befragte, gestanden sie ihm freymüthig, es sey die Nachricht von seiner Hinrichtung zu Frankfurt bis zu ihnen gelangt, und da hätten sie sich entschlossen, vom Sattel und Stegreife zu leben. Vielleicht werde auch ich gezwungen seyn diese Lebensweise zu ergreifen, dachte sich Lueger, verzieh ihnen, und behielt sie in seinen Diensten. Er und Franz, der Gefährte seiner Flucht, ließen sich jetzt den Wein und die Speisen, womit sie von den Reisigen bewirthet wurden, herrlich munden, und streckten dann, gesättigt, die müden Glieder auf den Boden hin, wo sie bald ein wohlthätiger Schlaf besuchte, so fest und süß, als lägen sie auf Eiderdunen.

Am folgenden Tage wurden Anstalten zur neuen Haushaltung getroffen. Erasmus theilte die Rol-

len zum künftigen Lebensschauspiel aus. Er untersuchte das Schloß, und fand es so kärglich mit Hausgeräth versehen, daß er kaum ein paar wankende Tische, und die Fragmente eines Bettes für sein eigenes Lager auffinden konnte. Zum Glück kannte man damahls all die zahllosen Bedürfnisse der Weichlichkeit unserer Zeiten noch nicht, und die zu allen Beschwerden abgehärteten Krieger begnügten sich leicht. Lueger sann jetzt auf Mittel, sich und den Seinigen einen anständigen Lebensunterhalt zu verschaffen, und beschloß daher, seine übrigen Besitzungen im Lande in Geheim zu besuchen. Auf die Treue seiner Vögte konnte er sich verlassen, und die Unfruchtbarkeit der Gegend seines Wohnortes nöthigte ihn, die Nahrungsmittel von anderen Orten zu beziehen. In das Gewand eines wendischen Bauers vermummt, von einem einzigen Diener begleitet, machte er sich am dritten Tage nach seiner Ankunft auf den Weg, und wollte zuerst das untere Lueg besuchen, dessen Vogt ein würdiger Greis, das schönste lebende Ideal eines treuen Untergebenen war. Schon erblickten sie des Schlosses Thürme, als sie einen alten tiefgebeugten Mann mit eisgrauen Haaren, langsam gleich einem Schatten, daher wanken sahen. Sie kamen ihm näher. Lueger faßte ihn in's Auge, und plötzlich rief er: »Conrad! mein alter, lieber Conrad!« und faßte die Hand des Greises. Dieser erhob sein Antlitz, wischte sich ein Paar Thränen von seinen grauen Wimpern, und starrte mit seinen erloschenen Augen den Ritter an;

aber jetzt fing er an zu zittern, seine Knie brachen, und er wäre zu Boden gesunken, hätten ihn die beyden nicht unterstützt. Nach einigen Minuten erhohlte er sich wieder, sank in Luegers Arme, und weinte Freudenthränen über die unvermuthete Erscheinung seines lieben Zöglinges in den Knabenjahren. Nachdem sich der Alte gefaßt hatte, verlangte Erasmus, er sollte ihn in das Schloß begleiten; aber Conrad erwiederte mit bebender Stimme: »Ich kann — darf Euch nicht hinführen. Sie haben mich ausgetrieben, mich weggejagt — ließen mir nichts als diesen Bettelstab.« Indem er dieß sprach, zog er einen Brief aus dem Busen, und übergab ihn Luegern. Dieser las: »Unglücklicher Freund! alle meine Mühen, dein Schicksal zu bessern, waren fruchtlos. Mehr als Pappenheims Mord vergrößert dein Unglück die lügenhafte Anklage deiner Feinde, als seyest du ein Landesverräther und Anhänger des so fürchterlichen Königes der Ungarn, Mathias Corvinus. Du bist geächtet; deine Güter sind eingezogen; man hat einen Preis auf deinen Kopf gesetzt — fliehe — fliehe in ein fernes Land!« Obschon der Brief ohne Unterschrift war, so konnte doch Erasmus leicht errathen, daß er von seinem Lebensretter kam, der ihn durch einen vertrauten Knecht dem alten Conrad zur Bestellung überschickte. Der Eindruck, welchen dieses Schreiben auf Lueger machte, ist mit kalten Worten nicht zu beschreiben. Stumm und bewegungslos stand er lange da, wie eine steinerne Bildsäule; aber in seinem Innern stürmte es mächtig. Es ging eine heftige Gäh-

rung in seinem Charakter vor, und der bitterste Menschenhaß zerriß endlich die letzten Bande, die ihn noch an eine Welt schlossen, von der er gleichsam verstossen, — ausgeworfen ward. »In der Wiege meines Geschlechtes will ich sterben. Undankbares Vaterland, für das ich so oft gekämpft und geblutet habe! Ist das der Lohn meiner Verdienste? Du verstossest mich aus deinem Schooße; du raubst mir all' meine Habe, meine Ansprüche; lechzest sogar nach meinem Blute! Wohlan! so habe auch ich keine Pflichten mehr gegen dich, grausame, herzlose Stiefmutter! Komm, Alter! folge mir in meine Felsenhöhle! Raben und Eulen sollen uns ein Morgen- und Abenlied singen, Bären und Wölfe unsere Gesellschafter seyn. Ich will dich zu Tode füttern, und sollte ich jeden Bissen, den ich dir reiche, in Menschenblut tauchen müssen.

Erasmus und sein Gefährte nahmen jetzt den Alten in ihre Mitte, und brachten ihn endlich nach einer langsamen Wanderschaft nach ihrem Felsenwohnsitze. Kaum waren sie dort angelangt, so rief Lueger seine Reisige zusammen, verkündigte ihnen sein Schicksal, und erklärte, er sey jetzt genöthigt, vom Sattel und Stegreife zu leben. Die rohen Knechte, an dieses Räuberhandwerk schon gewohnt, schwuren, mit ihm zu leben und zu sterben. Eine neue Lebensweise begann er jetzt mit seinen Gefährten, wodurch in den kriegerischen finstern Zeiten des Mittelalters so viele Glieder der edelsten Geschlechter Deutschlands zur Geißel und zum Schrecken ihres Vaterlandes wurden. Erasmus war nun einer der sogenann-

ten Raubritter, welcher fürchterliche Orden, erst lange nach ihm, im folgenden sechzehnten Jahrhundert mit einem Berlichingen und Sickingen erlosch.

Der erste Gegenstand, welchen Lueger zu seinen Überfällen wählte, war Hanns von Stegberg sein und seines Geschlechtes vieljähriger geschworner Feind, der ihm stets am Hofe des Kaisers zu schaden suchte, so viel er vermochte. Stürmend erstieg Erasmus mit seinen Reisigen die Veste Stegberg. Ihr unglücklicher Besitzer rettete sich unter das Dach, um sich dort zu verbergen, allein der mürbe Breterboden brach durch; und er blieb mit dem Halse zwischen zwey Bretern hängen, wo er elend erstickte, und mit ihm das alte Geschlecht der Herren von Stegberg erlosch.

Binnen wenigen Wochen hatte Lueger mit seinen Reisigen schon Furcht und Schrecken weit umher im Lande verbreitet. Eine Unternehmung folgte der andern; eine kühne That drängte die andere. Schlag auf Schlag trieb er es fort sonder Ruhe, sonder Rast. Reiche Mönche, raubsüchtige Vormünder, tyrannische Vögte und geldstolze Bürger waren die vorzüglichsten Gegenstände seiner Überfälle und Plünderungen. Aber indeß diese den Nahmen Lueger mit Entsetzen nannten, war er Wohllaut dem Dürftigen, dem Unterdrückten und Verfolgten, der in ihm einen thätigen Freund und mächtigen Vertheidiger fand. Von romantischen Grundsätzen durchglüht, von innigem Hasse gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung erfüllt, warf er sich gleichsam zum Oberrichter der Menschen-

handlungen auf. Gesetze und Moralität sprechen laut das Verdammungsurtheil über diesen Sonderling, und doch kann man von ihm sagen, daß er sein unedles Geschäft edel behandelte. Nie waren seine Unternehmungen nach gemeiner Räubersitte von Grausamkeit und Unmenschlichkeit begleitet; sorgfältig vermied er jede Mißhandlung, und vergoß kein Blut, außer wenn Selbsterhaltung ihn dazu zwang.

So war Lueger schon im zweyten Jahre der Gegenstand des Schreckens und der Bewunderung. Überall war er in mancherley Gestalten und Verkleidungen zugegen, wußte von allem, und entging immer nicht nur allen Nachstellungen, sondern man konnte selbst seinen Aufenthalt nicht erforschen, weil er seine Räubereyen nie in der Nähe desselben trieb. Die Klagen und Beschwerden der Beraubten drangen endlich so häufig zu des Kaisers Thron, daß wiederhohlte verschärfte Befehle zu Luegers Vernichtung ergingen. Es wurde vorzüglich dem Hauptmanne von Triest, Caspar Freyherrn von Rauber, das Geschäft aufgetragen, alle Mühe anzuwenden, denselben lebend oder todt den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Erasmus erfuhr diese Verfügungen noch bey Zeiten durch seine Kundschafter. Er war Augenzeuge von den Zubereitungen, die zu seinem Untergange gemacht wurden, und wählte nun tollkühn den gedachten Freyherrn selbst zum Gegenstande seiner Neckereyen und Überfälle. Rauber, mit einem kleinen Heere von kaiserlichen Söldnern versehen, both alle Kräfte auf, sich seines Auftrages zu entledi-

gen; er unternahm Streifzüge nach allen Gegenden, setzte dem Geächteten und seinem Anhange überall nach — aber alle seine Anstrengungen waren vergebens. Immer sah er sich getäuscht, immer entwischte der schlaue Fuchs den Nachstellungen des Jägers. —

Die Göttinn des Glücks ist nur zu oft des Unglücks Kupplerinn. Sie macht ihre Günstlinge übermüthig, blind und vermessen, und führt sie endlich von dem Pfade der Klugheit ab, dem Abgrunde des Verderbens zu. Dieses Loos war schon so vielen Sterblichen, den mächtigsten Eroberern und stolzesten Erdengöttern — es wurde auch Luegern zu Theil, dessen Muth und Entschlossenheit von einem tiefen Menschenhasse genährt, endlich in eine tolle Verwegenheit ausartete. Einst befand sich der Freyherr v. Rauber mit seinen Waffengefährten auf seinem Schlosse Kleinhäusel, und saß eben an der Mittagstafel, als Lueger ohne Begleitung vor das Schloßthor geritten kam, sich mit einem dort stehenden Knechte in eine Unterredung einließ, und diesem den Auftrag gab: »Geh' hin zu deinem Herrn, und sage ihm nebst meinem Gruß, ich vernahm, daß er schon so lange mich gesucht, aber nicht gefunden habe; ich sey nun bereit, ihm selbst den Weg zu meinem Schlosse zu zeigen. Ich verspreche, ihn dort ehrlicher zu bewirthen, als er mich vielleicht hier empfangen würde.« »Wie ist denn Euer Nahme?« fragte der Knecht, ihn mit dummer Verwunderung anstarrend. »Ich bin ein Herzensfreund deines Herrn, und heiße Erasmus Lueger«, erwiederte dieser, wandte sein Pferd, schoß

zwey Pistolen in die Luft, und jagte davon; Rauber und seine Gefährten eilten sogleich hinab, setzten sich auf ihre Rosse, und sprengten ihm nach. Sie erblickten ihn in der Ferne, gleich einem nahe an der Erde hinschwebenden Vogel, und in wenigen Augenblicken verschwand er so plötzlich, als hätte ihn ein Geist der Hölle ihren haschenden Händen entrückt. Die Vermessenheit belebte den zürnenden Freyherrn mit neuer Thätigkeit. Er schickte Kundschafter nach allen Richtungen aus. Endlich gelang es einem derselben den Hufschlag des Pferdes zu entdecken, und auf dieser Spur durch Wälder und Umwege mit vielen Anstrengungen und Mühe die Gegend von Lueg zu erreichen, wo er mit spähendem Blick die Felsenhöhle und das darin befindliche Schloß entdeckte. Kaum hatte Rauber hiervon Nachricht erhalten, so brach er mit all' seinen Reisigen dahin auf. Doch sein Erstaunen war eben so groß wie sein Unmuth, als ihn der erste Anblick überzeugte, daß die Festigkeit dieser in einer Felsenhöhle erbauten Burg unüberwindlich, und nur durch Hunger mittelst einer langwierigen Belagerung zu bezwingen sey. Ungern entschloß er sich hierzu, allein da sich ihm sonst kein anderes Mittel zur Erreichung seines Zweckes zeigte, so mußte er sich dieß gefallen lassen.

Lueger und seine Gefährten spotteten indeß ihrer Feinde. Sie sahen den Bemühungen derselben hohnlachend zu, und ließen sichs wohlergehen in ihrem Felsenneste. Schon zwey Monathe wurde die Belagerung fortgesetzt, und die Belagerer, deren viele

ein Opfer der Krankheiten und des Todes wurden, mußten bey einem dürftigen Unterhalte alle Qualen des strengen Winters erdulden. Als nun der letzte Tag des Faschings erschien, zeigte sich Erasmus oben vor seinem Schlosse, und rief ihnen zu: daß er sie auf ein Fastnachtsmahl beym wärmen Ofen zu sich bitte.

Da er aber sah, wie seine erstarrten Gegner diesen Spott keiner Antwort würdigten, ließ er den vierten Theil eines Ochsen an ein Seil binden, und so in die Tiefe, ihnen zum Geschenk, hinabrollen. Rauber hielt dieses für eine List der Belagerten, die dadurch nur ihren Mangel zu verbergen suchten, und schöpfte neue Hoffnung; doch vergebens! Die Ostern kamen; Lueger erschien wieder, und machte seinen Feinden ein zweytes Geschenk mit einigen lebendigen fetten Lämmern. Die Zeit verfloß. Der Frühling erweckte die schlummernde Natur. Erasmus setzte öfters seine Erscheinung fort, und ließ sich mit seinen Feinden in Unterredungen ein. Er wiederhohlte dem Freyherrn seine freundschaftliche Einladung, ihn auf Ritterwort, Treu und Glauben auf seinem Schlosse zu besuchen, um sich selbst zu überzeugen, daß alle seine Hoffnung, ihn auszuhungern, fruchtlos sey. Weil jedoch Rauber aus Mißtrauen sich hierauf nicht einlassen wollte, so verlangte Lueger sicheres Geleit für seinen Leibknappen, um ihn manchmahl mit einigen Seltenheiten bewirthen zu können, da die Mittheilung mittelst langen Stricken zu viele Unbequemlichkeit hatte. Rauber bewilligte dieß, und verwunderte sich

nicht wenig, als er sich so freygebig mit einem Körbchen voll Erdbeeren, Kirschen und dergleichen in einer Jahreszeit beschenkt sah, wo diese Früchte im Lande nur erst in der Blüthe waren. Bald hernach erfolgte ein Geschenk von kostbaren Fischen, und so verging fast kein Tag, wo der Knappe nicht vom Felsenloche herabkletterte, und mit einer neuen Gabe im Lager erschien.

Der Freyherr erkannte nun klar, daß er seinen Zweck nimmer erreichen würde, und beschloß, müde des fruchtlosen Harrens, dem ungestümmen Anhalten seiner überdrüßigen Krieger um Aufhebung der Belagerung nachzugeben. Der Freyherr dachte schon daran, in seinem Berichte nach Hofe einen Vorschlag zu Erasmus Begnadigung zu machen, als ihm ein listiger Friauler aus seinem Heere den unedlen Rath gab, seinen durch Waffen unbezwinglichen Gegner durch List zu vernichten, und dazu Luegers Knappen, Franz, zum Verräther seines Herrn zu machen. Rauber, den die Vereitlung seiner Hoffnungen erbitterte, horchte mehr der Stimme der Rache, als der der Ehre, indem er diesen Antrag benützte.

Als nun Franz wieder mit einem neuen Geschenke herab kam, empfing er ihn sehr freundschaftlich, ließ ihn an seiner Tafel speisen, und beschenkte ihn reichlich. Die Herablassung der Gebiethenden hat eine fast unwiderstehliche Kraft auf die Gemüther der Gehorchenden; diese Wirkung zeigte sich auch bey dem getäuschten Knappen, der von der scheinenden Güte des Freyherrn ganz bezaubert ward. Er verdoppelte seine Gefällig-

keit gegen Franzen, bey jeder wiederhohlten Sendung, und bald hatte er ihn so sehr gewonnen, daß er ungescheut mit seinem Antrage zur Sprache kommen durfte. Freyheit, Begnadigung, glänzende Versprechungen reichlicher Belohnungen waren die Sirennen, die mit ihren Zaubergesängen den armen Jungen in das Netz der Verrätherey lockten, und sein empörtes Gewissen zur Ruhe lullten. Sein Innerstes schauderte zwar vor einer so ungeheuern Treulosigkeit zurück; aber Überredung mahlte ihm das Laster minder gräßlich, machte es zu einem Verdienste um das Vaterland, und zeigte ihm die günstigen Bilder und Aussichten. Immer leiser — immer schwächer ward die widersprechende Stimme seines Herzens, bis endlich sein guter Schutzgeist weinend von ihm entfloh. — Traurige Schwächen der Menschheit, die uns so leicht auf die Irrwege des Verbrechens lenken, und uns die Rückkehr auf der Tugendbahn so schwer machen! Gold und Liebe sind dieses Erdballs mächtigste Beherrscher; Mächtige und Bettler tragen ihre Ketten, und widerstehen ihrer Allmacht nur selten. Das Erste blendete mit seinem zauberischen Schimmer Franzens Tugend; die Zweyte machte sie vollends erblinden. Er hatte zu Wipach ein Mädchen, das er glühend liebte, dessen Besitz der sehnlichste seiner Wünsche war. Das Laster zeigte ihm den Pfad in ihre nach ihm ausgebreiteten Arme zum Wonnegenuß des höchsten Erdenglückes; die Tugend aber stellte ihm in der Treue gegen seinen Herrn das traurige Bild einer ewigen

Trennung von dem geliebten Gegenstande, und im Hintergrunde den schmählichen Tod dar. — Er fiel!

Franz entdeckte dem Freyherrn, daß Lueger sich täglich des Abends auf ein bestimmtes Plätzchen begebe, dort einem allgemeinen Bedürfniß der Natur Genüge zu leisten; daß dort der Fels von keinem besondern Umfange sey, und folglich einige Schüsse aus großem Geschütze ihre Wirkung nicht verfehlen würden. Zufällig hatte man im Lager einige Donnerbüchsen aus dem Zeughause zu Laybach, welche jedoch, da man sie gegen den harten Felsen für unbrauchbar hielt, bisher unbenützt blieben. Die Verabredung ward also dahin getroffen, daß Franz mit Aushängung eines weißen Lappen bey dem dort angebrachten Fensterchen den Belagerern das Ziel zur Richtung der Stücke genau bezeichne, und wenn dann Abends Erasmus sich auf den angezeigten Orte begeben würde, so sollte ein an ein Fenster gestelltes brennendes Licht zur Loosung dienen. Der verrätherische Bube kehrte zurück, und erfüllte sein Versprechen, leider! nur zu genau. Bald entdeckten die Belagerer das oben flatternde Zeichen, und säumten nicht, alle ihre Donnerbüchsen mit großer Genauigkeit darnach zu richten. Mit pochendem Herzen harrten sie nun der Nacht, und erwarteten mit Sehnsucht die Loosung.

Lueger war an diesem Tage mürrisch und traurig, geheime Ahnungen drückten seine Brust;

ihm war in vergangener Nacht Baumkirchers Geist im Traume erschienen, hatte ihm düster die Hand gereicht, und ihn mit dem Finger drohend vor einer Schlange gewarnet, welche er plötzlich an seinem Busen sich windend und zischend entdeckte, worüber er erwachte. Nachdenkend schlich Erasmus den ganzen Tag in seiner Felsenhöhle umher; er sprach, aß und trank sehr wenig, und als endlich der Abend herbey kam, leiteten ihn Natur und Verhängniß zur Stätte seines Verderbens. Das Todtenlicht leuchtete am Fenster; die vier Donnerbüchsen knallten schrecklich, auf einmahl losgebrannt, und der unglückliche Verrathene, von zwey losgesprengten Felsenstücken am Kopfe und Schenkel getroffen, stürzte todt zu Boden. Alle Reisige des Schlosses, von Schrecken und Verwirrung erfüllt, eilten ihrem unglücklichen Gebiether zu Hülfe, und diesen Augenblick benützte der Verräther, den Belagerern den Eingang zu verschaffen. Mit blanken Klingen drangen sie hinan; die getreuen zwölf Anhänger des Gefallenen setzten sich sogleich zur Gegenwehr, und fochten so lange den Kampf der Verzweiflung, bis auch der Letzte von ihnen todt an die Seite ihres verblichenen Gebiethers hinsank. Jetzt erhoben die Sieger ein gellendes Freudengeschrey, und überhäuften Franzen mit Lobsprüchen und Verheißungen. Er mußte ihnen alle Gemächer des Schlosses, besonders aber jenen, von der Natur selbst gebauten heimlichen Gang anzeigen, welcher, in Felsen ausgehöhlet, vier deutsche Meilen lang in die Gegend von Wipach, die mit Recht Krains

Paradies genannt wird, führet, und woher die Belagerten all' ihre Bedürfnisse auf das reichlichste sich zu verschaffen wußten. Als die Eroberer zur Mordstätte, wo die Erschlagenen sich befanden, zurückkehrten, fanden sie den alten Conrad über Luegers Leiche hingesenket, in einem Zustande, der an Verzweiflung gränzte. Lange sahen sie ihm zu, selbst ihre rohen Herzen fühlten einiges Mitleid für den Greisen, als er endlich sein Haupt erhob, und seine strafenden Blicke nach Franzen richtete, der seine Augen erröthend zu Boden schlug. Langsam erhob er sich jetzt, und wandelte gleich einem Schatten der Unterwelt auf ihn zu. Mit feyerlichem, richtendem Tone erhob er nun seine Stimme: »Jüngling! du hast deinen Herrn und Meister verrathen; zittere, Judas Iskariot! Ich bin sein Rächer.« Mit diesen Worten riß er plötzlich einen Dolch aus dem Gürtel, und stieß ihn mit Jugendkraft in des Verräthers Herz. Einen Augenblick hernach sank auch der Greis von vielen Hieben und Stichen getroffen, entseelt auf die Leiche seines Gebiethers nieder.

Mit reicher Beute beladen, nahmen am folgenden Tage die Sieger ihren Abzug, und überließen die Leichen der Erschlagenen ihrem Schicksale. Kein lebend Wesen blieb im Schlosse, als Luegers beyde Hunde, die ihren Herrn auch im Tode nicht verließen. Einige arme fromme Leute, aus der Nachbarschaft, entschlossen sich endlich, die Todten zu begraben, und ihrem ehemahligen Wohlthäter im nächsten Kirchhofe ein geweihtes Plätzchen der Ruhe zu gewäh-

ren. Kein Verwandter, kein Freund folgte der Leiche des Lueger; nur seine zwey Rüden schlichen ihr traurig nach, legten sich auf sein Grab — und starben bald. —

Dieß war im Jahre 1484 das tragische Ende des letzten Sprößlings eines edlen deutschen Stammes. Noch sind von ihm in jenem Schlosse mehrere Denkmahle vorhanden; noch zeigt und erkennt man den Platz, von welchem, durch die Gewalt der Kugeln, das Felsenstück absprang, welches den Unglücklichen zerschmetterte.

Andreas Hofer.

Treu hingst du deinen alten Fürsten an,
Treu wolltest du dein altes Gut erfechten,
Der Freyheit ihren ew'gen Bund zu flechten
Betratst du kühn die große Heldenbahn.
Und treu kam auch dein Volk zu dir heran,
Ob sie der Väter Glück erkämpfen möchten;
Ach wer vermag's mit Gottes Spruch zu rechten?
Der schöne Glaube war ein schöner Wahn.

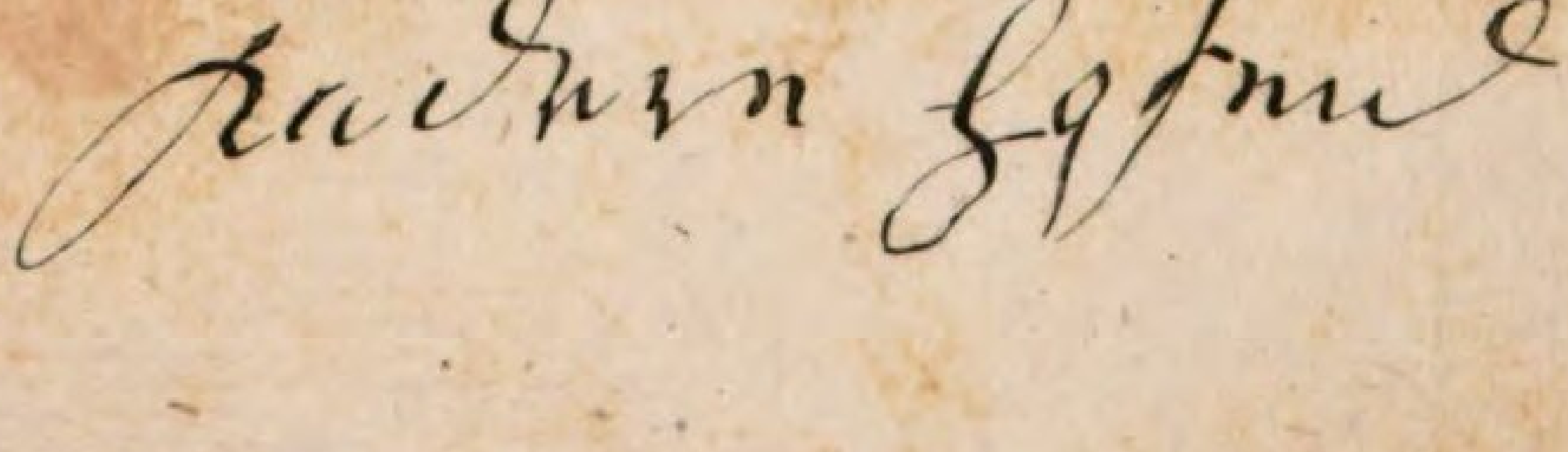
Es fangen dich die Sclaven des Tyrannen,
Doch wie zum Siege blickst du himmelwärts,
Der Freyheit Weg geht durch des Todes Schmerz!
Und ruhig siehst du ihre Büchsen spannen,
Sie schlagen an, die Kugel trifft in's Herz,
Und deine freye Seele fliegt von dannen!

Theodor Körner.

Tomaselli ad vivum pinxit 1809. *Seb. Langer sc.*

Andreas Hofer

Fac simile seiner Handschrift



Andreas Hofer.

Tyrol, obschon es vielerley Producte hervor bringt, war niemahls ein reiches Land zu nennen.

Durch Kriege und Steuern wurde in den letzten 6 bis 7 Jahren sein Handel gestört, seine Viehzucht hat gelitten, seine Capitalien mußten angegriffen und aufgezehrt werden.

Die Bevölkerung mit Einschluß der 1803 reunirten Bisthümer Trient und Brixen und des Vorarlberges betrug 1804 686,466 Seelen. [1]) Der Flächeninhalt etwa 450 Quadratmeilen [2]).

---

1) Bevölkerung 1804 — 338,404 Männer, 348,062 Weiber, geboren 17588, gestorben 14912.

2) Burglechner zählt mit Einschluß von Brixen und Trient 17 Städte, 16 Märkte, 199 Pfarrkirchen, 1142 Dörfer und Weiler, 52 Klöster und geistliche Stifter, 395 Schlösser und Adelssitze. Jetzt sind alle diese Bestimmungen schwerer. Man rechnet aber mit Vils an der schwäbischen Gränze 18 Städte, im Vorarlberg 3, (zusammen 21) die Pfarreyen haben großen Zuwachs erhalten. Man sehe die Einleitung zu Zollers alphabet. topograph. Verzeichniß der Ortschaften u. s. w. in Ty=

Das Land Tyrol wird durch drey Gebirgsketten durchschnitten, die mehrere Hauptthäler bilden, nähmlich das Etsch- Puster- und Eisak - Thal, und das Ober- und Unter- Innthal und Vintschgau. Der Brenner ist als Centralpunct zu betrachten. Von seinem Rücken laufen ansehnliche Flüsse nordwärts und südwärts.

Die höchsten Gipfel der Gebirge erheben sich über die Wolken. Mit großen Schwierigkeiten ist vor wenigen Jahren zum ersten Mahle die Orteles Spitze bestiegen worden.

Mahlerisch ist das Ländchen wie die Schweitz, die Pyrenäen, die Appenninen Gegenden. — Wasserfälle, die starke Wellen mit Macht ergießen, kleinere, die in Staub aufgelöst, nur Regenbogen bilden, durchsichtige Quellen, ewige Gletscher, mit Waldungen begränzte Berge, — andere, die, wie schon Dante bey Trient sie beschreibt, zackige und nackte Massen, gleich dem Orte ewiger Verdammniß, darbiethen. — Ferner grünende, bewässerte Thäler und Alpen, und bewohnte Städte — und die Ruinen einer unzähligen Menge alter Thürme und Burgen, manche, wie Vogelnester an Felsen geklebt, die Stammschlösser berühmter Geschlechter, oder wie die

---

rol; Inspruck 1806. Eben dort findet man auch die Eintheilung in 6 Kreise, in 9 Viertel (deren jedes auf Landtagen Repräsentanten hatte); die Viertel zerfielen in Graf- und Herrschaften, Stadt- und Landgerichte, Hof- und Gemeine Gerichte, Hofmarken und Burgfrieden.

Tradition berichtet, ehemahls Eigenthum des unterdrückten Ordens der Tempelherren.

Die Berge, die unbekannte Zeiten schon durchwühlt, liefern Salz, edle und unedle Metalle; — die ergiebigsten Schmelzwerke sind jetzt die von Brixlegg. — Die Thäler bringen nach ihrer Höhe und Lage die verschiedensten Erzeugnisse hervor. Wo die Sonne es erlaubt, wird Wein gepreßt, edle Früchte geimpft, türkischer Weitzen geerntet, Seidenwürmer gebrütet, Tabak gebaut. Bey Botzen und Meran reifen Orangen wie an den Seen von Garda und Como. Kältere Gegenden geben Korn und Hafer, doch nicht genug für den Bedarf des Ländchens. Die Alpen erziehen zahlreiche Herden, Hauptzweig des Gewerbes, vorzüglich blühend im Pusterthale. —

Wo die Natur am wenigsten gethan, ersetzte es die Industrie der Tyroler. Von Tesino treibt man den Bilderhandel nach allen Welttheilen. Die steinigten Schluchten von Gröden, oder Gardena verschicken für viele tausend Gulden zierliche Spielereyen und Schnittwaaren aus Zirbelbaumholz (Pinus Cembra), während die Weiber geklöppelte Spitzen im Lande ausbiethen. Die Sette Commune bereichern sich durch Flechten von Strohhüten. Zwischen Imst und Landegg erzieht man eine ungeheure Menge Canarien-Vögel, welche selbst nach Rußland zum Verkaufe getragen werden. — Fabriken und Manufacturen bis auf Messingwerke, gibt es wenige in Tyrol. Die Handschuhe aus feinem Leder sind weit

und breit in Deutschland berühmt. Eben so die Tyroler Teppiche, meistentheils bey Tefereckcn im Pusterthale gewebt. Ganze Abhandlungen sind über die wandernde Thätigkeit der Tyroler geschrieben worden.

Zu Künsten und Wissenschaften, wie zu mechanischen Fertigkeiten haben die Tyroler Anlagen. Der Beweis läßt sich leicht durch eine ganze Liste ausgezeichneter Männer führen.

Von jeher trieben sie gerne Handel. — Ihre Märkte und Messen, besonders Botzen, waren frühe Zwischenplätze der Deutschen und Welschen. —

Die römischen Heerstraßen, die nach verschiedenen Richtungen Tyrol durchschnitten, machten sie mit den Gebräuchen anderer Völker bekannt, ohne sie zu bewegen, die eigenen einfachen zu verlassen. Auch jetzt sind die Chausseen und fahrbaren Straßen vortrefflich. Die Langobarden, die cultivirtesten der Barbaren, die Italien eroberten, hatten nach dem Untergange römischer Herrschaft durch Tyrol Verkehr mit den Bayern.

Das Christenthum wurde in den ersten Jahrhunderten eingeführt. Mönche und Äbteyen haben viel zur Urbarmachung des Landes und Erbauung der Ortschaften beygetragen.

Jederzeit haben die Tyroler eifrig, und ängstlich fast, an der Römischkatholischen Kirche gehangen; die Reformation machte unter ihnen keine bedeutenden

Fortschritte. . . . . [1]) Im Jahre 1809 ist in allen ihren Proclamationen ꝛc., die Popularität gewinnen sollten — von der Religion der Väter, oft vom Pabste die Rede, während man diese Motive im übrigen Österreich gar nicht benutzte . . . . — Ihre Priester, besonders die niedere Geistlichkeit, zeigten sich als wahre Patrioten . . .

Weil in den letzten zwölf oder fünfzehn Jahren noch von neuen Wallfahrten und wunderwirkenden aufgefundenen Madonnenbildern die Rede war, hat man daraus mit Unrecht schließen wollen, daß dieses Völkchen an Geistesbildung unter den Deutschen zurück sey. Es ist wahr, daß nicht überall die Schulen gleich gut und häufig sind; dagegen bildet die Tyroler das Reisen, so wie die vielen Zusammenkünfte zu Gerichtswahlen und andere Berathschlagungen über Gemeindesachen.

Es sind die Bauern seit vielen Jahrhunderten eigene Leute oder Unterthanen adelicher Gutsherrschaften. Einige Dynasten, so nannte man letztere, die sich des Ausdruckes Unterthanen gegen sie bedien-

---

1) Die Religions-Unruhen vom Jahre 1523 bis 25 waren zwar nicht unbedeutend, und veranlaßten einerseits Aufruhr, Widersetzlichkeit gegen die Regierung und Plünderung, so wie anderseits Verfolgungen und blutige Hinrichtungen. Besonders griff die Secte der Wiedertäufer um sich, deren Hauptsitz zu Schwatz war . . . Aber nach wenigen Jahren wurde alles beruhiget und unterdrückt. Ein Aufsatz im Tyroler Almanach von 1805. Der Bauernkrieg von 1525 gibt über jene Zeit höchst interessante Aufschlüße.

ten, wurden nicht allein von den Landleuten, sondern auch vom Fiscus, wegen dieses Attentats wider die landesfürstlichen Rechte belangt. — Die Bauern konnten Güter und Grundstücke des Adels mit allen darauf haftenden Gerechtsamen erwerben, und hatten Stimmen auf den Landtagen. —

Jede Gemeinde fast genoß Freyheiten, und hatte besondere Constitutionen und Gebräuche. Die Richter zu Storo, Val di Ledro, Segonzano im Trienter Kreise waren gemeine Bürger, oder Landleute aus der Gerichtsgemeinde. — Dasselbe galt von Alt-Tyrolisch-Deutschen Gerichten, z. B. Ritten, Jenesien, Wangen, Passeyr, Matray u. a. m. bis die Josephinische Gesetzgebung Änderungen hervorbrachte. 1) Die meisten und schönsten Privilegien der Tyroler rühren von Friedrich mit der leeren Tasche her, der sie ihnen zu der Zeit vergönnte, als er von Kaiser Sigismund geächtet, seiner Haft entkam, um in Tyrol einen Anhang gegen Erzherzog Ernest den Eisernen zu werben.

Die Sitten der Tyroler sind nicht eigentlich strenge; obschon eheliche Treue gut gehalten wird, zeigen sich die Mädchen nicht immer spröde gegen ihre Liebhaber, und die Folge nächtlicher Zusammenkünfte

---

1) Ueber die Civil- und Criminal-Justiz-Behörden in Tyrol und die Organisirung der Landgerichte rc. rc. beliebe man einen Aufsatz vom Professor Hamer nachzulesen im Sammler für Tyrol 1ster Band, 3tes Stück. Nach Zoller heißen Landgerichte (im Brixnerischen, Banngerichte) alle Gerichtsbarkeiten, denen das Recht des Blutbannes zusteht.

durchs Fenster, Besuche der Wildschützen bey den Sennerinnen auf den hohen Alpen, so wie das fleißige Zutrinken bey den Kirchweihtänzen haben schon oft Veranlassungen zu Strafpredigten von den Kanzeln herab gegeben, wenn gleich die sichtbaren Wirkungen durch Heirathen gut gemacht werden.

Im Jahre 1804 waren unter 17588 Geburten nur 489 uneheliche.

Das Völkchen liebt starke Getränke, Wetten, Spiel und Fröhlichkeit. Sie vervielfältigen gern ihre Feste; dasjenige, wenn die Herden gegen den Winter von den Bergen kommen, ist eines der schönsten. — Häuser und Hütten sind in Tyrol bunt geschmückt und gemahlt, und im Herbste zierlich mit Tapeten und türkischen Weitzen bedeckt.

Die Almen (Alpen) schallen in warmer Jahreszeit von Gesängen. — In jeder Sennhütte findet sich ein musikalisches Instrument, wäre es auch nur eine Maultrommel.

Wie bey den Salzburger Hochländern ist das Ludeln oder Jodeln einheimisch; sonderbar modulirte, durch die Kehle erzeugte Töne, die eine originelle und angenehme Wirkung hervorbringen, zumahl wenn das Echo sie begleitet.

Einen besondern Zweig der Poesie machten in Tyrol wie in Schwaben die heiligen Comödien und Trauerspiele, meist in Knittelreimen. — Unter der bayrischen Regierung müssen sie untersagt gewesen seyn, denn Hofern wurde eine Bittschrift in Betreff eines zu errichtenden heiligen Theaters überreicht,

unter welche er setzte: »Meinetwegen, ich habe nichts darwieder!«

Gedichte aus dem Stegreife werden bey vielen Veranlassungen gemacht; Ausforderungen in Versen sind eben so wenig selten als satyrische und Liebeslieder, oder Klagen und Sehnsucht der Einsamen auf Reisen und beym Viehhirten. —

Andreas Hofer.

Dieser, durch das seltsame Spiel des Zufalls, und durch den löwenkühnen Muth seiner Landsleute zu großer Celebrität gelangte einfache Landmann und Gastwirth gehörte dem Thale Passeyr dem tyrolischen Schwytz an. Sein Geschlecht war seit vielen Jahren daselbst gekannt, und besaß das Wirthshaus am Sand; daher man ihn gewöhnlich nur den Sandwirth hieß.

Hier sein Taufschein aus dem Taufbuche der Pfarre zu St. Leonhart in Passeyr:

Am 22. November 1767 wurde getauft Andraes Nikolaus, ein ehelicher Sohn der wohlehrsamen Eheleute: Joseph Hofer, Wirth auf dem Sand, und Maria Aignetleitnerinn. Pathe war Johann Pichler auf der Mörr.

Von Ambach, Pfarrer.

Außer diesem Gastwirths-Geschäfte trieb Hofer auch einen nicht unbedeutenden Handel mit Vieh, Getreide und Wein, wodurch er ein schönes Vermögen sammelte, und ein zweytes Wirthshaus, am hohen Jauchen genannt, erkaufte, welches zur beque-

men Beherbergung der Saumrosse oder Maulthiere diente; denn nur für diese ist der dasige schmale und hohe Gebirgsweg gangbar. Hofer war daher im ganzen Lande allgemein bekannt, und da er in seiner Jugend einen guten Schulunterricht bey geistlichen Leuten genossen, so verband er mit seinen Schulkenntnissen eine religiöse Frömmigkeit, die ihn bey den Priestern und Mönchen beliebt machte. Des Schreibens im Tyroler Dialect war er sehr geläufig, er war im Rechnen geübt, hatte Geschichte gelesen und auch von der Mathematik und Geographie einen Vorrath gesammlet.

Hofer hatte mehrere Schwäger und Blutsverwandte, unter andern eine Frau, einen vierzehnjährigen Sohn und zwey Töchter, von denen er sehr geliebt, so wie überall im Lande, seines rechtschaffenen und biedern Charakters wegen hochgeschätzt wurde.

Er war von mittlerer Größe, mehr stark als schwach gebaut, hatte ein schwarzbraunes, breites, volles Mannsgesicht, eine breite Stumpfnase, ohne Falsch und ohne Grimm im Anblick und einen schwarzen, starken herunterhängenden Bart, nach Art der Wiedertäufer Calvinisten. Sein Anzug war stets nach der Gewohnheit seines heimathlichen Thales, und bestand in einer kurzen Joppe oder Bauern-Rock von grüner Papagay-Farbe, einem rothen Wamms, mit breiten darüber gehenden Hosenträgern, einer breiten, lederbeschlagenen Binde um den Leib, schwarzen, kurzen bockledernen Hosen, die eben nur bis an das Knie reichten, welches bloß war, denn die weißwollenen Strümpfe

reichten nur bis an die Wade; ferner in niedern ausgeschnittenen Bauern-Schuhen, oft mit Bändern, oft mit Schnallen versehen, und endlich in einem (nicht grünen) sondern schwarzen Hut, der mit schwarzem Taffet-Band eingefaßt und auf der linken Seite aufgesteift war, und so hat man das wahre Bild dieses merkwürdigen Mannes.

Als die Revolution in Tyrol ausbrach, wählten ihn die Aufrührer, theils wegen seines ernsten mit Würde verbundenen Charakters, theils wegen der Liebe und Achtung, die ihm allgemein zu Theil ward, und theils wegen seiner bewährten Landeskunde zu ihrem Anführer. Da er unter seinen Leuten die beßte Ordnung zu erhalten wußte, und auch mit ihnen schon in mehreren Gefechten den entschiedensten Ausschlag gegeben hatte, so schlossen sich immer mehrere Gemeinden der Thäler an ihn an, bis am Ende die ganze Nation, auf ihn ihre Augen wandte, und sich seiner Leitung blindlings überließ. Seine Vertrauten waren besonders, der Gastwirth Peter Meyer von der Mahr und Riedmüller von Pludenz, der Dechant Jäger, der Pfarrer Damascen Sigmund von Virgen, der Priester Unterkircher, der Hauptmann Speckbacher und ein gewisser Kolb. Die Erstern wurden nach und nach gefangen, und theils vor der Stadt Matrey, theils vor Botzen erschossen; Kolb war wieder entwischt. Noch hatte er einen jungen Menschen von achtzehn Jahren als Secretär um sich; er war der Sohn eines Arztes aus Grätz, der zuvor Handlungs-Commis zu Triest

war. Besonders aber und vor allen diesen Leuten, besaß der Capuciner-Mönch Joachim aus Meran sein unbedingtes Vertrauen. Diese Alle machten mit dem in diesem Geschäfte mehr schwachem als starkem Manne, was sie wollten, und thaten und wirkten mithin mehr als er selbst. Indessen bleibt es wahr, daß die Mannschaft unter seinen Befehlen sich am tapfersten schlug, und die wenigsten Ausschweifungen sich erlaubte, es bleibt wahr, das Hofer manches große Unglück im Lande verhinderte, manches Unglücklichen Leben rettete, und das Schicksal Innsbrucks, der Hauptstadt des Landes, zu mehreren Mahlen milderte, wenn das blinde Landvolk in seiner Wuth Opfer von Menschen oder so genanntem Herren-Blut, oder Ansteckung der Häuser wüthend von ihm forderte. Mit festem Sinn und sanften Worten sagte er öfters den eindringenden Horden: »Landsleute, dazu habe ich keine Vollmacht, das darf nicht geschehen, ich gestatte es nicht.« Doch ließ er manchmahl seine Macht den zu ihm kommenden Bürgern fühlen, denen er trotzig sagte: »wenn ich nun dieß oder jenes über euch ergehen lassen wollte, wer will es mir wehren! hab' ich nicht etwa die Macht dazu?« und durch ihre zitternde Verbeugung sah er sich freylich in seinem Glauben bestärkt.

Als er das erste Mahl in Innsbruck einzog, nahm er seine Wohnung in der ehemahligen Kaiserburg; den Dienern, die ihn mit tiefer Ehrfurcht um die Stunde fragten: wann seine Excellenz zu speisen gedächten? antwortete er trotzig im National-Dialecte:

»Jetzt hob ich nit Zeit an's Fresse zu denke, erst muß ich in die Schreiberey.« Er verstand darunter die Kanzelley, wo auf ihn tausend Sachen zum unterschreiben warteten. Oft geschah es, daß er eigenhändig etwas schnell aufsetzen mußte, daß ihm dabey der Angstschweiß vom Angesicht rann, und er sodann über seine Adjutanten, die er Schreiber zu nennen beliebte, schmähete und los zog, mit den Worten: »hob ich Ochsen und Kälber, oder hob ich Leut um mich, daß ich Alles allein thun muß?«

Sein Mittagsessen ließ er sich vor vierzig Kreuzer, das Abendessen vor sechsunddreyßig Kreuzer, von der Kaffehsieder-Wirthinn (Kaffeh-Haus) Wittwe Mollin, der Burg gegen über, bringen, und trank jedes Mahl dabey nicht mehr als eine halbe Flasche Wein; täglich bezahlte er das Genossene, ließ es sich bescheinigen, und legte die Scheine zur National-Rechnung bey.

Während er in der Burg wohnte, lief alles Volk hinein, ihn zu sehen, und man sah in ruhig, mit einigen seiner Vertrauten, in einem der Hofzimmer sitzen, und seine Pfeife Tabak schmauchen, sah er nun zufälliger Weise einen seiner Bekannten, so sprach er ihn freundlich an, indem er ihm die Hand reichte, mit den Worten: »seydt's a do? was möcht's gern hobn?« Die meisten wollten Geld, oder fragten nach solchem »ja mein Gott!« war seine Antwort, »Geld hob' ich kains, woher nehm'n, da wartets umsonst, helft euch indeß wie ihr könnt, Gott wirds bald anders machen.« Klagten ihm einige, daß ihnen Pulver und Bley aus-

ginge, tröstete er sie wieder: »Gott wird schon helfen! Gott wirds schon machen!« Darüber wurde einige Mahle der Pater Joachim aufgebracht, und sagte ihm: »Ihr müßt den Leuten nicht immer sagen: Gott wird schaffen, Gott wird schon helfen; Ihr seyd Commandant, ihr müßt Mittel machen;« und solcher Auftritte gab es mehrere.

Ein Handelsmann von Mittewald nächst der Scharnitz, ersuchte einen Kaufmann von Innsbruck um die Verwendung eines Passes bey Hofer für ihn nach Innsbruck. Das Handelshaus führt den Nahmen Jochner und Compagnie. Hofer schrieb deßwegen an den Wirth und Commandanten der Scharnitz mit den Worten: »Es werden zwey Kaufmander aus Baiern nach Scharnitz kommen, laßt sie ruhig nach Innsbruck passiren.

Als seine Gegenwart auf einige Tage in Botzen nothwendig war, fuhr er mit vier Pferden dahin, sonst bediente er sich nie eines Postzuges.

Bey allen Angriffen gegen den Feind war Hofer niemahls an der Spitze seiner Truppen, er überließ die Anordnungen dem Pater Joachim, oder seinen sonstigen Vertrauten und Adjutanten; er selbst war nur beschäftigt, neue Verhaltungszettel an die verschiedenen Compagnie-Commandanten zu schicken, und erwartete rückwärts immer den Erfolg seiner Leute.

Zur Ausfertigung hatte er zweyerley Siegel, jenes des Landes und sein eigenes, das erste hatte den bekannten einfachen Adler mit ausgebreiteten Schwingen, und den Fürstenhut auf dem Kopfe, mit der Umschrift: »Ge-

fürstete Grafschaft Tyrol« so wie das nähmliche Gepräge auch auf den, während der Revolution geschlagenen Münzen war. Neben den Kopf des landesherrlichen Vogels, ließ Hofer zu beyden Seiten die Anfangsbuchstaben seines Vor- und Zunahmens hineinstechen. Sein Familien-Wappen stammt wahrscheinlich aus alt-adeligen Zeiten, und stellt einen Mann mit spitzem Hut und runder Schürze vor, in der rechten Hand ein Beil vorhaltend. Sollte wohl die weissagende Urzeit schon auf diesen Enkels-Enkel damit hingedeutet haben, daß er das Beil über Tausende von Schlachtopfern gewaltig schwingen würde? Seine beyden Nahmens-Anfangs-Buchstaben sind auch hier von ihm angebracht. Ob er sein Siegel von dem seiner Familie dadurch unterscheiden, oder ob er sich selbst dadurch zu einem republikanischen Lictor allegorisch aufwerfen wollte? Indessen bediente er sich beyder Siegel nach Willkühr.

Nachdem Andreas Hofer zum Schutze des Privat- und öffentlichen Eigenthumes nach seinem Einzuge zu Innsbruck am 15. August eine Kundmachung ergehen ließ, und die Ruhe wieder hergestellet war, beschäftigte er sich beßtmöglichst mit Organisation der verschiedenen Regierungszweige, so wie mit Verbesserung der Sitten. Seine große Religiosität war nicht erheuchelt, so wie seine Weichherzigkeit, hervorstechender Charakterzug. Er hatte zur Beförderung des Glaubens unter andern das Project das Jesuiter-Collegium zu Innsbruck herzustellen und schrieb deßhab an den Erzherzog Johann.

Wer bey ihm zu Nacht speisete, mußte auch mit ihm, ohne Rücksicht des Standes, den Nacht-Rosenkranz bethen, wobey er sich der Worte bediente: »Habt's mitgegessen, könnts mitbethen!«

Die Ausbeute der Schmelzwerke von Brixlegg, sowohl Silber als Kupfer, verwendete man nun zu Hall, Zwanzig und Einkreutzerstücke zu münzen. Sie führen um den Tyroler Wappen-Adler die Inschrift: »Gefürstete Grafschaft Tyrol,« und sind schon jetzt von Münzsammlern gesucht. Gold wurde nicht geprägt. Damit die Bergknappen so wie die Salz- und Messing-Arbeiter zu Hall, Achenrein und Lienz ungestörter ihre Geschäfte treiben, disponirte sie eine Kundmachung vom ersten Sept. vom allgemeinen Aufgebothe.

Die Justiz ging den gewohnten Gang. Wenn zwey Instanzen ein gleiches Urtheil fällten, so wurde es als rechtkräftig ausgeführt. Nur wegen der dritten Instanz (ihr Sitz war seit 1806 zu München) blieb man zweifelhaft. Man hatte vorgeschlagen, eine eigene Commission zu bilden, die sub spe rati clementissimi entscheiden sollte. Überraschend und rühmlich war das Resultat aus den Gerichtsacten dieser unruhigen Epoche — fast keine oder unbedeutende Criminalprocesse.

Zuweilen wollte Hofer auch das Amt eines Friedensrichters erfüllen. So verlor er z. B. ganze Vormittage damit, Ehefrieden zu stiften.

Selten that er in Justizsachen einen Machtspruch. Einmahl jedoch wußte bey einem bereits entschiedenen Processe die verlierende Partey ihn dergestalt zu rühren, daß er durch einige Zeilen die gerichtliche

Sentenz cassirte. Der Gegenparten wurde gerathen, sein Mitleiden ebenfalls in Anspruch zu nehmen. Er gerieth in große Verlegenheit, und klagte, daß man nicht früher gekommen. Endlich, da er sein Unrecht fühlte, erließ er abermahls eine Schrift an das Gericht, wodurch er seine gestrige aufhob, und somit alles in den vorigen Stand setzte.

Wäre er immer von tüchtigen Rathgebern geleitet worden, manches Unglück hätte vermieden werden können. Aber oft schenkte er Unwürdigen sein Vertrauen, die seine Leichtgläubigkeit mißbrauchten. Auch war er nicht völlig vom Eigensinne frey, und es bedurfte Gewandtheit, ihn von Unbedachtsamkeiten zurückzuhalten. Meistens indessen war sein Urtheil schnell und gesund.

Als Herr Stadler ihm vorschlug, die Universitäts-Bibliothek zu untersuchen, und die verbothenen Bücher zu verbrennen, gab er den Bescheid: »Die Bayern hätten nichts neues herbeygeschafft, und von Österreich wäre kein verbothenes Buch angeschafft worden!«

Seine immer reinen Absichten, seine Rechtschaffenheit und Mäßigkeit verdienen das höchste Lob. Er kostete der Stadt Innsbruck für seine Person vielleicht täglich nicht über einen Gulden. Er frühstückte mit Käse, Brot und Wein, wozu die Commandanten geladen wurden, denen er seine Ordres ertheilte. Alle Unkosten während sechs Wochen seines Aufenthaltes in der Hauptstadt wurden auf 500 Gulden angeschlagen.

Mit seinen Adjutanten, Gehülfen und Schrei-

dern bewohnte er die Residenz. Am Thore, wie vor seiner Thüre, standen Schildwachen. Bey kleinen Reisen fuhr er in einem Wagen mit vier Schimmeln bespannt, die man vom Grafen Spauer erbeutet hatte.

Er errichtete ein grün und roth uniformirtes Cavallerie-Corps von 30 bis 40 Mann. Sie wurden aber mehr zur Parade und zu eiligen Bothschaften, als zum Fechten gebraucht. Herr von Luxheim mußte auch im Pusterthale 3 bis 400 rancionirte Soldaten und Studenten, die man auf allgemeine Kosten waffnete, kleidete und verpflegte, zu einem besondern Corps organisiren. Alle Commandanten und Autoritäten wurden durch Circulare vom 19. August de dato Innsbruck, angewiesen, dem Luxheim dergleichen militärische Individuen, die im Lande umherstreifen, und dem Staate hierdurch gefährlich werden könnten, mit Marschrouten zuzuschicken, ja diejenigen, die sich weigern, arretiren, und gewaltsam transportiren lassen.

Luxheim trieb sich mit diesem Corps bey Ampezzo und an den Gränzen so lange herum, bis er die Bewohner völlig aufrührisch machte, so daß sie französische Soldaten und Gensd'armes herbeyriefen, und mit diesen vereinigt Luxheim am 25. und 26. August anfielen, und da dessen Leute sich tapfer wehrten, die Hälfte derselben vernichteten, auch zu Ampezzo Feuer anlegten, und es ganz zerstört haben würden, wenn nicht einige Schützen-Compagnien, die zur rechter Zeit eintrafen, es gehindert hätten.

Nachdem Steger das Ober-Commando im Pusterthale übernommen, detachirte er Luxheim nach dem Mollthale, wo er bis zur Bekanntmachung des Friedens blieb. Hernach erst kam er nach Wien, und von dort nach England.

Besondere Titulaturen affectirte Hofer nicht. Die meisten redeten ihn bey seinem Vornahmen Anderl an. Speckbacher nannte ihn Vater — ihn zu necken — Excellenz! — er nannte jenen, Bruder! —

Sein National-Costüme und seinen großen Hut behielt er bey. Im September vertauschte er ihn gegen einen Hut, den ihm die Klosterfrauen von Innsbruck verehrten. Auf der Krempe war eine Madonna in Ohl gemahlt; darüber eine Feder; auf dem breiten schwarzen Sammtbande standen mit zollhohen goldenen Buchstaben die Worte: »Andreas Hofer, Ober-Commandant der Tyroler!«

Die Veranlassung, einen langen Bart zu tragen, gab eine Wette: Einst saß er mit Freunden beym Weine, als ihn ein Bettler mit langem Barte ansprach. Möchtest dir wohl auch den Bart so wachsen lassen, Andre? sagte einer der Freunde. — »Warum nicht?« — Ey das möchte deine Frau nicht leiden. — »Die hat nichts zu befehlen.« — Man scherzt und wettet zwey Ochsen. Hofers Bart bleibt ein Jahr lang stehen, nachher wollte er ihn nicht mehr scheeren lassen. Diese seine Frau übrigens war während seiner Regierung zu Innsbruck nicht mit ihm. In der Ehe war er treu und tadellos, obschon er gern mit Weibern scherzte.

An der Auswechselung des Freyherrn von Schne-

burg, des Grafen Sarentheim und der Baroninn Sternbach schien Hofer besonders viel zu liegen.

Den im August gefangenen bayerischen Lieutenant, Herren v. Wölderndorf, beauftragte er deßhalb, und sendete ihn an den König nach München. Von dort ging er nach Schönbrunn zum Kaiser Napoleon. Als er auch hier nichts ausrichtete, kehrte er, seinem gegebenen Worte getreu, über die Scharnitz am 26. September nach Innsbruck zurück.

Durch ihn erfuhr man zuerst, der Friede sey dem Abschluße nahe, auch verlauteten Gerüchte über die Tyrol betreffenden Artikel, die der Wahrheit ziemlich nahe kamen.

Hofer beruhigte sich durch die Ankunft Eisenstekkens und Sieberers am 28. September. Sie hatten das Österreichische Hauptquartier am 15. verlassen.

Es dauerte lange, bis sich der Sandwirth entschloß, Sieberer und Eisenstekken zu sehen, und wieder zu Gnaden aufzunehmen. Er trug es ihnen nach, das Land im August verlassen zu haben. Endlich bestimmte man ihn dazu.

Der 4. October, Nahmenstag des Oesterreichischen Kaisers, war zu der Feyerlichkeit bestimmt, Hofern eine Medaille zu übergeben. Sämmtliche Autoritäten und eine unzählige Menge Neugieriger füllten die ehrwürdige Franciscaner Kirche. Hofer kniete nahe am Altare, auf einem roth ausgeschlage-

nen Bethschemmel. Das Hochamt hielt der Prälat von Wilten. Dann wurde ein Te Deum gesungen. Der alte Tschiderer, Exjesuit, ein Freund Sandwirths hielt sehr gerührt eine Rede.

Hierauf weihete der Prälat von Wilten eine Kette, die man ihm auf silberner Schüssel darreichte, und hing sie Hofern um den Hals. Alles zerfloß in Thränen. Nachher war große Aufwartung beym Ober-Commandanten, und Tafel für die Angesehensten von Innsbruck. Freunde des Lachens und der Carricatur erzählen ihm nach, er hätte hierbey gesagt: »Ich danke ihnen meine Herren, daß Sie mir durch Ihre Gegenwart den heutigen Tag verschönert haben. Neues kann ich Ihnen zwar nicht melden. Ich habe freylich drey Couriere auf dem Wege: Den Watscher-Hiesele, den Sixten Seppele, und den Memmele-Franz, und der Schwantz könnt schon längst da seyn, ich erwarte den Lotter alle Stund.«

Einen sehr dicken Professor redete er folgendermaßen an: »Herr Bürgermeister! wenn Geld kommt, werde ich Sie schon einladen«! Am Abende war erleuchtetes Theater, und ein Gelegenheitsstück vom Schauspiel-Director Herrn Rossi *)

*) Rossi rückte auch einmahl mit den Studenten von Innsbruck gegen den Feind ins Unter-Innthal; bey einer Affaire flog eine Kanonenkugel vor ihm in die Erde; als er dieß sah, sagte er: Ich empfehle mich Ihnen! — und zog wieder nach Hause.

Hofer entfernte sich frühzeitig aus dem Schauspiele. Ein Bekannter, der es bemerkte, folgte ihm und fand ihn weinend beym Durchlesen der Depechen aus dem Etschlande. »Wie könnte ich mich, sagte er, über alle mir erzeugte Ehre freuen, wenn es hin und wieder noch nicht völlig gut mit meinen Landsleuten steht.«

Hofer versteckte sich, nach seinem Verschwinden aus dem Passeyrer Thale, auf den Bergen. Ein Tyroler Klaglied jener Zeit singt:

„Die Commandanten auf den höchsten Alpen gar
„Sich wollten flüchten, wie bey Sündfluth Gefahr!"

Ende Januars, wurde er in einer Sennhütte an demselben Tage, an welchem er seinen Zufluchtsort verändern wollte, ergriffen, und nach Mantua gebracht. [1]) Am 5. Februar kam er daselbst an.

---

1) Zu Innsbruck wurde Hofers Arretirung durch folgenden Tagesbefehl bekannt gemacht:

Der Andre Hofer, sogenannter Sandwirth und Haupt-Rädelsführer der Rebellen in Tyrol, der so oft sein gegebenes Wort brach, und nicht aufhörte das Volk durch falsche Eingebungen zu verführen, wurde so eben mit einem seiner Mitschuldigen, durch die Truppen Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen, Königs von Italien, welche Süd-Tyrol besetzt hatten, aufgefangen.

Im Hauptquartier Innsbruck, den 31. Jäner 1810.

Der Divisions-General.

Der Chef des Generalstabes, Reichsgraf von Erlon.

Boyer.

Man führte ihn in den Kerker bey Porta Moliна, wo viele Tyroler gefangen lagen. Am 19. fällte ein Kriegsgericht, nach dritthalbstündigen Verhandlungen, im Palazzo d'Arco sein Todesurtheil. Sein Vertheidiger war ein talentvoller Advocat, jüdischer Religion, Nahmens Basева. Den Ausspruch der Richter vernahm Hofer gelassen und unerschüttert. Er bath um einen Geistlichen, welchen man ihm sogleich zuschickte, und der ihn nicht mehr verließ.

Am 20. Februar rüstete sich ein Grenadier-Bataillon. Um eilf Uhr hohlten sie ihn aus dem Gefängnisse. Durch das ganze Gebäude erscholl dumpfes Heulen und Jammern der eingesperrten Tyroler, und übertönte die Trommel.

Man verweigerte Hofern von seinen geliebten Landsleuten Abschied zu nehmen. Hierauf wandte er sich an den Priester ihm zur Seite, und übergab ihm für dieselben 500 fl. Banco-Zettel mit den Worten: »Hier ist alles, was ich noch habe, vertheilen Sie es meinen unglücklichen Landsleuten, und sagen Sie ihnen, ich gehe getrost in den Tod, und erwarte ihr Gebeth auf meiner Reise.« — Als er an ihren Kerkerthüren vorbeyschritt, lagen sie alle auf den Knien, betheten und weinten.

Dem Beichtvater Monsignor Manifesti hinterließ er ein kleines silbernes Crucifix und seine silberne Tabatiere, den Pfarrer der Citadelle seinen Rosenkranz.

Auf dem Executionsplatze in der Citadelle, bildeten die Grenadiere ein Viereck. Den Sandwirth

führte man in die Mitte. Er ersuchte den Geistlichen, der seine Seele Gott empfahl, seinen Tod seiner Familie zu berichten. Nun näherten sich zwölf Grenadiere, und ein Trommler befahl ihm, sich aufs Knie niederzulassen. Er erwiederte. »Ich stehe vor dem, der mich erschaffen, und stehend will ich meinen Geist übergeben.« Ein Tuch die Augen zu verbinden, schlug er aus. Den Corporal, der die Execution leitete, ermahnte er: gut zu schießen, und gab ihm ein, unter seiner Administration geprägtes, Zwanzig Kreuzerstück: »Es sey, meinte er, sein letztes Geld, und erinnere ihn in dieser Stunde noch an sein armes Vaterland.« Dann rief er: Gebt Feuer! Die ersten sechs Schüsse waren so schlecht gerichtet, daß er bloß umsank. Auch die sechs folgenden tödteten ihn nicht. Mit dem dreyzehnten machte der Corporal seinem Leben ein Ende.

Sein Leichnam wurde nach St. Michael, Pfarrkirche der Citadelle, getragen. Einige Stunden nachher ward er beerdiget. Wir glauben ferner unseren Lesern kein unangenehmes Geschenk zu machen, wenn wir ihnen den Brief mittheilen, welchen sein Begleiter auf dem Todeswege, der Erzpriester Johann Baptist Manifesti, über Hofers letzte Augenblicke und einen Familienauftrag an einen der vorzüglichsten Freunde des Unglücklichen geschrieben hat.

Mantova li 21. Febraio 1810.

Rivmo Signore Signore Padrono colendmo!

Jeri poco prima del mezzo Giorno é stato fucillato il Sre. *Andrea Hofer*, *gia Commandante del Tyrolo*, Dalla Commissione militare, che l'ha sentenziato, fù invitato ad assisterlo, e sebbere, fossi convalescente per una maladia pochi giorni avanti sofferta, ho volontieri assento l'impegno *e con somma mia consolazione ed edificazione ho amirato un Uomo, che è an dato alla morte da Eroe Christiano, e l'ha sostenuta da Martire intrepido.* Egli con tutta segretezza mi ha consegnata una Carta di Somma importanza per l'orfana sua familia, incaricandomi dirigerla a V. S. Rivma. Jo non ho voluto azzardala prima di renderla, inteso sul timorè, che potesse andare smarita, il che sarebbe stato di un sommo pregiudizio alla desolata sua Famiglia. Ho consegnata la presente mia Lettera ad un Signore Tirolese, che forse sarebbe ottimo mezzo pel recepito delle suddetta Carta, ad ogni modo per una maggiore sicurrezza attendo il di Lei riscontro, trattandosi di un affare troppo delicato. — Abbia presente, che io non sò la lingua tedesca, onde converra; che mi scrive in Italiano, oppure in Latino, e pel sicuro ricapito della di Lei risposta, pongo qui abbasso la direzione.

Sono con perfetta Stima

Di V. S. Rivma.

Divotmo. obbligmo. Servidore.
Giov. Batt. Arciprete
Manifesti.

Adresse.

Al Revmo. Prelato
Monsignore Giov. Batt. *Manifesti* Arciprete mitrato della Reg. Imp. Capella di S. Barbara di Mantova.

Hofer's Familie bekam Erlaubniß Tyrol verlassen zu dürfen. Der Kaiser von Österreich bewilligte 2000 Gulden Pension, und 32,000 Gulden zum Ankaufe eines Gutes in Ober-Österreich, unfern Linz. Der einzige Sohn, Johann Hofer mußte im Februar mit dem gefangenen Vater drey Stunden über Schnee und Eis wandern, wodurch seine Füße dergestalt erfroren, daß er nicht weiter konnte, und im Hospitale zu Botzen zurückblieb. (Vielleicht ein Grund seiner Rettung). Nachher wurde er in Steyermark im Stifte Admont erzogen, und kam später zu Lützows Freycorps.

Joseph Speckbacher.

Wer frisch umher späht mit gesunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Noth,
Den schreckt der Berg nicht, der darauf geboren.

Schiller.

Joseph Speckbacher.

Joseph Speckbacher ward am 14. August 1768 zu Gnadenwald, einem Dorfe unweit Hall in Tyrol geboren. Sein Vater war Bau- und Brennholzlieferant für das Personale des Salzberges zu Hall.

Sein Großvater zeichnete sich vor einem Seculo, gegen die Bayern unter Max Emanuel aus. »Oft«, erzählte Speckbacher, »wenn ich als Knabe von jenen Geschichten reden hörte, erwachte in mir das Verlangen, Gelegenheit zu finden, etwas ähnliches auszuführen.«

Speckbachers Vater starb im 76sten Jahre, und hinterließ acht Kinder, von denen Joseph (6 Jahr alt) das dritte war. Sieben Jahre später verlor er seine Mutter. Ein ansehnliches Vermögen für die zurück gelassenen Waisen wurde von Vormündern ehrlich verwaltet.

Zwey Jahr besuchte Speckbacher die Schule, aber bis zum Lesen und Schreiben konnte er es in dieser Zeit nicht bringen. — Er war wild und zügel-

los. »Meine Verwandten«, spricht er »haben immer viel Kreuz mit mir gehabt.«

An Körperkraft nahm er desto schneller zu. Sein Auge war so scharf, daß er in einer Entfernung von mehr als einer halben Stunde Weges die Glocken an den Hälsen der Schafe auf den Bergen unterscheiden konnte.

Noch als Knabe wagte er es mit Schrott auf einen Raubbären zu schießen, der sich in einer Falle gefangen hatte, und späterhin hatte er Muth und Kräfte, einen Lämmergeyer, den er durch ein Schaf an einen Ort gelockt, dessen Lage ihm nicht erlaubte, sich aufzuschwingen, mit den Händen zu greifen, und trotz der Gegenwehr mit Flügeln und Krallen, zu binden, und fortzuschleppen.

In seinem zwölften Jahre lernte er einen gewissen Staudacher kennen; einen Unter-Innthaler, — Wildschütz von Handwerk, verwegen genug, in Begleitung von fünf bis sechs Wagehälsen die bayerischen Wälder zu durchstreifen, und sich mit den Forstbeamten in Gefechte einzulassen. Speckbacher stiftete Freundschaft mit ihm und sie durchzogen das Ober- und Unter-Innthal, das Oetzthal, und über die Scharnitz einen Theil von Bayern.

»Jeder Berg, jede Schlucht, jede Alpe daselbst war mir bekannt,« sagt Speckbacher, »und in dem Kriege von 1809 habe ich diese Kenntniß oft zum Verderben meiner Feinde benutzt.«

»Meine Vormünder hielten mich knapp im Gelde, und so suchte ich durch meine Jagd etwas zu er-

werden. — Übrigens gefiel mir diese freye unruhige Lebensart, und selbst, als ich später schon eine Anstellung hatte, ging ich ihr zuweilen nach, wobey ich mich den größten Gefahren aussetzte.«

»Einst erwischten mich vier Jäger in einer Alpenhütte. Ich hatte eine geschossene Gemse neben mir, die gegen mich zeugte, und war gerade beschäftigt, Schmalz in einem Tiegel zergehen zu lassen, um mein Mahl zubereiten. — Die Jäger banden und knebelten mich. Ich aber bath sie, mich nur so lange loszulassen, bis ich mein Mittagsessen bereitet hätte, wohl das letzte, das ich in Freyheit genießen würde. Kaum hatte ich die Hände frey, so faßte ich den Tiegel auf dem Feuer, und sprützte ihnen das siedende Fett ins Gesicht. Als sie erschrocken zurückfuhren, ergriff ich einen ihrer Stutzen, und schlug ihnen damit so rasch auf die Köpfe, daß sie liegen blieben, und ich mit dem Stutzen entkam, den ich mehrere Jahre behalten habe.«

»Mein Gefährte Staudacher wurde bey einer ähnlichen Expedition von bayerischen Jägern vor meinen Augen erschossen. Die Verwandten und ältern Brüder suchten mich von diesen halsbrechenden Jagden dadurch abzuziehen, daß sie mir eine Verwalterstelle beym Salzbaue verschafften, der ich viele Jahre vorgestanden. Ich hatte die Aufsicht über die Holzschläge, und daß vom Bauholze nichts entfremdet würde.» —

»Nach meiner Verheirathung bezahlte ich einen Unter-Bestellten, so, daß meine Gegenwart nur

zwölf Wochen im Jahre erforderlich war. — Unter der bayrischen Herrschaft behielt ich eben dieses Amt, und lieferte Bauholz für die Salinen.«

Im 27. Jahre heirathete Speckbacher Maria Schmieder von Rinn. Sie hatte einen tadellosen Ruf und ein schönes Gut, dessen Mitverwaltung er sogleich antrat. Auf Bitten, Zureden und Beschämung seiner Frau, lernte er nun lesen und nothdürftig schreiben, indem die Landleute von Rinn darauf drangen, daß er Gerichtsverpflichteter daselbst würde. Einige Jahre später ward er mit allen Stimmen zum Mitgliede des Gerichts-Ausschusses ernannt.

Er ist ein schöngewachsener großer Mann mit ausdrucksvoller, fast ein wenig wilder Physionomie. Den Kopf hält er vorwärts gebückt, wie einer, der Vorsicht bedarf, oder durch mancherley Mißgeschick getroffen worden ist. — Nur wenn vom Kriege die Rede ist, erhebt er das Haupt, die Züge beleben sich, man wird gewahr, daß er zu befehlen gewohnt ist und verstehe. — Er spricht langsam und bedächtig; zuweilen stößt er ein Wenig an.

Am 9. oder 10. Februar 1809 ließ Andreas Hofer, Sandwirth von Passeyr [1]), auf der Rückreise von Wien Speckbachern zu sich nach Hall kommen. Schon 1805 hatten sie in Sterzing beym Roßhandel (Hofers Hauptgeschäft) sich ken-

---

1) Der Sand heißt der Ort im Thale, wo Hofers Wirthshaus stand.

nen gelernt, und ihrer beyderseitigen Sinnesart versichert. — Hofer theilte ihm mit, daß der Ausbruch der Feindseligkeiten nahe wäre, daß man auf den Muth und die Anhänglichkeit der Tyroler baue, so wie die Tyroler auf des Kaisers schnelle und kräftige Unterstützung rechnen könnten, daß er zum Commandanten zu Passeyr ernannt, den Speckbacher einlade, mitzuwirken, und sich vorbehielte, ihm die Epoche thätlichen Ausbruches, sobald sie herannahe, wissen zu lassen. »Speciellere Versprechungen,« sagt Speckbacher, »sind mir nicht gemacht worden.«

Hofer hatte bey den vorigen Insurrectionen Tyrols bloß einige Compagnien Schützen nach Italien geführt, sich aber im Lande durch seine standhaften Gesinnungen ausgezeichnet. — Er war ein rechtschaffener, uneigennütziger Mann, und besaß die Kunst, die Anhänglichkeit der Leute leicht zu gewinnen und zu erhalten. In seiner Jugend besuchte er einige Zeit die Schulen. Zu militärischen Angelegenheiten zeigte er nicht das Genie, welches der Kapuciner oder Speckbacher an den Tag legten. In Gefechten commandirte er aus ziemlicher Entfernung, und hinter der Fronte, nicht wie die meisten Hauptleute an der Spitze oder unter den Schützen. — Bloß am 25. May, auf dem Berge Isel, sah man ihm eine halbe Stunde im Handgemenge.

Speckbacher hatte 1797 die ersten Kriegsdienste geleistet, er verließ damahls seine Frau, die im Wochenbette lag, und wohnte als Schütze der

siegreichen Affaire bey Spinges bey. Auch 1800 zog er aus, und 1805 gehörte er unter der Innsbrucker Miliz zur Besatzung der Scharnitz, welche die Franzosen zu erstürmen suchten. Jedermann kennt die tapfere Vertheidigung derselben unter Obristlieutenant Swinburne gegen Marschall Ney.

Graf d'Esquille investirte mit 300 Mann vom Regimente Lusignan Anfangs Juny Kufstein.

Er reisete von Wörgl nach Brixlegg zu Speckbacher, welcher das Landvolk organisirte, und verlangte von ihm 2000 Schützen, um mit ihnen Kufstein zu erstürmen und in Bayern einzufallen.

»Ich schwindelte«, sagte Speckbacher »bey dem Gedanken, die Tyroler damahls nach Bayern zu führen. Das ganze Innthal wäre aufgebrochen. Aber was hätte es in der Hauptsache genützt? — Die Leute waren alle erbittert über das Betragen der Feinde, und hätten geplündert, das Vieh weggetrieben und gebrannt, um sich zu entschädigen und zu rächen; da hätten wir uns einen bösen Ruf gemacht; und wenn es schief gegangen wäre, die Bayern noch stärker gereitzt . . . . Der Sturm von Kufstein war ganz unthunlich; den Grafen d'Esquille riß sein Feuer hin, ich aber kannte die Lage besser. — Ich wandte mich, um guten Rath zu hohlen nach Innsbruck. Am liebsten wäre ich nach Hause gegangen, aber Hormayr und Teimer redeten mir zu, und so begab ich mich zum Belagerungscorps von Kufstein.« —

Speckbacher hatte zur Zeit 1000 Mann Tyroler unter seiner Inspection, er sowohl als Major Sieberer rapportirte an den Unter-Intendanten Herrn von Roschmann. — In allen Dingen, die die gute Sache befördern konnten, leistete er Vorschub und Unterstützung. —

Am 23. Juny deckte Speckbacher die Arbeiter, als in der Nacht auf Befehl des Herrn von Roschmann unter heftigem Kanonen- und Haubitzenfeuer der Festung, eine Batterie für sieben Stücke auf einem Hügel aufgeworfen wurde . . . . . Speckbacher ließ den Weg hinauf ebenen und fahrbar machen. Aber die von Innspruck wiederhohlt versprochene Artillerie kam niemahls an . . . . . . Eine Haubitzgranate, die neben ihm niederfiel, löschte er mit dem Hute aus. Am 12. July, als er eines Gelübdes wegen, in die Kirche des heiligen Andreas vom Judensteine ging, consacrirte er diese Granate dem Heiligen.

Am 26. Juny versuchten die Bayern Kufstein zu ravitailliren:

In zwey Colonnen nähmlich drangen 3000 Mann über Rosenheim gegen den Thierberg los. Major Sieberer war zu schwach, sie aufzuhalten. Zu gleicher Zeit attaquirten sie auch von Windhauser her, am rechten Inn-Ufer, Speckbacher, während man auf die Belagerer aus der Festung heftig schoß. So gelang es den Feinden frische Truppen und Lebensmittel nach

Kufstein zu bringen. Nach dieser geglückten Unternehmung zogen sie sich wieder zurück.

Um einer ähnlichen Expedition vorzubeugen, ging Speckbacher über den Fluß, und verderbte und durchschnitt dergestalt die Wege nach dem Thierberge, daß es viele Stunden erfordert hätte, sie wieder practicabel zu machen.

Die Besatzung von Kufstein hatte einen Theil des erhaltenen Getreides auf die Mühlen gebracht, die sich noch innerhalb der Schußweite der Festung befanden; eine derselben lag am Glembache, die andern beyden am Kaiserbache. Mit großer Kühnheit überfiel Speckbacher am 28. diese Mühlen, und erbeutete bey dreyhundert Metzen Getreide; die Mühlsteine warf er ab; die eisernen Stangen, in denen sie sich bewegten, zerbrach er; den Müllern drohete er, ihre Häuser in Brand zu stecken, wenn sie sich nochmahls erkühnten, für Kufstein zu mahlen.

Die Bevölkerung des Städtchens Kufstein war den Feinden geneigt. Die Officiere hielten sich dort häufiger auf, als im Fort, wo eine ansteckende Krankheit ihnen viele Menschen der schwachen Garnison (von etwa 700 Mann) raubte.

Weiber kamen zu den Positionen der Tyroler, sie auszukundschaften; da befahl Speckbacher, jeder Frau, die sich dem Vorposten nähern würde, die Haare abzuscheren. Bey zweyen ließ er es in Erfüllung bringen. Von Stund an blieben sie weg.

Am 1. July drohte man endlich dem Städt-

chen es anzuzünden, weil man dadurch die Bewohner zu bewegen gedachte, beyzutragen, daß das Fort sich ergebe. Sie kamen selbst nebst vielen Bürgern, ihre Häuser auszuplündern, und ihre besten Habseligkeiten auf's Fort zu retten. In der Nacht schlich Speckbacher hinein und unter die Feuerspritzen; — während Militär umher patroullirte, schraubte er die Köpfe der Schläuche ab, und machte sie unbrauchbar. Mit eigener Hand zündete er mehr als 1000 Klafter Holz an, die hart an der Festung aufgeschichtet lagen . . . sieben und zwanzig Häuser wurden ein Raub der Flammen, wobey zu bemerken ist, daß ein Mann aus Kufstein, der bey den Landesvertheidigern diente, sein eigenes väterliches Haus in Asche legte.

Die Bayern hatten eilf Schiffe zusammengebracht, um eine Schiffbrücke schlagen zu können, im Falle die stehende Brücke abgeschossen werden sollte.

Nicht minder wichtig waren ihnen diese Schiffe zum Transporte von Blessirten und Effecten auf dem Inn. Sie lagen am Ufer desselben auf dem Trockenen, unter dem Schutze der Kanonen der Festung.

In einer finstern, stürmischen Nacht schlich Speckbacher mit mehreren Gefährten hin, schob sie in den Fluß, und ließ sie davon schwimmen. Der Tag dämmerte, als das Werk noch nicht vollendet war. Ein Hagel von Kartätschen und Kugeln wurde von dem Fort auf ihn und seine Leute hinabgeschleudert, die sich bis auf zwey entfernten. Aber mit diesen beyden hielt er, im Wasser bis an die Brust stehend, aus, und machte auch die letzten Schiffe

B S B
MÜNCHEN

flott. Dieses verrichtete Speckbacher am 16. July.

Den 21. July war ein Geplänkel beym Zollhause, von dießseits und jenseits des Wassers herüber. Den 22. July kamen einige Frauen Bayrischer Beamten nebst ihren Kindern mit Vorspann von Innsbruck her. Der Intendant v. Hormayr und Obristlieutenant v. Taxis hatten ihnen Pässe gegeben, über Kufstein und Windhausen aus dem Lande zu ziehen. Trotz d'Esquille' Mahnung weigerte sich Speckbacher sie durchzulassen, weil es ihm unüberlegt und gefährlich schien, daß sie den Feinden Nachricht von der Schwäche seiner Vorposten geben sollten. Daher beschloß er Folgendes mit ihnen. Er ließ sie in die Festung hinein, wo sie zwey Tage blieben. Als sie mit den einzigen zu Kufstein übrigen Pferden wieder ausfuhren, und die Richtung nach Windhausen nahmen, hieß er Schützen auf jeden der drey Wagen steigen, und sie nach Walksee bringen (auf dem Wege nach St. Johann). Dort mußten sie aussteigen. Die Schützen visitirten die Wagen aufs strengste; eben so scharf ließ er die reisenden Weiber von einer bestellten Frau durchsuchen. Hierauf kündigte man ihnen an: »sie müßten die Straße von St. Johann nehmen, aber besser wäre es, die Abreise zu verschieben, weil viele Tyroler-Parteyen umherschwärmten.« So hielt man sie zwey Tage auf. Dann schickte man sie über Eps nach Windhausen zurück. Auf dem Wege hatte Speckbacher Landvolk und Schützen dergestalt postirt, daß

es aussahe, als wären sie zahlreich. Auch ließ er sie überdieß hin und her marschiren. Die Wirthinn zu Eps war angewiesen zu jammern und zu klagen, als ob man mehrere tausend Oberländer erwartete, die sie ganz ausbeuteln würden. Die Reisenden machten bey ihrer Ankunft von diesem allen viel Aufhebens — und Speckbacher gibt es als Grund an, warum seine Stellungen vor Windhausen beym Einzuge der Bayern, wenige Tage darauf nicht angegriffen wurden, und die Feinde beschwerlichere Wege durch's Pinzgau vorzogen. Die Pferde aus Kufstein behielt Speckbacher zurück. Die Tyroler hatten einen Vertrauten in der Festung, der nicht fern vom Thore wohnte. Ob er durch diesen oder den Augenschein erfahren könnte, wie es mit Lebensmitteln und Munition stünde, beschloß er das Äußerste zu wagen. Schnautz- und Backenbart waren durch Vernachlässigung zeither wild gewachsen, und bedeckten das halbe Gesicht, diese ließ er abscheeren, sich unkenntlich zu machen; und nahm zugleich ein anderes Costüme und andere Haltung an.

So vorbereitet, ging er mit zwey Gefährten, dem Moser und Bernlocher, am 24. July, gegen die Nacht nach Kufstein. Mit einem großen Steine klopfte er an's südliche Thor; auf Anfragen der Schildwache sagte er: er sey ein Tyroler, und hieße Joseph Harter (seiner Mutter Nahmen) er müsse hinein, und den Commandanten sprechen. (Es war der Major Aigner, derselbe, der die Blokade im April ausgehalten).

Major Aigner erschien, und ließ das niedere Pförtchen öffnen. Bis an die Zugbrücke schickte er hinaus zu sehen, ob niemand weiter im Hinterhalte läge. Dann krochen Speckbacher und seine Begleiter hinein.

Die Stufen des Forts hinauf, hinter dem Commandanten her, leuchtete ihnen der Vertraute, der aus seinem nahen Wirthshause herbeygekommen war, und Speckbacher durch Zeichen bedeutete, es seyen viele Kranke, und wenig Mundvorrath, besonders kein Fleisch vorhanden.

Als der Commandant sich um sein Anliegen erkundigte, bekannte Speckbacher mit den Österreichern unzufrieden zu seyn, die die Tyroler ohne Nutzen, vielen Gefahren und Strapatzen vor Kufstein aussetzen. Er wollte Sicherheit erlangen, ob die Gerüchte von einem Frieden oder Waffenstillstande gegründet seyen. (Die Bayern breiteten sie aus) Alsdann wäre er entschlossen mit vielen Schützen d'Esquille zu verlassen. Auch auf Speckbacher schimpfte er, weil er die Leute ungebührlich behandle, ja er versprach ihn dem Commandanten, gegen eine Belohnung, in die Hände zu liefern. Der Commandant versuchte ihn durch allerley Fragen. Zugleich setzte er das Licht Speckbachern vor die Nase, und hieß Bürger aus der Stadt in's dunkle Nebenzimmer treten, den Gast zu erkennen. Zum Glücke hatten ihn diese nicht genau gesehen, und sein geschorner Bart und geändertes Costüme machten sie irre. Er selbst litt bey diesen Vorkehrungen nicht ge-

ringe Angst, zumahl da man unterdessen Wein und Brot gebracht, und der Moser und Bernlocher sich so zutrinken ließen, daß er beständig fürchtete, sie würden ihn bey seinem wahren Nahmen nennen. Man both ihnen Fleisch an, aber es erschien nicht, welches dem Speckbacher bestätigte, daß daran Mangel seyn müsse.

Der Commandant bestärkte ihn in seinem Vorhaben. Da er bath, entlassen zu werden; begleitete er ihn, nebst seinen Cameraden, bis vor das kleine Pförtchen. So entkamen alle drey der großen Gefahr.

Am 24. August verfügte sich Speckbacher mit seinem Fourierschützen nach dem Pinzgau, die Stimmung und die Gesinnung der Einwohner zu erforschen. An der Spitze seiner Truppen hatte er Breunig zurückgelassen. Das Landvolk fand er Österreich geneigt, bereit sich zu erheben; mit vielen hatte er zuvor schon Einverständnisse. Die Kaufleute und Vornehmen waren mehr bayerisch. Am allermeisten die Pfleger und Beamte.

Als der Pfleger von Mittersill Speckbachers Anwesenheit erfuhr, schickte er die Schergen aus, seiner habhaft zu werden. Aber Speckbacher beschloß, ihm zuvorzukommen, und warb heimlich zwölf Gesellen im nahen Dorfe Hollerbach. Mit diesen schlich er vorsichtig, als es Nacht geworden, dem Schlosse zu, welches, etwas abgelegen, der Pfleger bewohnte. Ein Pinzgauer, damit ein fremder Dialect nicht argwöhnisch mache, läutete am Thore, und verlangte eigenhändig einen Brief

zu überreichen. Sobald ihm die Pforte geöffnet wurde, drangen die zwölf ihm nach. Bey der Drohung, alles in Brand zu stecken, blieben die Hausleute ruhig. Auch der Landrichter wurde herbeygehohlt. Um Mitternacht ließ Speckbacher den eigenen Wagen des Pflegers anspannen, ihn und den Landrichter hinein setzen, und sie unter Escorte seines Fourierschützen und einiger Pinzgauer zum Sandwirthe nach Innsbruck transportiren. [1])

Am 25. Morgens erbrach Speckbacher die Canzelley des weggeführten Pflegers, und fand daselbst glücklicherweise allerley Schriften, die das vorgehabte Ausschreiben von Requisitionen verschiedener Artikel, unter andern auch von fünfzig Pferden, die Hauptliebhaberey der Pinzgauer, enthielten. Angelegentlich ließ er sie unter das Volk verstreuen, mit der Anzeige: »wie er diesen Beamten und den Landrichter entfernt habe.« Nun erhoben sich alle Pinzgauer zu seinen Gunsten. Zehn andere Pfleger entflohen, oder wurden von den Landleuten vertrieben. Der von Zill blieb allein. Mit den Pinzgauern schloß man einen Vertrag. Sie erhielten von den Tyrolern Gewehre (man hatte den Feinden so viele abgenommen, daß dieses geschehen durfte), dagegen gaben sie Schlachtvieh.

Der Hauptnutzen von Speckbacher Expedition in diesem Augenblicke war ein ansehnlicher Vorrath von Schwefel, Salpeter und die bleyernen Vi-

---

[1]) Auf Vorbitte des Kapuciners wurde er später wieder entlassen.

triolkessel von Mühlbach, die er auf der Stelle wegbringen ließ, um in Tyrol das benöthigte Schießpulver fabriciren zu können. Ferner erließ er folgende Kundmachung:

»Liebste Pinzgauer und Pongauer! — Wacht auf! — die Zeit der Erlösung ist da! — Ich mache euch Kunt und zu wissen, im Nahmen unsers Vaters und Erlösers, Andreas Hofer, — wie wir Tyroler uns vom harten bayerischen Joche und Dienstbarkeit mit Gottes Hülfe durch unsere Kraft allein wieder befreyt, und das ganze Tyrol in Zeit von achtzehn Tagen von einem grausamen, tyrannisch wüthenden und überlegenen Feinde gerettet! (dieß geschahe) durch unsere Tapferkeit, Bruderliebe, eigenen Sinn, Heldenmuth und Geistesgegenwart . . . . Wie brüllende Löwen haben wir aus zwey Bewegungsgründen gekämpft — erstlich unsere alte Religion zu unterstützen, und zweytens des Kaisers gerechte Sache herzustellen. — Jetzt ist es an euch, die Gnadenzeit zu benutzen, entschließt euch in zwey Mahl 48 Stunden, mit wem ihr zu halten gesinnt seyd — mit uns oder mit Bayern? Ist euer Entschluß für Tyrol, so werden wir euch wie Brüder ansehen, und brüderlich mit euch handeln, und mit allen uns zu Gebothe stehenden Hülfsmitteln beystehen. Auch verpflichten wir uns, das Salzburgische Gebirgsland als zu Tyrol gehörig anzusehen, und bey dem allergnädigsten Kaiser zu erwirken, daß ihr nach erwünschtem Siege gleiche Gnaden und Freyheiten mit Tyrol zu genießen habt. — Solltet ihr aber nicht mit uns,

sondern mit Bayern halten wollen (denn Neutralität kann nicht angenommen werden), welches ich aber von euch brave Pinzgauer und Pongauer nicht hoffe, da ihr euch schon früher durch Biederkeit gegen das Erzhaus Österreich und gegen Tyrol einen rühmlichen Nahmen erworben, und denselben zu erhalten und noch mehr zu zieren bemühet seyn werdet, solltet ihr, wie schon gesagt, uns nicht mehr gewogen seyn, so wird den gutgesinnten Tyrolern das Herz bluten, euch als Feinde behandeln zu müssen, eure Gegenden in vier bis fünf Tagen mit Feuer und Schwert zu betreten, und von eurem Lande Besitz zu nehmen, da ihr zuvor unsere Mitbrüder waret.«—

»Ich Unterzeichneter erwünsche mir binnen drey oder vier Tagen eine letzte Entschließung — so wie auch — daß sich einige Deputirte nach Innsbruck zu unserm Vater und Landesretter Andreas Hofer, Ober-Commandant in Tyrol, begeben möchten.

»Hollerbach im Pinzgaue, den 25. August 1809.«

»Joseph Speckbacher,
Erster Posten Ober-Commandant
in Tyrol und in dem Salzburger-
Gebirgslande.«

Speckbacher bereisete fleißig das Land, und seine ausgestellten Posten, und erwartete Verstärkung an Truppen, um tiefer ins Salzburgische einzudringen. Gegen die Gränzen hin ließ er große und feste Schanzen aufwerfen. Zwey bey Rhonach, an der Ger-

los, des Feindes Einbruch in's Zillerthal abzuwehren. Andere an der Krimmel, das Pusterthal zu schützen. Ein Blick auf die Landkarte wird die Zweckmäßigkeit der ausgewählten Puncte zeigen.

Auch besser zurückliegende entgingen seiner Vorsicht nicht, man befestigte Rattenberg und die Zillerbrücke. Die Schanzen blieben vorläufig durch Mannschaft unbesetzt.

Mitte Septembers befand sich Speckbacher zu St. Johann mit Schreiben beschäftiget, als Trommel und Pfeifenschall ihn an's Fenster zogen. Es waren Tyroler-Compagnien; gleich hinter der Musik sah er einen bewaffneten Knaben einherziehen, so daß er fast ärgerlich zu sich selbst sagte: »Nun werden die Gerichte mir bald Kinder nachschicken.« Da kam der Knabe ehrerbiethig auf ihn los und küßte ihm die Hand, und er erkannte seinen Sohn Anderl, der von der Alpe entlaufen, sich den Landesvertheidigern zugesellt hatte, und schon einen Monath mit ihnen gewesen war . . . Die Schützen hatten ihn, da er barfuß und halb gekleidet zu ihnen gekommen war, ganz wie ihres Gleichen ausstaffirt, ihm ein graues Mäntelchen und einen grünen Hut, auch einen leichten Stutzen gegeben.

Er wollte dem Vater, bis er allein mit ihm war, nicht eingestehen, daß er hungerig sey, obschon er in 24 Stunden nichts gegessen hatte. Dagegen betrachtete er mit unverwandten Blicken ein schön eingelegtes Gewehr, welches an der Wand hing. Der Wirth, der ihm auf Speckbachers Bitte etwas

zu essen gebracht, bemerkte es, und fragte, ob er große Lust dazu habe? Er gestand es ein, und der Wirth nahm es herunter, und schenkte es ihm. Aber es hatte ein Radschloß, und der Kleine versuchte vergebens, es aufzuziehen. Er wurde blutroth, sagte aber kein Wort. Kurz darauf ging er heimlich zu einem Waffenschmiede, und gab demselben eine Vorrichtung mit einem Handgriffe an, der ihm das Spannen des Hahnes erleichterte. Als das Gewehr fertig war, zeigte er es dem Vater voll Freude. Die Verbesserung war so zweckmäßig, daß mehrere Schützen sie nachahmen ließen. Von dieser Zeit an blieb der Kleine in der Nähe des Vaters.

Mehrere Posten gegen das Salzburgische hin waren besetzt worden.

Einer derselben auf dem Hirschbühel [1]) wurde eines Tages von den Feinden umgangen und angegriffen, wobey ein Pinzgauer, Vater von fünf unmündigen Kindern das Leben verlor. Die Umstände zeigten an, ein Spion müsse diese Position dem Feinde verrathen haben. Speckbacher hatte einen Salzburger aus der Gegend in Verdacht, welcher oft da herumgeschlichen war, er ließ ihn fest nehmen, und aufs schärfste ausfragen, ja sogar schlagen, denn ihn kränkte der Tod des Familien-Vaters ungemein, aber er wollte nicht bekennen.

---

1) In den Schriften des Kapuciners finden wir verzeichnet, daß Hauptmann Waldner daselbst stand, dem er hierauf Succurs schickte Waldner wurde hernach von Speckbacher bey Berchtoldsgaden postirt.

Speckbacher indessen, von seiner Schuld überzeugt, hielt den Gefangenen für so gefährlich, daß er einen letzten Versuch mit ihm zu machen beschloß. Er stellte sich, als ob er seiner Spionerey gewiß wäre, und verurtheilte ihn zum Strange, ließ ihn auch, wie es bey solchen, die zum Tode verdammt sind, üblich ist, dem Volke aussetzen. Hierauf befragte man ihn, ob er zu beichten begehre? und da er es bejahte, steckte Speckbacher einen Schützen in priesterliches Gewand, und erfuhr durch diesen: daß seine Vermuthung vollkommen gegründet gewesen, worauf er den Spion zu Hofer nach Innsbruck abführen ließ. So religiös er war, schien ihm nichts unerlaubt, wenn es darauf ankam, der Sache, der er mit Leib und Seele ergeben, nützlich zu seyn.

Speckbacher erzählte dieses nachher seinem Feldpater Simon, einem alten Franciscaner-Mönch, voll Eifer für Tyrol, der unermüdet die Schützen begleitete, und sie durch lustige Erzählungen aufmunterte und erheiterte, statt andere vor einem Gefechte sie durch Vorstellungen des Todes und Tröstungen darüber weichlich zu machen. Jetzt lebt der gute Pater im Franciscaner-Kloster zu Wien.

Am 16. oder 17. September dirigirte Speckbacher (nachdem er dazu die Einwilligung Hofers begehrt, denn es sollte nun außerhalb den Gränzen Tyrols gestritten werden) den Angriff bey Luftenstein. Mit großem Verluste trieb er den Feind bis Lofers. Hier attakirte er von neuem, und schlug ihn bis Lofereck, wo er 500 Gefange-

ne machte. Eben so glücklich war er bey Unken. Viele Bayern wurden eingeschlossen, andere in den Saalfluß gesprengt; ein Unternehmen, zu dem Thalguter mit drey Compagnien Etschthalern lebhaft mitwirkte. Zwey Kanonen eroberten die Tyroler; Breunig focht außerordentlich tapfer. [1]) Speckbachers gutes Pferd wurde bey dieser Gelegenheit durch Bajonettstiche getödtet.

Speckbacher und tausend Mann unter ihm, streiften nach dem altbayerischen Meleck, ins Unkenthal und bis zur Gegend von Reichenhall. Siebenhundert Mann legte er nach Berchtholdsgaden und die Gegend, wo sie sich drey Wochen hielten, und an Salzleitungen und Kunstwerken nichts zerstörten, obschon ihnen das Bley daran gut genützt hätte. Dreyhundert Mann postirte er bey Neuhäuser und Schwarzbach.

Auf einer seiner Wanderungen, um den Berchtoldsgadner oder Königssee zu recognosciren, kam er, von dem Revierjäger geführt, an die dort angelegten englischen Pathien, dem steilen Felsen gegenüber, von wo man die gescheuchten Gemsen bey Jagden zwingt, sich in den See zu stürzen.

Fremde aller Nationen besuchten seit mehreren Jahren diese mahlerischen Gegenden; ein großes Buch

---

1) Breunig begab sich nach dem Oesterreichischen Frieden zu Lord Wellington's Armee nach Portugal. Er soll dort, wie wir später vernommen, bis zum Hauptmann avancirt seyn.

empfängt ihre Nahmen. Der kleine Speckbacher blieb zurück, und schrieb hinein:

„Andreas Speckbacher, des Commandanten Sohn, ein Knabe von zehn ein halb Jahren,
„Schießen kann ich, die Bayern haben's schon erfahren."

Am 9ten October suchte der bayerische Oberst Eppel (seine Frau und Kinder waren in Innsbruck gefangen) eine Unterredung mit Speckbacher nach, die jener auch an dem Ort bewilligte, wo eine Stunde von Reichenhall der Weg sich auf Traunstein wendet. Er machte Speckbacher große Versprechungen, wenn er zu den Bayern übertreten, oder die Waffen niederlegen wollte, die, wie wir wohl nicht zuzusetzen brauchen, ohne weiters verworfen wurden.

Die Mannszucht hielt Speckbacher auf bayrischem Gebiethe in dieser Zeit so gut, daß, als Tyroler sich an dem Eigenthume von Einwohnern vergriffen, es diesen sogleich zurückgestellt, die Thäter aber bestraft wurden.

Speckbacher stand auf dem Posten von Melek, als die Bayern den Plan entwarfen, ihn mit allen seinen Leuten aufzuheben. Sie hatten sich in großer Zahl, wohl gegen 6000 Mann, auf den Salzburgischen Gränzen versammelt. An Spionen fehlte es ihnen in ihrem alten Gebiethe nicht, ja die Abneigung der Leute gegen die Tyroler war so groß, daß Speckbacher im Wirthshause zu Meleck auf den Verdacht einer Vergiftung gerathen konnte,

als er nach dem Genuße eines Warmbiers heftiges Erbrechen bekam.

Es war am 16. October; schon lag viel Schnee auf den Bergen umher, und die Kälte war empfindlich.

Obgleich Speckbacher fleißig gegerbtes Leder gegen rohes eintauschte, und bey seinem Corps fortwährend zehn Schuhmacher arbeiten ließ, blieben dennoch viele vom Landvolke ohne Schuhe.

Dem Hauptmann Halfinger vom Rattenberger Gerichte war die Bewahrung der Alpe des Meleker Wirthes gegen Saurück zu, anvertraut. Da er viele Leute ohne Schuhe bey sich hatte, und starkes Schneegestöber eintrat, begnügte er sich, statt dort zu bleiben, nur dahin zu patrouilliren, und berichtete, daß alles ruhig und sicher wäre. Die Bayern hatten sich aber obschon sie bereits daselbst etablirt waren, stille gehalten, und ihn ungestört hin und her ziehen lassen. Auf einmahl drangen sie vom Rücken, mit ungemeiner Übermacht auf Speckbacher, und schloßen ihn zwischen dem breiten Saalfluße und dem steilen Gebirge ein. In einer Stunde war das Gefecht entschieden. Speckbacher verlor die beßten Leute (an 300) durch den Tod oder Gefangenschaft. Auch sein Sohn wurde von ihm gerissen, er selbst auf die Erde geworfen, mit Kolbenstößen mißhandelt, die ihm einen Leibschaden verursachten. Seine Schriften und sein Tagebuch, die er in einer ledernen Tasche bey sich trug, wurden ihm auf dem Boden hingestreckt, abgeschnitten. In dieser

Lage behielt er Kraft und Geistesgegenwart genug, sich aufzuraffen, wie ein Rasender zu wehren und loszureissen. Hundert Schützen gelang ein Gleiches. Sie kletterten einen Berg hinan, der so steil war, daß sie ihre Gewehre zurücklassen mußten. Nur ihre Geschicklichkeit und Verzweiflung machte es möglich, die Höhe zu erreichen.

Da er des Sohn Abwesenheit bemerkte, wollte er wieder angreifen, aber Schrecken hatte sich der Leute bemächtigt. Sie weigerten sich ihm zu folgen. Da nahm er mit ihnen den Weg auf Rattenberg. Die Früchte aller Anstrengungen auf Feindes Gebiethe waren dahin. — Seines Sohnes Gefangennehmung und die so vieler wackern Tyroler schlugen seinem Herzen tiefe Wunden. Er war krank; blutend, zerschlagen; dennoch konnte sein Muth nicht gebeugt werden. Sein einziger Gedanke war, die Sachen herzustellen, und noch jetzt den Vertheidigungsplan auszuführen, den er vergeblich zuvor dem Sandwirthe angerathen hatte.

Dem gefangenen Sohne sagten die Feinde: »der Vater sey todt!« Er wollte es nicht glauben. Man zeigte ihm dessen Mantel, Hut und den Säbel, den er dem bayrischen Obersten am 11. August abgenommen und seitdem führte. Als er die Stücke erkannte, weinte er bitterlich, dann faßte er sich und wanderte mit den anderen Gefangenen ohne alle Klagen. Auch ihn plünderte man, die Schützen aber bekleideten ihn wieder. So wurde er nach Landshut geführt. Seine Jugend, Standhaftigkeit bey allen Mühseligkeiten,

seine Dreistigkeit, und seines Vaters Nahmen erregten Interesse. Der König von Bayern hörte von ihm, und bekam Lust ihn zu sehen. Als er nach München gehohlt wurde (er wußte nicht warum) vergoß er bey der Trennung von den Landsleuten Thränen, und protestirte. »Er sey nicht mehr noch weniger schuldig als sie.« — Der König fragte, was er glaube, daß mit ihm geschehen würde? — »Umbringen wird man mich wie meinen Vater!» — Der König beruhigte ihn, und gab ihn in eine Erziehungsanstalt, nachdem er sich geraume Zeit mit ihm unterhalten hatte.

Nachdem Speckbacher, auf die erste Anzeige des Friedens, seine Mannschaft verabschiedet hatte, ging er, seine Frau aufzusuchen, die er am 12. November auf Stallsins mit ihrer Familie in einer Sennhütte fand. Sie übergab ihrem Manne ein Schreiben für ihn, welches ihr der bayrische General Deroy zugesendet hatte, worin er ihm Nachricht gibt, daß sein Sohn lebe, und durch die Gnade des Königs eine gute Aufnahme gefunden habe. [1])

---

1) Hier ist ein Brief des jungen Speckbacher an seine Mutter, in Antwort auf ihre Anzeige, daß sein Vater noch lebe (1810):

„Liebste, theurste Mutter!“

Du hast mich mit deinem Briefe ganz überrascht! Es freut mich herzlich, daß ich nun weiß, daß mein Vater noch lebt. Herzlich gern wollte ich für ihn bitten, aber ich glaube, daß es für jetzt nicht thunlich seye. Was mich betrifft, geht

Von Speckbacher erwarte er nunmehr Unterwerfung und Folgsamkeit. Die Feinde fühlten, wie wichtig er im Lande geworden. Auch General Siebain begehrte eine Unterredung mit ihm. Speckbacher schlug sie ab; indem er dadurch bey seinen Landsleuten den Verdacht einer Verrätherey erregen

---

es mir recht gut; ich bin mit meinem Zustande recht zufrieden, und bin gesund. Der König hat sehr viel Gnade für mich; was ich bedarf, schafft er mir bey. Er ließ mir heuer schon so viele Kleider, Wäsche und ein prächtiges Bett machen, welches alles über 400 fl. kostete. Auch hätte ich das Glück gehabt, daß der allergnädigste König mein Firmgoth (Zeuge bey der Confirmation) geworden wäre, wenn ich nicht schon gefirmt gewesen wäre. So oft ich das Glück habe, bey ihm erscheinen zu dürfen, fragt er mich: ob ich in die Kirche gehe und fleißig bethe? — Hier sind die Kirchen auf's allerprächtigste geziert."

Sr. Excellenz, Herr Kriegsminister von Triwa, ist mein größter Wohlthäter, dem ich mein gegenwärtiges und künftiges Glück zu verdanken habe. Er ist mein bester Fürbitter bey dem Könige, zieht mich öfters zur Tafel, und sorgt für mich, wie für sein eigenes Kind. Ich bin nun im königlichen Seminar, wo ich deutsch, lateinisch, Musik und Zeichnen erlerne. Auch bin ich heuer schon sieben Mahl der erste geworden. Ich werde mir alle Mühe geben, durch Fleiß und ein gutes Betragen die Wohlthaten zu verdienen. Nun lebe wohl; meine Geschwister, deine Schwester und den Kuhn grüße ich herzlich, und verbleibe stets

dein dankbarer Sohn

„Andrä Speckbacher!"

könnte.« Indessen versprach er, eben so eifrig, wie er bisher für den Krieg gearbeitet hätte, nunmehr für den Frieden zu arbeiten.

Die Speckbacherinn klagte ihrem Manne, wie übel es ihr auf der hohen Alpe von Stallsins mit den Kindern gehe, sie könne sie nicht aus der Sennhütte lassen, ohne daß sie Gefahr liefen, den Berg hinabzustürzen: denn die Pfade umher sind so steil, daß nur Schafe und Ziegen dort zur Weide geführt werden. Übrigens war alles mit Schnee bedeckt, der Bach starrte schon von Eis. Er ließ sie zu einer andern Alpe (auf dem Tulfer Berge) führen.

Es war Speckbachers Ernst, sich ruhig zu verhalten, so lange er an den Frieden glaubte. Aber Hofer's Brief, den er den Tag darauf empfing, machte ihn irre. Er schrieb ihm Kolb's Nachrichten, bemerkte, daß er zwar die Unterschrift der Friedens-Bothschaft kenne, aber daß es nicht schwer sey, Hände nachzuahmen, nnd daß der Überbringer, Herr v. Lichtenthurn, durch die Franzosen gewonnen, oder gezwungen seyn könnte, sie zu täuschen. »Ich selbst,« setzte er hinzu, »habe schon wieder Leute aufgebothen, und zwölfhundert Mann im Passeyrer Thale gefangen. Thue du deßgleichen, und führe den Krieg wie ein Mahl und alle Mahl.« (Letzteres seine eigenen Ausdrücke).

Speckbacher gab zu leichtsinnig Gehör; er lief umher, die Schützen heimlich zu unterrichten. Da er nicht wußte, wie er die Nachrichten aufs linke Ufer bringen sollte, verabredete er mit seinem Bruder (Kurzsichtigkeit hatte ihn verhindert mitzufechten) sich

auf eine Anhöhe zwischen Frizens und Baumgarten zu begeben, so oft er dazu durch ein Signal-Feuer rechts am Ufer von ihm eingeladen würde. Dann band er sein Schreiben an einen Pfeil, den er mit starkem Bogen hinüberschnellte. Da dieses nur Nachts geschehen durfte, so befestigte er am Pfeile eine brennende Rakete, die den Ort bezeichnete, wo er niederfiel.

Schon fingen wieder Landleute an, sich zu sammeln, als der Frieden sich vollkommen bestätigte. Kaum hatte Speckbacher Zeit, sie fortzuschicken, (denn seine Bewegungen waren den Bayern bekannt geworden) und sich selbst mit dreyzehn Schützen zu retten.

Sobald man Speckbachers Entweichung bemerkt hatte, verfolgten ihn Steckbriefe und Proclamationen. Von den Kanzeln ward es abgelesen, ihn zu fangen, sogar Holzschnitte, ihn kennbar zu machen, ausgestreut, und eine Belohnung auf seine Entdeckung gesetzt. Monathe lang patrouillirten bayerische Jäger, Forstbediente und Soldaten, im Bezirke von Innsbruck, Hall und Volders, und erstiegen mühevoll die Berge und Schluchten umher.

Die Soldaten nannten Speckbacher wegen seiner Rastlosigkeit den Feuerteufel, und schwuren in ihrem Unmuthe über so viele vergebliche Anstrengungen, »Riemen aus seiner Haut zu schneiden, wenn sie seiner habhaft würden.«

Anfangs flüchtete Speckbacher mit seinem kleinen Gefolge von Sennhütte zu Sennhütte. So lange

er Geld hatte, kaufte er hin und wieder für sie Fleisch und Lebensmittel. Endlich versuchte er, ob es nicht möglich wäre über den Zillergrund in's Pusterthal zu entkommen. Aber er konnte nicht weiter als bis nach Dux. Die ohnehin gefährlichen Pfade waren so verschneyet, daß alle Geldbiethungen nichts vermochten, einen Führer zu fin den, sie hinüber zu schaffen.

Speckbacher blieb um die Weihnachtszeit einige Tage zu Dux. Von dort verabschiedete er die Schützen, die er nicht mehr ernähren konnte, und die seine Spur leichter entdecken machten. Mit Briefen an Hofer gingen einige über das Pinzgau, andere ihn aufzusuchen über das Sterzinger Joch. Einer dieser letzteren verkaufte sich den Bayern für fünfhundert Gulden, und fing von Stunde an, Speckbacher unter allerley Vorwänden nachzuforschen. Dieser schändliche Mensch hieß Holzer.

Speckbachers Aufenthalt in Dux wurde den Bayern hinterbracht. Hierauf ging er nach dem Weerberge, dem Kolsaßberge, Wattenberge, endlich auf den Vogelsberg so hoch, daß kaum Holz mehr daselbst wächst. — Als er zu einem Hause am Vogelsberge hinabstieg, um zu essen, wurde er durch Anstiften des Schützen von Soldaten des Regiments Isenburg überrascht. Es blieb ihm nur Zeit, auf's Dach zu klettern, und sich von dort hinabzuwerfen, wobey er sich durch den Fall sehr wehe that. Er eilte in den nächsten Wald. Dann zum Holderberge.

Nun irrte er sieben und zwanzig Tage umher. Einmahl blieb er vier Tage ohne Speise.

Auf einer dieser Wanderungen traf er im Walde, unter freyen Himmel, sein Weib und seine Familie. Mit bloßem Brote wurden die Kinder genährt. Man kann sich das Schluchzen und Jammern bey dem Anblicke der vor Kälte halb erstarrten Kleinen denken. . . Die Speckbacherinn hatte den Tulfer Berg verlassen müssen. Sie fürchtete als Geisel für den Mann festgehalten zu werden.

Speckbacher führte sie in die höchste Wohnung des Dorfes Volderberg, dessen Häuser über zwey Stunden weit zerstreut liegen. Dort hatte er Freunde, auf deren unverbrüchliche Treue er rechnen konnte. Hier blieb sie bis Lichtmessen versteckt. Die Hauswirthinn gab sie für ihre Magd aus, den Bauer für ihren Ehemann, das einzige Kind dieser guten Leute wurde unter Speckbachers Kindern gehalten. Wenn es die verstellte Magd Mutter rief, gab sie vor, sie sey seine Amme gewesen, und daher dieser Nahmen.

Speckbacher selbst entfernte sich schleunig; der Freund trug ihm zuweilen Lebensmittel zu, so wie auch der Knecht Georg Zoppel, der fortwährend für die Frau und Familie, und so viel wie möglich zu Rinn für das Hauswesen sorgte.

Die schärfsten Drohungen vermochten ihn nicht, seines Herrn Aufenthalt zu entdecken, so wenig als Belohnungen, die ihm bis auf die Höhe von 700 Gulden angebothen wurden.

Einige Tage vor dem Dreykönigsfeste, glaubte

Speckbacher, daß man ihn schon minder eifrig suchte. Er fühlte unwiderstehlichen Trieb mit seiner Frau zu Volderberg zu essen. Kaum saß er einen Augenblick, sich gütlich zu thun, so rief das Kind vom Hause in's Zimmer hinein: »Es kommen Bayern!« Er entspringt nach der Hinterthüre, und will den Riegel wegschieben, als er schon das Geräusch von Gewehr-Kolben hört, welche die Soldaten vor derselben auf die Erde stießen. Nun flog er nach der vordern Thüre, die er aufreißt, als auch hier sieben Mann ihm, von dem Berge herab, entgegen kommen.

In dieser Lage ergreift er, mit unglaublicher Gegenwart des Geistes, einen kleinen Schlitten, der an der Schwelle liegt, wirft ihn, als wäre er ein Knecht des Hauses, auf seine Schultern, und steigt damit auf dem engen Fußpfade, als wolle er Holz hohlen, den Soldaten entgegen. Die Bayern rufen ihm zu, ihnen aus dem Wege zu gehen. Er erwiedert keck und mit Fassung, dieß sey an ihnen, er habe noch drey Lasten Holz nach Hause zu fahren, weicht aber dennoch aus, und erreicht die nahe Waldspitze, die ihn verbirgt.

Speckbacher, auf's äußerste getrieben, beschloß einen Zufluchtsort zu beziehen, den er sich schon im November, als die Sachen ungewisser wurden, ausersehen, und zu welchem er allerley Provisionen an Mehl, Schmalz und gesalzenem Fleische hatte bringen lassen. Auch siebzehn Büchsen und neunhundert Patronen hatte Georg Zoppel dahin getragen. Es war eine Höhle auf dem Gemshaken,

eine der steilsten und wildesten Klippen, wo die Gemsen zuweilen im Winter gegen das rauhe Wetter Schutz suchen.

Der Ort war, wegen seiner Unzugänglichkeit in dieser Jahreszeit, so merkwürdig, daß nachdem man durch Schiffleute, die nach Speckbachers Rettung im nächsten Sommer von Wien nach Tyrol zurückkehrten, erfuhr, wo er gehaus't, Neugierige von allen Seiten dahin wallfahrteten.

In einer Nacht, wo Schneegestöber die frischen Fußtritte im alten Schnee verwischte, machte er sich nach dem Gemshaken auf. Um über seine Spur noch mehr zu betrügen, band er ein paar Schuhe verkehrt unter die Sohlen.

Die Höhle hatte nur einen Zugang, den er zu vertheidigen gesonnen war, weßwegen er seine Gewehre immer geladen, und in Bereitschaft hielt. Um nicht überrascht zu werden, wenn er der Ruhe pflegte, traf er folgende sinnreiche Anstalt.

Auf dem gähen Pfade, an einer Stelle, wo man auftreten muß, legte er eine geladene Büchse, und verdeckte sie mit Reisholz und Gesträuche. An der gespannten Feder dieser Büchse, war ein Bindfaden befestiget, der in geringer Höhe quer über den Fußsteig lief. Jedes Anstossen an denselben war hinreichend, das Gewehr abzudrücken, und ihn zu warnen.

In der Nacht suchte er Holz zusammen, zum Kochen, und sich zu erwärmen, durch aufgethürmte

Steine verbarg er mit sorgfältiger Vorsicht, Flamme und Rauch.

Schon seit geraumer Zeit schmerzte ihn der Schaden, den er im Gefechte bey Melek erhalten, und der durch den Fall vom Dache und Vernachläßigung unbequemer geworden war.

Bald aber harrten seiner schrecklichere Leiden. In den ersten Tagen des Märzes fing hin und wieder der Schnee ein wenig zu schmelzen an. Am 14. riß sich eine Lawine los, rollte gegen ihn, und warf ihn eine halbe Stunde weit mit sich hinab. Durch diesen Fall verrenkte er das Hüftbein. Er befand sich außer Stande, zu seiner Höhle wieder hinan zu klettern, und fühlte, daß er menschlicher Hülfe bedürfe, und daß es besser wäre, seinen Verfolgern in die Hände zu fallen, als einsam in Schmerz, Krankheit und Hunger umzukommen.

So raffte er seine letzten Kräfte zusammen, und schleppte sich in seines Freundes Haus nach Volderberg (das seine Familie um Lichtmessen verlassen hatte, um nach Rinn zurückzukehren). Sieben Stunden brauchte er zu diesem Wege, den man auf zwey und eine halbe Stunde schätzt. Um zehn Uhr Abends kam er an.

Sogleich schickte er nach Johann Spielthenner[1]), der eine halbe Stunde tiefer wohnte, er

---

1) Johann Spielthenner hatte sich 1797 in den Gefechten bey Spinges dergestalt ausgezeichnet, und war so verwundet worden, daß er eine kleine jährliche Pension von 25 fl.

erschien augenblicklich. Bis Speckbachers Schenkel eingerenkt und verbunden war, tagte es. So blieb er den 15. März in Volderberg.

Aber länger konnte sein Gastfreund ihn und sich nicht der Gefahr aussetzen. In der Nacht auf den 16. trugen er und Spielthenner den Speckbacher abwechselnd auf den Schultern, mehr als zwey Stunden weit, über lauter Seitenwegen noch Rinn, wobey sie oft durch tiefen Schnee zu waten hatten. Noch in der Dunkelheit, langten sie bey Speckbachers Stalle an, der eine gute Strecke vom Wohnhause entfernt liegt, wo sie ihn zurückließen.

Um vier Uhr Morgens, am 16., da Georg Zoppel das Vieh seines Herrn füttern wollte, fand er denselben beym Stalle. Alsbald grub er unter den Kühen ein Loch. Es hatte etwa achtzehn Zoll ins Gevierte, und die gehörige Länge einen Menschen aufzunehmen. Da hinein brachte er den Speckbacher, und bedeckte ihn ein und einen halben Fuß hoch mit Miste und Stroh. Das Luftloch zum Athemschöpfen, befand sich unter dem Bauche einer Kuh.

Fast sieben Wochen, bis zum 2. May, brachte

---

von Oesterreich genoß, welche Bayern bey Besitzergreifung Tyrols mit übernommen hatte. Spielthenner der chyrurgische Kenntniß besaß, besorgte und heilte mit der höchsten Aufopferung die verwundeten Tyroler 1809, nach dem Abzuge der Oesterreicher.

Speckbacher lebendig verscharrt, ohne Wäsche, ohne seine Lage im Ganzen zu verändern, hier zu. Milch und Brod lieferte der Knecht ihm reichlich. Zuweilen auch ein gekauftes Ey . . . Seine Hühner hatten die Bayern geschlachtet . . . Noch immer war Einquartirung derselben im Hause . . . Das Schweigen hielt Georg Zoppel so unverbrüchlich, daß auch des Speckbachers Weib nicht erfuhr, wo ihr Mann sich befände, und ihn immer noch auf dem Gebirge wähnte.

Dieß geschahe, damit ihre Ängstlichkeit ihn nicht verriethe, wenn, was sich gar oft zutrug, die Bayern den Stall besuchten. Einmahl sogar griff ein Lieutenant, der nach verborgenen Waffen forschte, bis unter die Raufen des Viehes, so daß Speckbacher ihn hätte beym Beine fassen können.

Immer unerträglicher wurden ihm die eingepreßte Luft und die Nässe und Unsauberkeit seines Aufenthaltes, von der die Kleider ihm stückweise vom Leibe fielen. Auf seinen Schaden hatte die Ruhe günstig gewirkt, seine Hüfte war gänzlich geheilt.

Am 2. May erhob er sich endlich aus seinem Grabe, um Freyheit durch die Flucht ins Österreichische zu erhalten. Bis zum 5. May blieb er noch im Stalle. Seine Nerven waren so angegriffen, daß wenige Schlucke Wein, die er als Stärkung versuchte, ihn auf viele Stunden berauschten.

Seine geliebte Frau ließ er vor dem Scheiden hohlen. Als sie erfuhr, wie lange er schon in ihrer Nähe, und wo er gewesen, weinte sie überlaut, und

wollte sich nicht zufrieden geben. Er tröstete sie so gut er konnte. Sie labte ihn mit Speise und begleitete ihn einige Tausend Klafter weit.

Speckbacher mußte auf dieser Reise noch immer sorgfältig vermeiden, gesehen zu werden. Er nahm zehn Pfund Fleisch und einiges Brot als Mundvorrath mit sich, um nicht genöthigt zu seyn, menschliche Wohnungen zu betreten. Sein Weg ging über die höchsten Berg-Joche des Vorderthales, Wattenthales, über das Joch nach Dux, dann fort über die Joche nach Mayrhofer im Zillerthale, wo er die Brücke über die Zill zu passiren hatte, bey welcher ein bayrischer Wachtposten staud. Er passirte ihn bey Nacht, als er merkte, daß die Soldaten bey einem Feuer eingeschlummert waren. Hierauf wandte er sich über die Gerlos, der Krimmel vorbey, nach Gastein, über das Gebirge. Seine Mattigkeit erlaubte ihm nicht, starke Märsche zu machen. Erst am zehnten Tage traf er einen Menschen. Er schlief fast gar nicht. Wenn er sich hinstreckte, zwang ihn die Kälte in solchen Höhen, bald wieder aufzubrechen. Zwey Pistolen trug er auf den Nothfall mit sich. Im Pinzgaue fürchtete er sich von den Pflegern, die er im September vertrieben hatte, und die nun zurückgekehret waren. Aber es begegnete ihm kein Unfall. Von Wildbade Gastein wanderte er über Gros-Adel ins Lungau, dann durchs Thal von St. Michael nach dem abgetretenen Theile von Kärnthen gegen Gmünd, endlich über die Stang-Alpen nach Steyermark und Wien.

»Bey allen diesen Fährlichkeiten in Noth und Angst und Schmerzen, sagt Speckbacher, war ich getrost, und hoffte, daß Gott und seine Heiligen mich nicht verlassen würden. Aber der Gedanke an das, was meine Frau unschuldig und ohne zu murren, durch und für mich litt, war mir fürchterlich. Auch schreckte mich in meiner Einsamkeit das Bild des Todes durch Henkershand, da ich doch in Gefechten den Tod nie gescheut hatte.«

Nicht lange blieb Speckbacher unthätig zu Wien. Der Kaiser von Österreich beschloß, den Tyroler Emigrirten Land zum Anbaue in einer guten Gegend von Siebenbürgen anzuweisen. Speckbacher redigirte zum Theile die schriftlichen Forderungen der Colonisten, welche ihm größten Theils zugestanden wurden. Dann reisete er selbst nach Siebenbürgen. Man wünschte ihn als Richter oder Vorsteher an der Spitze der Niederlassung zu sehen. Auch war er nicht abgeneigt. Nur ohne die Einstimmung seiner Frau wollte er nichts unternehmen. Sie war mit seinen Kindern auf dem Gute bey Rinn zurückgeblieben. Er schrieb ihr in dieser Angelegenheit; dieß ist ihre rührende Antwort.

Mein Herzallerliebster Mann!
liebster Joseph!

»So inniglich es dich schmerzt ohne mich zu seyn, so viel dir unsere häuslichen traurigen Umstände am Herzen liegen, eben so hart fällt es deinem Weibe,

ohne dich zu leben; ja so oft ich ein Kind schaue, wird mir das Herz voll; denn der erste Gedanke dabey ist: ach Kinder! ihr seyd jetzt wie Waisen ohne Vater, ich wie eine verachtete Wittib ohne Nahmen! — Aber Gott im Himmel, und den heiligen Anderl am Judensteine, sey meine und meiner lieben Kinder Elend und Verlassenschaft geklagt und anempfohlen. O lieber Joseph! du weißt wie dich deine Maidl liebt; aber durch diese Liebe bitt' ich dich, um Gotteswillen, thue mir nicht übel nehmen, daß ich das Alte wiederhohle, und noch dazu setze: lieber als nach Ungarn oder sonst so weit gehen, lieber will ich, — ach Gott! daß ich so sagen muß, mit meinen Kindern betteln gehen. Jetzt ist es nicht andem; (noch nicht so weit) aber es darf nicht lange mehr so dauern, so hast du, o herzallerliebster Mann, eine Bettlerinn zu deinem Weibe. — Ich muß aufhören, sonst wird das Papier vom Weinen naß. Nur eins, lieber Joseph, muß dich und mich, dein Weib, in diesem Kummer trösten, daß wir uns dieß Elend, und das bevorstehende Unglück, betteln zu gehen, nicht durch Verschwendung oder aus einer andern Ursache selbst freywillig zugezogen haben, sondern bloß deine Liebe zu unserm guten Kaiser Franz, und das herzliche Verlangen wieder Österreichisch zu seyn, hat dich so weit gebracht, und dich in die äußersten Lebensgefahren, und dein Weib und deine Kinder in Noth und Kummer versetzt. — O lieber Alter! Wag's noch und mach' vor dem allergnädigsten Kaiser, der doch so gut mit dir ist, einen Fußfall, und sag' ihm, er-

zähl's ihm, wie's deinem Weibe in Tyrol geht; bitte für mich um Verzeihung, daß ich dir nicht nachfolge, du weißt ja selbst, daß ich schon öfters krank und vielleicht eine so weite Reise nicht aushalten würde, und nicht Weiber, sondern gescheite Männer, haben mir gesagt, daß, wenn man nicht fester Natur und Leibeskräften ist, man es im Ungerlande nicht aushalten kann; und du liebst dein Weib zu herzlich, als daß du sie dem Tode zuführen wolltest. — O bitt' nur recht, und ich will beym Heiligen Anderl am Judensteine bethen, daß uns der allergnädigste Monarch der gute Kaiser Franz, jetzt noch hilft, und dann kann ja Gott noch alles anders schicken.«

Soll uns aber seine Strafe noch länger treffen, so bitt' nachher was du vermagst, daß du in Steyermark oder in einer nahen Gegend dort herum, etwas erbittest, und dann, wenn unser liebes Vaterland keine Hoffnung mehr hat, Österreichisch zu werden, und du, ins Tyrol zu kommen, dann will ich zu dir, meinem herzallerliebsten Manne gehen.«

Ich danke dir, liebster Joseph, für den Neujahrswunsch; Gott verleihe nur, daß wir unter Österreichs Regierung in unserm lieben Tyrol wieder zusammen kommen. Damit du, liebster Mann, jene die uns helfen können, von unserm bevorstehenden Elende recht überzeugen kannst, muß ich dir zu meinem und deinem Kummer offenbaren, daß alles Vieh erkrankt ist; ein Stück ist schon verloren, bey den anderen zweyen sind wir keinen Tag sicher, daß sie nicht auch hin sind. An Arzeneyen und Doctoren sind bereits

schon 50 fl. verwendet worden. Jetzt denk' noch die großen Steuern hinzu. Noch einmahl, herzallerliebster Mann, bitte um Hülfe für dein armes verlassenes Weib und Kinder, und sey von mir tausend Mahl gegrüßt, und dem Schutze Gottes und der Gnade unsers wohlthätigsten Kaisers anempfohlen. Schreibe bald und höre nicht auf zu lieben

dein treues Weib

Maria Speckbacherinn.«

Den 5. Januar 1811.

Nachschrift.

Deine lieben Kinder lassen dich herzlich grüßen, sie bethen fleißig für dich, und fragen oft: Kömmt denn unser lieber Vater nicht mehr zu uns?

Nach dem Empfange dieses Briefes lehnte Speckbacher jeden Vorschlag ab, der ihn in Ungarn oder Siebenbürgen fesselte. Alle seine Anstrengungen waren dahin gerichtet, eine kleine Besitzung in Österreich zu erkaufen.

Durch Sparsamkeit und Vorschuß einiger Freunde, brachte er es auch bald dahin, bey Brunn in der Nähe von Wien gemeinschaftlich mit Jacob Torgler, ein Freygut zu erwerben. Aber der größte Theil der Kaufsumme mußte rückständig bleiben. Nun bath er seine Frau, zu ihm zu kommen, um mit ihr das Benöthigte über den Verkauf seines Tyroler Grundstückes zu besprechen.

Im April 1811 kam die Speckbacherinn nach Wien, wo sie einige Wochen blieb. Auf der

Rückreise nach Tyrol wurde sie bey Salzburg von den bayrischen Autoritäten, wir wissen nicht unter welchem Vorwande verhaftet, und 13 Wochen im Gefängnisse zurückbehalten, wodurch sie fast von Sinnen gekommen, da sie zugleich erfuhr, ihre Kinder seyen krank. Das Gut bey Brunn haben Speckbacher und Torgler wieder verkaufen müssen, da sie die Summe zur Abhaltung der Zahlungs-Termine nicht aufbringen konnten.

Dann verwaltete Speckbacher für den jungen Hofer aus Freundschaft gegen den unglücklichen Vater das Gut in Oberösterreich. Neueren Nachrichten zu Folge ist Speckbacher wieder in Tyrol, und paradirte als Major der Landesschützen bey der Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers zu Innsbruck im October 1815.

Käppeller pinx — Seb Langer sc

Kray

Paul Kray.

Im Felde
Da bringt die Gegenwart — Persönliches
Muß herrschen, eignes Auge sehen. Es braucht
Der Feldherr jedes Große der Natur.

Schiller.

Paul Kray.

Hochgeachtet von Genossen, geliebt vom Heere, gefürchtet vom Feinde erwarb sich dieser Feldherr in den Heereszügen gegen Türken, Preußen und Franzosen unvergängliche Lorbeern. Doch was den schönsten Strauß in jenem Kranze bildet, ist der Umstand, wie Kray das ward, ist die Stufenleiter, auf der dieser Krieger vom Cadetten (nicht mit Riesenschritten) sich zum Feldzeugmeister, Commandeur des Theresien-Ordens und zum gefeyerten Heros emporrang. Weder übergroßes Glück noch besonders günstige Umstände seiner Erziehung, weder Geburt noch Familien-Verhältnisse, sondern rein persönliches Verdienst hoben Kray auf einen so hohen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft, erzwangen ihm so ungeheuchelte Achtung, so unbefangene Celebrität.

Kray ist ein geborner Unger aus Käsmark in Zipsen. Dieses ehemahls an Pohlen verpfändete Ländchen hat manchen merkwürdigen Mann hervorgebracht. Es ist größten Theils von eingewanderten Deutschen bewohnt, die noch manche Sitte ihrer Altvordern ge-

treulich bewahren. Es ist daher wohl der Mühe werth, das Vaterland unsers Kray in dieser Hinsicht näher kennen zu lernen.

Zipsen ist eines der merkwürdigsten ungarischen Comitate. Es gränzet gegen Süden an das Torner und Gömörer Comitat; gegen Westen an das Liptauer Comitat und an Galizien; gegen Osten an das Scharoscher und Abaujvarer Comitat. Ganz Zipsen ist bergicht: es hat keine Ebenen, einige kleine ausgenommen, bey Iglo, bey Deutschendorf, bey Gniessen, bey Fridmann, die aber auch mehr flache Thäler sind als Ebenen. Besonders ist es an den Gränzen mit mehreren Gebirgsreihen umgeben. Die vier größern Zipser-Flüsse Hernad, Hacilecz, Poprad, Dunajetz bilden auch 4 Hauptthäler, die bald enger, bald weiter sich fortdehnen. Die Hernad entspringt aus dem Königsberge, der die Gränze macht von Zipsen, Gömör und Liptau, und von der andern Seite die Quellen der Gran und der Wag enthält. Die Lage dieses Königsberges, die Aussicht davon in das Zipser, Gömörer, Zohler, Liptauer Comitat und auf den halben Zirkel der karpathischen Alpenkette ist groß, schön und erhaben; er verdient den Nahmen des Königsberges, den er von dem großen Könige Mathias Corvinus erhalten haben soll, der hier oft jagte, und an einem großen Tafelsteine, der noch da ist, seine Jagdmahle hielt, im Genusse der schönsten Aussicht. Das Gegenstück vom Königsberg auf der Ostseite ist der Berg Ischla, auf dem Hundermarker-Gebiethe. Beyde Berge, die nach den

Karpathen die höchsten sind in Zipsen, enthalten hoch oben, nicht weit vom Scheitel, mehrere starke Quellen, die aus der flachen Seite derselben so stark hervorströmen, daß sie sogleich einen starken Bach bilden, der mehrere Mühlräder zu treiben im Stande wäre.

Das Hernader-Thal dehnt sich in der Richtung von Südost gegen Sesay-Kapsdorf, Iglo, Marksdorf, Wallendorf, Krompach, Klukno, Maregetzan, fällt in die Hernad oder Hniletz, nachdem er aus dem Königsberge entquollen, die Thäler der Metall-Gebirge und Bergstädte Wagendrißel, Schwedler, Einsiedel und Göllnitz bewässert hat. Das Thal der Poprad, die aus den Karpathen bey Polzdorf herabfließt, hat seine Richtung gegen Nordost, und dehnt sich vom Georgenberg, Lomnitz, Käsmark, Pudlein, Gniesen, Lublau hinab in das Scharoscher-Comitat, wo es sich gegen Norden wendet, und die Poprad bey Sandetz in Galizien in die Dunajetz ergießt. Das Thal jenseits der Karpathen, an dem Fluße Dunajetz, der sich bey Fridmann mit der Bjala vereinigt, hat auch seine Richtung Anfangs gegen Osten, wendet sich aber bey dem rothen Kloster in einer engen Schlucht gegen Norden. Die Dunajetz fließt sodann, mit der Poprad vereinigt, um bey Opatowetz in Galizien die Weichsel zu vergrößern.

Diese Flüße nehmen eine Menge anderer Flüße und Bäche auf, die aus den Gebirgen und vorzüglich aus den Karpathen herabströmen. In den Karpathen hat jedes Thal in der Höhe der nackten Fel-

senklüfte einen auch mehrere Bassins, welche Seen genannt werden, und das reinste beste Wasser in großer Menge und Tiefe enthalten, auch im dürrsten Sommer nicht versiegen, und Reservoirs sind für die vielen Bäche und Flüße, Mühlen und Wasserwerke treiben, die hinlänglich vorhanden sind, besonders aber die zwey Flüße Poprad und Dunajetz floßbar machen. Beyde würden noch viel floßbarer seyn, wenn sie von Steinen und Felsen gereiniget würden, welche die Flösse bey einem niedern Wasserstand hemmen; auch hindern die Schifffahrt Mühlen und Wasserleitungen. Jetzt ist die Poprad floßbar von Lublau, auch schon von Pudlein an. Die Dunajetz, obgleich reicher an Wasser, wird zur Commerz-Schifffahrt weniger benutzt, als die Poprad, auf welcher ungarische Producte, besonders Weine, häufig ausgeführt werden.

Das Klima in Zipsen ist rauh aber gesund; die Luft kalt aber rein; das Wasser sehr gut und überflüßig; Winde häufig, und oft so heftig, daß sie Gebäude und Waldungen niederreißen; verheerende Wolkenbrüche gibt es in den Alpen. Die angenehmste und dauerhafteste gute Witterung ist gewöhnlich am Ende des Sommers und im Herbste. In den Schluchten der Karpathen ist immerwährender Schnee und Eis, und dort schneyet es auch in den Sommermonathen. Unten hat man noch im Anfang May und im October schon wieder frischen Schnee; Nachtfröste hat man noch im Junius, und mit Ende August schon wieder. In der Gegend vom Zipserschloß, von Iglo,

von Leutschau ist es viel wärmer, als in der Gegend von Käsmark, obgleich die Entfernung in gerader Linie sehr gering ist; auch sind jene Gegenden viel fruchtbarer. — An vielen Orten im Gebirge wird die Frucht bloß wegen des Stroh's und Viehfutters angebaut, da an Körnern gar kein Gewinn ist, die Frucht gar nicht reif, auch nicht selten im October mit Schnee bedeckt wird; öfters verspätet sich die Ernte bis zum October, ja bis zum November, und auf den Gebirgen bleibt wohl die Frucht manchmahl den ganzen Winter über auf den Acker. Der Boden ist in Zipsen überall steinigt, hie und da leimigt; schwarze Erde gibt es sehr wenig.

In Süden hat Zipsen die Gebirgskette, die reich an Mineralien, die Bergstädte enthält.

Schmölnitz behauptet unter den Bergstädten die erste Stelle. Hier befindet sich das k. k. Berg-Inspectorat und Berggericht, mit einem zahlreichen Personale, und die Kupfermünze, die in den letzten Zeiten manches Jahr 6,000,000 Rthl. ausgemünzet hat. Der neuerbaute Kammerhof ist ein großes, ansehnliches Gebäude; schade, daß es zu tief liegt. In der Hauptkirche ist das Altarblatt von Füger; ein schönes Gemählde, die heilige Theresia darstellend, wie sie gegen die heidnischen Priester spricht. Der holde, gelungene Ausdruck der Religiosität in der weiblichen Figur sticht gegen die heidnischen Priester, in denen sich Groll, Neid, Bewunderung ausspricht, vortrefflich ab. Kaiser Maxentius ist zu sehr in den Hintergrund gestellt: aber der heidnische Priester neben ihm, der ihm zuflistert, sich nicht irre führen zu lassen, ist

sprechend dargestellt. — Das Theater, in welchem von Zeit zu Zeit von Dilettanten Vorstellungen gegeben werden, ist recht artig. Schmölnitz ist in einem engen Thale weit in die Länge gebaut. Die Schmelzhütten, Hammerwerke, Gruben, Stollen, Wasserwerke, Magazine, Zement-Gebäude und verschiedene andere Werke dehnen sich weit aus. Schmölnitz ist frey von Vorspann und Soldaten-Einquartirung. Die übrigen Bergstädte haben dieses Vorrecht nicht, deren zwey (Stoß und Schwedler) ebenfalls dem Cammeral Ärario, die übrigen aber Privat-Grundherrschaften, nähmlich Einsiedel, Krompach, Gölnicz der gräfl. Csakischen[2]), Wagendrißel aber der Marjaschischen Familie gehören. Schmölnitz mit dem zahlreichen Amtspersonale hat gegen 5000 Seelen; Gölnicz allein für sich gegen 6000 Seelen.

Die Zipser-Bergstädte sind von uralten Zeiten durch Deutsche bevölkert; und werden schon in dem Decret des ersten ungarischen Königs Stephan, Hospites genannt, und zur gastfreyen Behandlung empfohlen; sie sind von jeher im Genuß schöner Privilegien, kraft welcher sie sich auch unter königlichem Schutze erhalten haben. Die alten Urkunden nennen sie Sachsen.

Der Dialect ihrer deutschen Mundart ist nun in einigen dieser Städte gar nicht zu verstehen; er unterscheidet sich viel von dem Dialecte der übrigen in Zipsen wohnenden Deutschen. — Um die Bergstädte her-

2) Diese hat vorher auch Schmölnitz, Stoß und Schwedler besessen, aber dafür gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts andere Güter vom Cammeral Aerario in Tausch erhalten.

um gibt es viele Dörfer, die mit Slaven und Rußnjaken bevölkert sind. Dieß kommt daher, weil in den Zeiten der Religionsverfolgung die Deutschen, die sich allgemein zur Reformation bekannten, viel zu leiden hatten, daher sie sich in die Bergstädte zusammendrängten, wo sie unter dem Schutze der Privilegien sich besser erhalten konnten. Auch wurden sie hier schonender behandelt, weil sie fast ausschließlich in der Kenntniß des Bergbaues und im Besitze desselben waren. Die Dörfer nun, die sie verlassen mußten, wurden durch Slaven und Rußnjaken bevölkert.

Die Hauptbeschäftigung dieser Gegend ist der Bergbau, der aber in dieser letzten Zeit stark erschwert ist und sehr abnimmt. Die vorzüglichsten Ursachen hievon sind: das Mißverhältniß zwischen dem Ärarial Einlösungspreis, dem Marktpreis und dem Ausmünzungspreis, der Mangel und die große Theuerung des Holzes und der Kohlen; die Theuerung des Schießpulvers, welches als Regale in einem sehr erhöhten Preis vom königlichen Ärarium verkauft wird; die Theuerung und der Mangel der Lichter. Viele Bergwerke, in denen Erze gewonnen werden, werfen jetzt keinen Nutzen ab, und müssen auf Hoffnung gebaut oder verlassen werden.

Die Theilnehmer des Bergbaues führen bittere Klagen. Hier in Zipsen haben diese Urbararii (so nennen sich die Theilnehmer des Bergbaues, die im Zipser, Gömörer, Tolner, Abaujvarer, Scharoscher Commitat wohnen) einen auf 6 Jahre gewählten

Repräsentanten, der ihre Angelegenheiten besorget, die Beschwerden führt, Instanzen einreicht, und mit dem Schmölnitzer Ober-Inspectorate in wechselseitiger Verbindung steht. Es wird gebaut auf Gold und Silber (unbeträchtlich), auf Kupfer (in der größten Quantität und guter Qualität) auf Eisen (auch in großer Quantität und verschiedener Qualität) auf Antimonium, Kobalt, Bley (wenig). Die Waldungen nehmen nicht nur in diesem Theile, sondern überhaupt im ganzen Comitate sehr ab, und hierin droht Zipsen eine traurige Zukunft.

Schon sind mehrere Zipserstädte nahmentlich vorgekommen, nun sollen sie näher beschrieben werden.

Gleich im Anfange des Königreiches haben sich unter dem Schutze ungarischer Könige, deutsche Einwohner in Ungarn überhaupt, und in Zipsen besonders mit Bewilligung schöner Privilegien, welche bürgerliche Freyheiten enthielten, niedergelassen. In dieser Epoche war das Loos dieser Eingewanderten, die in den ältesten Gesetzen Hospites Saxones genannt werden, und auch jenes des slavischen und ungarischen Landmannes, viel besser unter dem Schutze der Könige, die diese nützliche Classe gegen das Übergewicht der höheren Stände zu schützen bemüht waren. Aber in den spätern Zeiten konnten sich diese Saxones in Ungarn nicht so gut im Ganzen erhalten, als sie sich in Siebenbürgen erhielten. Hier in Ungarn und besonders in Zipsen gelang ihre Erhaltung nur in der Form einzelner Städte, sowohl Bergstädte als k. k. Städte und privilegirter Marktflecken. Gegen Ende

des 13. Jahrhunderts waren in Zipsen außer den Bergstädten 24 Regal-Städte. König Sigismund versetzte 16 dieser Städte an Pohlen: die übrigen 8 wurden durch die Übermacht der herrschenden Zipser-Dynastien unterdrückt und in Dörfer und Bauern verwandelt. Vermuthlich würde es auch den 16 Städten nicht besser ergangen seyn, wenn sie nicht an Pohlen verpfändet gewesen wären. Maria Theresia nahm sie zurück, und geschreckt durch das Beyspiel ihrer 8 Schwestern, flehten sie, durch eine eigene städtische Jurisdiction ihrer bürgerlichen Existenz gesichert zu werden. So wurde eine abgesonderte Provincial-Administration für sie eingesetzt. Unter Kaiser Joseph II. wurden sie nach dem Grundsatze der Concentration, der neuorganisirten Comitats-Verwaltung einverleibt, aber nachdem die Josephinischen Einrichtungen zurückgenommen wurden, auch wieder von dem Comitate getrennt. So wie das Bestreben des Comitats beständig dahin gerichtet ist, sie dem Comitate zu unterwerfen: so ist auch ihr Widerstreben dagegen gerichtet. Es ist der schlimmste Umstand dabey, daß diese 16 Städte nicht beysammen, sondern zerstreut im Comitate liegen, welches den Wirkungskreis der zwey Behörden verwirrt, lähmt und die Collisions-Fälle vermehrt. Dieß ist die nächste Ursache der Reibung, die besonders in dieser letzten Zeit heftig geworden ist: eine andere tiefer liegende ist wohl überhaupt der Feudal-Antagonismus gegen den städtischen Stand (tiers-etat) der hier in Ungarn constitutionel ist, und noch beste=

hende Gesetze für sich anführen kann. Das Comitat kann nicht anders, als die Unterwerfung der 16 Städte zu erlangen trachten. Im Reichstag 1807 haben die sämmtlichen Landesstände den Wunsch des Comitats unterstützt, und Se. k. k. Majestät um die Einverleibung der 16 Städte gebethen; die Sache wurde aber an eine Dicasterial-Commission verwiesen.

Die Nahmen dieser 16 Städte, deren Bevölkerung auf mehr als 30,000 Seelen angenommen werden kann, sind folgende: 1. Olaßy Wallendorf, 2. Varallja, 3. Iglo, 4. Sztrasa. Michaelsdorf, 5. Belka, 6. Mataotz, Matzdorf, 7. Georgenberg, Szobota, 8. Poprad. Deutschendorf, 9. Laibicz, 10. Rußkinocz, Nißdorf, 11. Durand, Durlsdorf, Twarozna, 12. Menhard, Menersdorf, Werbow, 13. Bela, 14. Grizen, Gnesda, 15. Prodolin, Pudlein, 16. Lublau.

Außer den 16 Städten war bis zum Jahre 1801 in dem Zipser-Comitate auch noch ein kleines abgesondertes Comitat, Sedes decem Lanceatorum, welches eine eigene Jurisdiction und seinen eigenen Comitats-Magistrat hatte. Dieses kleine Comitat bestand aus einem Dutzend ganz kleiner Dörfer, wovon das Hauptdorf Vettelsdorf war. Diese kleinen Dörfer werden von einer Menge armer Edelleute bewohnt. Bauern oder vielmehr Bauerschaften gibt es dort keine; die Bauern, die da wohnen, sind Drescher, Knechte, Häusler der Edelleute, und sind seßhaft auf adelligen Gründen: als solche nun, sind sie

ausgenommen vom größern Theil der gemeinschaftlichen Lasten, müssen aber dafür ihren Herrn desto mehr leisten; sie sind frey von der Reichs-Contribution, von der Militär-Vorspann und Einqaurtirung, von der Salzfuhr, und für sie müssen andere Bauern des Comitats diese Lasten tragen. Dieses Dutzend Dörfchen hat seine Vorrechte in den alten Zeiten deßwegen erhalten, weil es die Pflicht hatte, zehn Lanzenträger zur königlichen Leibwache zu stellen (daher auch seine Benennung). Die zehn Lanzenträger waren längst abgeschafft, aber ihre Privilegien blieben, und das ganze Ding stand da, wie ein altes verfallenes Mauerwerk, das zu nichts nützte, als dem jetzigen Bedürfnisse gemäß, neu verbaut zu werden.

Dieß geschah im Reichstage 1802. (Art. 10.) das kleine Comitat wurde dem großen einverleibt, doch aller seiner Privilegien unbeschadet. Jetzt halten noch einige seiner Gönner strenge darauf: es ist aber zu erwarten und zu wünschen, daß es sich mit dem großen Comitate ganz amalgamire.

Die zwey königlichen Freystädte Leutschau und Käsmark haben ihre eigenen Topographien erhalten. Leutschau ist die Hauptstadt des Zipser-Comitats: die Comitat-Versammlungen werden hier gehalten, das Comitats-Haus wird jetzt neu gebaut. In der ältern Epoche, da der nordische und orientalische Handel blühte und durch Ungarn strömte, hatte es die Stappelgerechtigkeit, und es war eine vielbedeutende Stadt. Noch jetzt steht die Inschrift auf dem

Rathause in Stein gehauen: Respublica Leutsoviensis. Die Stadt besitzt mehrere Dörfer, und hat ein großes Gebieth, welches ehedem an Waldungen reich war. Ein katholisches und evangelisches Gymnasium sind darin. In dem katholischen kann man die Zahl der Studierenden von der Grammatik an, auf 100 annehmen; in den evangelischen auf 200. Die Population ist gegen 4500 Seelen. Die Stadt hat Jahr- und Wochenmärkte.

Käsmark hatte einen langen Kampf mit der Tökölischen Dynastie zu bestehen. Das Tökölische Schloß steht noch, aber unbewohnt da. Die Lage an der Poprad ist schön. Die Bevölkerung beträgt gegen 4000 Seelen. Es hat ein evangelisches Lyceum, in welchem man die Zahl der Studierenden von der Grammatik an auf 300 annehmen kann, auch Jahr und Wochenmärkte. Käsmark ist die größte Handelsstadt in Zipsen. An Wein kann man des Jahres 10,000 Faß und an Leinwand über 1,000,000 Ehlen annehmen. Beyde Städte, welche von deutschen Einwohnern bewohnt werden, haben in vorigen Zeiten so stark rivalisirt, daß sie Kriege gegen einander führten, und die Sage erzählt noch immer von einem Spion, der ganz treuherzig bey der Nacht ans Thor klopfte, und eingelassen zu werden verlangte, indem er zu Spioniren abgeschickt sey.

Die Sitten und die Gebräuche, welche wir in folgenden Bruchstücken schildern, lassen sich auch nur auf bestimmte Weise in der Gegend von Käsmark suchen, und wenn selbst mehrere in den neue-

sten Zeiten entweder gänzlich außer Übung gekommen sind, oder doch nicht mehr in ihrer ganzen Vollständigkeit beobachtet werden, so ist uns doch die Versicherung, ihrer Glaubwürdigkeit und Gewißheit Bürge, daß sie vor nicht langer Zeit noch im Gange waren.

Einige Zunftgebräuche in Käsmark.

Wenn die Schmiede nach Weihnachten ihre Herberge wechseln, und im feyerlichen Zuge die neue beziehen, werden zwey starke Lehrjungen mit Curassen und Spießen zu einem Zweykampf ausgerüstet. Bey der Ankunft vor dem Hause des neuen Herbergevaters stellen sich die Kämpfer einander gegenüber, und laufen auf ein gegebenes Zeichen mit gesenkten Spießen gegeneinander los. Wechselseitige Gewandtheit weiß der Waffe des Gegners auf die geschickteste Art auszuweichen, und sie jedes Mahl zwischen dem gehobenen Arm und dem gepanzerten Körper durchgleiten zu lassen; mit desto größerer Gewalt treffen aber alsdann die Küraße auf einander, und das Ende des wiederhohlten Kampfes ist gewöhnlich der Sturz des Schwächern durch die Übermacht des Stärkern, den das schallende Gelächter des zuschauenden Pöbels und seiner Zunftgenossen mit Beyfall krönet. Ob sich dieser Gebrauch wirklich noch aus dem turnierlustigen Mittelalter herschreibt, wollen wir nicht bestimmen und ist auch keiner genauern Untersuchung werth. Ältere Leute erinnern sich aber noch dabey der gegenwärtig ganz er-

loschenen Sitte eines vollkommenen Ritterzweykampfes, der sich mit größerer Wahrscheinlichkeit als eine Nachahmung der Turniere ansehen läßt, außerdem aber noch das Merkwürdige hat, daß er unter bürgerlichen Städtebewohnern ausgeübt wurde, während die Turniere des Mittelalters, wie bekannt, nur ein ausschließliches Vorrecht des Adels waren. Dieser Gebrauch führte den Nahmen des Stangenreitens, und galt der Entscheidung einer Ehrensache, unter obrigkeitlicher Authorität und in Gegenwart der versammelten Mitbürgerschaft auf offenem Marktplatze. Die Gegner erschienen zu Pferde mit langen Stangen, nach Willkühr auch mit Panzer und Helm, dergleichen noch einige auf dem Stadthause zu Käsmark aufbewahrt werden, ausgerüstet. Der Zweykampf selbst war in der gewöhnlichen Art des Lanzenbrechens, wer seinen Gegner mit den kräftigsten Stößen aus dem Gleichgewicht heben und vom Rosse stürzen, oder aus dem Felde treiben konnte, hatte den Ehrenstreit vor den Augen der ganzen Stadt zu seinem Vortheil entschieden. Öfters begleitete die Stange auch noch ein stammhafter Knittel, der zur vollkommenen Entscheidung des Kampfes die Stelle des Schwertes vertrat, wenn der Schwächere nach der ersten Entwaffnung, sich nicht des Streites begeben, und um Frieden bitten wollte.

Unter die seltsamsten Zunftgebräuche in Käsmark gehören die, welche vor nicht gar langer Zeit in der letzten Faschingswoche von den Fleischhauerknechten beobachtet wurden. Ohne uns auf eine Beschreibung

ihrer Tanzfeste einzulassen, welche genannte Woche, mit Ausnahme des Freytags, einnahmen, sey es uns erlaubt, eine einzige Lustbarkeit zu beschreiben, deren Geschmack freylich das Gepräge eines Ursprungs aus einem rohen Zeitalter an sich trug, dennoch aber als gymnastische Übung die Vervollkommung der Ausübung ihres Geschäftes zur Absicht gehabt haben scheint. Am Mitwoche dieser Woche, würde nähmlich unter ihnen eine Übung im Reiten ohne Sattel veranstaltet, die, um der Nebenumstände willen, den Nahmen des Gansreißens führte. Von einem Privathause des Marktplatzes an das gegenüber stehende Stadthaus wurde im Zugange einer engen Gasse ein Seil gespannt, in dessen Mitte man zwey lebendige Gänse mit den Füßen aufhing, deren Kopf und Hals mit dichten Spagatfäden umstrickt, und mittelst dieser, außer der natürlichen Haltbarkeit ihrer körperlichen Construction nach künstlich mit den Flügeln befestiget waren. Zwey Mitglieder der Zunft unterstützten zu beyden Enden, mittelst einer Stange in der einen Hand die Spannung des Seils, in der andern aber führte jeder eine lange Peitsche, deren Gebrauch die Folge erklären wird. Wenn diese Vorbereitungen getroffen waren, kamen die Fleischhauerknechte paarweise reitend, unter Trompetenschall und Vortragung der Kampfpreise, etwa seidene Tücher oder ein Paar silberne Löffel mit flatternden Bändern umhangen, vor ihrem Zuge durch die Hauptstraßen der Stadt, auf dem Platze an. Leicht gekleidet, selbst bey strenger Kälte, ohne Sattel auf muthigen Rossen sitzend, stell-

ten sie sich in einer kleinen Entfernung vor das Seil in Reih und Glied. Auf ein gegebenes Zeichen ritt dann der Altgesell, oder wohl auch ein junger Meister ledigen Standes, der die Lustbarkeit mitmachen wollte, zuerst unter dem Seile weg, und seinem Beyspiele folgten dann in der Ordnung die übrigen nach. Bey diesem ersten Ritt begnügte sich ein jeder durch einen Schlag mit der flachen Hand gegen den Kopf der Gans, oder Umdrehung des Halses das Seinige beyzutragen, die Qualen des leidenden Thieres zu enden; die Rennbahn zog sich um das Stadthaus herum, und führte dann jeden wieder auf seinen alten Platz vor das Seil zurück. Nunmehr begann der eigentliche Wettkampf, der sich die Trennung des Gänsekopfs vom Halse durch physische Kräfte zum Ziele wählte, durch die Verstrickung dieser Theile mittelst der Spagatfäden aber außerordentlich erschwert wurde. Außerdem traten nun jene Peitschen in Wirksamkeit, deren kräftige Hiebe just in dem Moment der Anstrengung des sieglustigen Reiters sein Roß zu ungeregelten Kabriolen reitzten, bis derselbe gutwillig, oder durch des Rosses Unbändigkeit gezwungen, seinen Nachfolger den Platz räumte. Auf diese Weise wurde die Unterhaltung der Zuschauer äußerst lebhaft, und oft so verlängert, daß jeder der Wettkämpfer mehrere Mahle an die Reihe kam, bis endlich vielleicht den Unschuldigsten das Glücksloos traf, die Früchte der Kraftaufbiethung seiner Mitwerber durch den letzten Zug einzuernten. War dieß geschehen, so wurde dasselbe mit der zweyten Gans wiederhohlt. Nach endli-

cher Entscheidung beyder Siege stellten sich die Ritter wieder paarweise hinter einander in Ordnung, die Trompeten voran, dann die zwey Sieger, Stangen, an welche die gewonnenen Preise gebunden waren, emporhaltend, und hinter ihnen die übrigen Ringer. In dieser Reihe ritten sie wieder durch einige Gassen der Stadt, bis zu ihrer Herberge, wo gegessen wurde, um nach eingenommenem Mittagsmahl, die unterbrochenen Tanzfeste zu beginnen.

Noch eine seltsame Gewohnheit, die bey den Fleischhauern bis in die zweyte Hälfte des vorigen Jahrhunderts im vollen Gange war, verdient eine Erwähnung: sie hat etwas Charakteristisches, welches auf ein uraltes Herkommen deutet, und einen verständigen Zweck ahnen läßt. Die Lehrzeit dieser Profession ist für jeden Burschen, der nicht eines Fleischhauermeisters Sohn ist, auf drey Jahre festgesetzt. Nach diesen überstandenen Lehrjahren konnte er damahls nicht eher freygesprochen werden, bevor er sich nicht auf eine ganz eigene Art gebadet hatte. Die nähern Umstände waren folgende: Es wurden bey Gelegenheit jenes erwähnten, jährlichen Faschingstanzes, also mitten im Winter, zwey große Bütten vor die Hausthüre des Herbergevaters gestellt; beyde wurden mit Wasser bis oben angefüllt; in der einen blieb das Wasser rein, in der andern wurde es mit untermischtem Auswurf vom Rindvieh getrübt. Ein Paar Stunden vor dem Baden mußte sich der Freyzusprechende auf eine starke Stange, so wie auf ein Pferd, setzen, und wurde von zwey Fleischerknechten

in den Gassen herum getragen, wobey er getrocknete Zwetschgen oder Pflaumen, auch wohl mit Kohlen untermischet, auswarf, und den nachlaufenden Buben Preis gab. Nach diesem Vorspiele folgte endlich das Baden selbst. Es wurde ihm freygestellt, sich nach Belieben zu kleiden, doch mußte er über den wärmern Anzug ein leinenes Hemd und eben solche Beinkleider anhaben; mancher begnügte sich auch mit der Bekleidung von bloßer Leinwand allein. Darauf mußte er sich in Gegenwart zweyer Meister, die darauf zu sehen hatten, daß er alles dem Herkommen gemäß, verrichte, erst in die Bütte, in welcher das Wasser getrübt war, so stürzen, daß der Kopf voran, dann der ganze Körper eingetaucht werden konnte. So, wie er wieder empor tauchte, warf er sich auf die nähmliche Art in die zweyte voll klaren, reinen Wassers. Diesen Akt mußte er noch zweymahl wiederhohlen, so daß das ganze Baden in sechsmahligem Versenken bestand. Suchte ein gegen die Kälte Empfindlicher auch einzelne Theile des Körpers zu schonen, so waren die beorderten Meister bey der Hand, und tauchten ihn nur desto tiefer ein. Wenn indeß nur auf diese Weise der Sache ihr volles Recht geschah, so konnte jeder übrigens die Handlung nach Willkühr beschleunigen, und sich denn auch ein erwärmtes Zimmer zum Umkleiden wählen; wie wohl dieß selten geschah, da die natürliche, oder wenigstens während der harten Dienstzeit gewonnene Abhärtung solcher Bursche dergleichen Unbequemlichkeiten ohne Anstrengung trotzte, und dem Gebadeten, zur Entschädigung

des Spaßes, den er der zuschauenden Menge gemacht hatte, nunmehr frey stand, mittelst eines zur Hand habenden kleinen Gefäßes, die Umstehenden, welche nicht bey Zeiten flüchtig wurden, mit tüchtigen Wasser-Portionen zu begrüßen, und auseinander sprengen. Wollte ihm die zu große Vorsicht der Zuschauer diese Unterhaltung vereiteln, so ließ er sich's wohl auch nicht verdrießen, mit gefülltem Eimer seinem letzten Bade zu entspringen, und den Fliehenden so lange nachzueilen, bis er seine Lust an einer überraschten Magd oder einem ihm in die Hände laufenden Buben gekühlt hatte. —

Diese seltsame Art, nach überstandenen Lehrjahren freygesprochen zu werden, zeigt allerdings von der Rohheit der alten Sitten; sie wurde am Ende laut gerüget, und so, wie jene bey den Fleischhauern milder wurden, fanden sie immer weniger Verfechter, und mußte am Ende ganz aufhören. Doch läßt sie sich als eine symbolische Handlung ansehen, die auf die nothwendige Reinlichkeit in einem Gewerbe hindeuten sollte, dessen mannigfaltige Geschäfte das Besudeln unvermeidlich, und das öftere Waschen und Baden um desto nöthiger machen. [1])

---

1) Ueberraschend war es mir, zwey Gebräuche unter den Zipser Deutschen zu bemerken, die ich mir vor nicht gar langer Zeit von einem Augenzeugen habe beschreiben lassen, der sie in Bayern, und einen davon sogar in der Residenzstadt München, vor ungefähr zwanzig Jahren, noch mit angesehen hatte. Das Gansreißen ist nähmlich in vielen Gegenden Bayerns, wenigstens in dem alten Bayern zwischen

Keine Angelegenheit des gesellschaftlichen Lebens findet sich in der christlichen, wie in der außerchristlichen Welt, mit so vielen Feyerlichkeiten begleitet, und man möchte sagen überhäufet, als der eheliche Zusammentritt zweyer Personen verschiedenen Geschlechtes, oder mit dem gewöhnlichen auf jene Feyerlichkeit hindeutenden Ausdrucke, die Hochzeit. Unterlieget auch unter den Bekennern der christlichen Religion diese Angelegenheit kirchlichen und bürgerlichen Gesetzen, die jenen Feyerlichkeiten einen gleichförmigern Charakter aufprägen, als er unter den heidnischen Völkern beobachtet wird, so bleibt doch immer noch ein im Außerwesentlichen eine Mannigfaltigkeit bemerkbar, aus der sich die unterscheidensten Merkmahle einer höhern oder tiefern Cultur bey dieser oder jener Nation abnehmen lassen. Bey geringerer Cultur finden wir allenthalben die Hochzeitsfeyerlichkeiten mehr oder weniger mit abergläubischen oder symbolischen Ceremonien gepaart, welche die empordämmernde Aufklärung zu modificiren oder wenigstens zu vereinfachen sich begnügt, mit ihren Fortschritten aber zuletzt ganz zu vereinigen strebt.

---

dem Inn und der Donau, eine gewöhnliche Belustigung der Bauernbursche am Martini-Feste; das Baden des Lehrlings war aber (obgegenwärtig? weiß ich nicht) ebenfalls ein Zunftgebrauch der Fleischhauer, nur mit dem Unterschiede, daß er sich auf das bloße Baden in reinem Wasser beschränkte, und man hat ihn in München auf freyem Marktplatz im Bassin des Rohrwassers gerade auch in der letzten Faschingswoche öffentlich ausüben sehen.

Diese Schicksale hat freylich der Geist der Zeit auch den Hochzeitsgebräuchen in der Zips bereitet, die, so einfach und alles Ceremoniels entkleidet sie auch jetzt gefunden werden, dennoch in der Erinnerung des Verfassers zu den umständlichsten National-Gebräuchen dieser Gegend gehörten, deren Beschreibung in der Reihe unserer Zeichnungen einen Platz verdient.

Vor dem, wo die gleichmäßige Vertheilung der Güter, Wohlfeilheit der Lebensmittel und Bequemlichkeitsbedürfnisse und Unbekanntschaft des Luxus und Moden Verbindungen jener Art außerordentlich erleichterten, war es in der Regel, bey guter Zeit zu heirathen. Ältern hielten selbst ihre erwachsenen Söhne dazu an, und hatten nichts dawider, wenn ein jeder bey der Wahl dem Mädchen seines Herzens den Vorzug gab, wenn sie nur unbescholtenen Rufes erfunden ward. Eine geheime Übereinkunft, einander zu ehelichen, war dem zu Folge unter Heirathslustigen gewöhnlich von sich selbst entstanden; dennoch beseitigte sie keine der Formalitäten, womit der zukünftige Bräutigam um seine Erkorne sich bewerben mußte. Es wurden vor allen Dingen Forschleute zu den Ältern des Mädchens abgeschickt; wenn diese das Jawort in der Stille zurück gebracht hatten, so konnte das öffentliche Versprechen unter dem Nahmen des Kranzgebens veranstaltet werden, geachtete Männer oder Pfarrherren waren die Redner; es wurden die nöthigen Fragen an die Brautleute gemacht, Ringe gewechselt, und meistens am Ende unter beständigen

Wünschen viel gegessen und getrunken, bisweilen auch eine halbe Nacht getanzt. Gewöhnlich hatte die ganze Verwandtschaft der Braut daran Theil, und den nächsten Verwandten des Bräutigams wurde ein sogenanntes Bescheidessen zugeschickt.

Die scheinbare Zurücksetzung, welche die Verwandten des Bräutigams erfuhren, machte eine darauf folgende Feyerlichkeit, das Einbitt genannt, wieder gut. Der Bräutigam lud sie in sein väterliches Haus ein, und wenn sie versammelt waren, brachte er seine verlobte Braut in ihre Mitte, und stellte dieselbe ihnen vor. In einer erlernten Formel empfahl sich bey dieser Gelegenheit zuerst das Mädchen ihrer künftigen Verwandtschaft, ließ sich dann vom Schwiegervater an bis zu dem geringsten Schwager die Hand zum Handschlag reichen und wurde von jedem dabey mit einem Geldstücke beschenket. Den Beschluß machte ein gemeinschaftliches Gastmahl, zu dem (während jener Ceremonie) der Bräutigam seine künftigen Schwiegerältern abgehohlet hatte. Dieses zu erwiedern, vorzüglich aber die beyderseitigen Anverwandten in nähere Bekanntschaft zu bringen, lag zuletzt den Ältern der Braut ob, die denselben einen abermahligen Schmaus in ihrem Hause veranstalteten.

In frühern Zeiten theilten sich die Ältern der Brautleute in die Feyer der eigentlichen Hochzeit, und übernahmen es, wechselweise die Gäste an zwey verschiedenen Tagen in ihrem Hause zu bewirthen, Späterhin blieb dieses den Ältern des Bräutigams allein überlassen, und der andere Theil trug dazu das

Seinige nur in willkührlichen Geschenken an Geld oder Lebensmitteln bey. Zu der Anordnung des Ganzen war die Wahl eines Tischmeisters, eines Hofmeisters und mehrerer Hochzeitsburschen unumgänglich nöthig. Die erstern hatten die Einladung, Tanzordnung und andere Kleinigkeiten zu besorgen, der zweyte wies beym Hochzeitsmahl den Gästen, nach Rang und Stand, ihre Sitze an, und die Bursche hatten bey demselben Mahl die Bedienung über sich. Die geschäftige Mutter des Bräutigams wurde in den Vorbereitungstagen durch persönliche Hülfsleistungen ihrer nächsten Verwandtinnen in der Küche und im Keller unterstützet, und wenn diese beyden Gegenstände keine Sorge mehr erforderten, schritt man unter manchen abergläubischen Vorkehrungen zur Einrichtung des Brautbettes, das den Tag vor der Hochzeit, unter Begleitung zweyer Frauen in die Hochzeitkammer gebracht und darin verschlossen wurde.

Während diesen Zurüstungen, wo die gewöhnlichen Hochzeitsbursche der herannahenden Ausübung ihrer Functionen mit Ungeduld entgegen sahen, veranstalteten diese unter sich ein Wettrennen zu Pferde, daran auch andere zur Hochzeit nicht gehörige, wenn sie sonst den Hochzeitsgebern nicht verhaßt waren, Theil nehmen konnten. Man wählte und versuchte die Rosse im Laufen zum Voraus, und da die Zipser Pferdezucht in damahligen Zeiten nicht unbedeutend war, so fehlte es nie an guten Rennern. Am bestimmten Tage versammelten sich die Ritter und paradirten paarweise an dem Eingange der Rennbahne, unter

Vortragung einer Stange, woran ein grünes Kränzchen und ein seidenes Tuch oder dergleichen Etwas, als der zu erringende Preis, von der Braut ausgesetzt, gebunden waren. Die Rennbahn war auf einer Wiese, nicht völlig 1000 Schritte lang, in derem Hintergrunde das Ziel gesteckt, und durch die aufgepflanzte Stange mit dem Preise von weitem bezeichnet wurde. Nicht weit von dem Ziele war ein etwa 4 Schuh breiter und zwey tiefer berasiter Graben, der aber durch das Wasser aus den nahen Bächen beständigen Veränderungen ausgesetzt, und nicht an jeder Stelle gleich gut zu überspringen war. Hatten sich die Wetteifernden in gleicher Fronte zum Auslaufen geordnet, so ward das verabredete Zeichen gegeben, und die Ritter sprengten mit verhängten Zügeln dem Ziele entgegen. Waren die Rosse einander im Rennen nicht sehr überlegen, so kamen nur wenige bis zum Graben den andern zuvor, aber eben hier ereignete sich's, daß vielmahl das beste Pferd stutzte, und das Zurückgebliebene an einer bequemern Stelle den Graben mit leichterm Sprunge übersetzte, und auf diese Weise seinem Reiter zum Preise verhalf. Freylich waren die meisten Bursche so vorsichtig, den Graben einen Tag vorher zu untersuchen, und die Stelle, wo er leicht zu passiren war, zu bemerken; es hatte aber viele Schwierigkeit im vollen Laufe, wo bald einer, bald der andere die Aussicht in die Ferne benahm, den Ort genau zu treffen, den ein jeder ursprünglich in's Auge gefaßt hatte. Nur ein zu seiner Zeit berühmter

Kranz-Jäger, war so klug, daß er sich noch in der Dämmerung des Vorabends seine ausgesuchte Stelle mit großen ausgebleichten Knochen bezeichnete, die er dann durch keinen Zufall aus dem Gesichte verlieren konnte. Weil bey diesem Kranz-Jagen, so ward das Wettrennen genannt, es sich zuweilen ereignen mußte, daß zwey und auch mehrere Mitbewerber zu gleicher Zeit das Ziel zu erreichen schienen, so waren rechtliche Männer von der Gesellschaft beauftragt, nahe bey jenen zu seyn, und genau zu bemerken, welcher zuerst die Stange ergriff; entstand hierüber ein Streit, so enschieden sie nach Recht und Billigkeit, und ihr Ausspruch wurde genehmiget. Den Sieger, die Stange mit dem errungenen Preise in der Rechten haltend, nahmen darauf zwey der ansehnlichsten Kampfgenossen in ihre Mitte. Die Übrigen stellten sich zu zwey und zwey hinter einander in eine Reihe, und so geordnet, begab sich der Zug unter Trompetenschall bis vor die Wohnung dessen, der das Kranz-Jagen veranstaltet und geleitet hatte, oder begleitete den Sieger bis nach seinem Hause, wo eine kleine Bewirthung nicht unwillkommen war, und die Feyer des Tages schloß.

Der Tag vor der Hochzeit war dazu bestimmt, Geschenke zu schicken und zu erhalten. Die Hochzeitsväter schickten den eingeladenen Gästen verschiedenes Backwerk in starken Portionen; diese aber schickten Gegengeschenke im Gelde, welches, wie alle übrigen Gaben, den Brautleuten zur Anlage ihrer neuen Wirthschaft und ihres vorzunehmenden Gewerbes

dienen sollte. Die Braut erhielt von ihrem Bräutigam, außer einigen Kleidungsstücken und Prätiosen, die er ihr schon während der Bewerbung hatte zustellen lassen, jetzt die sogenannte Brauthaube, die sie den Tag nach der Hochzeit aufzusetzen pflegte, ein paar ungarische Stiefeln oder deutsche Schuhe, je nachdem sie diese oder jene gewöhnlich trug, und andere Kleinigkeiten. Auch die Geschwister der Braut und die Dienstbothen ihres Hauses durften nicht vergessen werden. Dagegen schickte die Braut dem Bräutigam nichts mehr, als ein feines Hemd. Der Abend wurde mit einem Tanze, der der Vor-Rein hieß, gefeyert; die zur morgenden Hochzeit eingeladene Jugend, beyderley Geschlechtes, erschien dabey ohne Ausnahme, außerdem aber auch andere gute Freunde und Freundinnen der Brautleute, deren Bekanntschaft sich jeder Jüngling und jedes Mädchen des Orts zu einer gewissen Ehre rechnete, und zu zeigen suchte.

Der eigentliche Hochzeitstag war gewöhnlich ein Dienstag. Gleich in den Morgenstunden luden die Tischmeister die Gäste zum zweyten Mahle ein; die Stunde der Versammlung war zwischen zwey und drey Uhr nach Mittag, und da die Erwarteten zur Zeit nicht erschienen, so mußten jene die Einladung wiederhohlen, und die Annahme derselben durch Zureden und Bitten gleichsam erzwingen, weil es für die Ältern der Brautleute keinen größern Kummer gab, als ihre Einladungen zurückgewiesen zu sehen. Die Gäste versammelten sich nicht in Einem Hause; sondern die nähmlichen Verwandten des Bräutigams

kamen zu diesem, und führten ihn, mit einem Wortführer (dem Pfarrherrn oder einem andern angesehenen Manne) an der Spitze, in das Haus der Braut, wo die Übrigen alle beysammen waren. Der Sprecher des andern Theils empfing die Ankommenden in einem Vorzimmer, ließ sich in Beyseyn der männlichen Verwandten der Braut, dieselbe durch den Redner des Bräutigams bey geöffneter Hausthüre feyerlich abfordern, und gab darauf in einer Gegenrede die Zusicherung der Erfüllung des Begehrens. Während dieser Zeit nahm die Braut in Gegenwart der übrigen Versammlung, im eigentlichen Wohnzimmer, von ihren Ältern feyerlich Abschied, dankte ihnen nach einer erlernten Formel für Erziehung, bisherigen Unterhalt und gegenwärtige Ausstattung; die Art war zu rührend, als daß es dabey hätte häufig ohne Thränen und Schluchzen abgehen sollen, und ein unvorbereiteter Augenzeuge hätte in diesem Augenblicke das Hochzeithaus eher für ein Trauerhaus gehalten. Doch bald trockneten sich die Thränen wieder, ohne den Fortgang der Handlung zu stören. Der ältere Tischmeister trat jetzt vor die Braut, und forderte ebenfalls nach einer erlernten Formel von ihr ein Kennzeichen, daß sie dem Bräutigam übergeben seyn wolle, und diese erwiederte stillschweigend seine Forderung damit, daß sie ein weißes Schweißtuch mit einem grünen Strauß in seine Hände gab, damit er es dem Bräutigam überbringe. Zuletzt wurden Rosmarinstängel, in den ältern Zeiten aber auch nur Tax-

oder Eibenzweige unter die Gäste vertheilt, und die erste Ceremonie war beendiget.

Zur Trauung in die Kirche ging Alles, Reich und Arm, zu Fuß, und wenn viele Gäste waren, war der Zug so ansehnlich, daß ihn nicht leicht Jemand ungesehen vorbeygehen ließ. Der Bräutigam in der Mitte der Wortführer, und hinter diesen die Männer paarweise nach den Graden der Verwandtschaft, nur die ledigen Hochzeitsbursche folgten zuletzt. Dann kam die Braut zwischen ihren zwey nächsten Verwandten ledigen Standes, ihr folgten die Hochzeitsjungfern, dann die Frauen. Beym Eintritte in die Kirche wurden die Brautleute mit Trompeten- und Paukenschall empfangen; dann folgten, wenn alle Anwesenden Platz genommen, eine Kirchenmusik, dann die Vesperandacht, und erst nach Vollendung derselben wurde der Trauungs-Act vollzogen. Beym Ausgange aus der Kirche war es gewöhnlich, daß die Neuvermählte etwas von der kleinsten Scheidemünze unter den bey der Kirchenthür versammelten Pöbel warf, und sich freylich dadurch der unangenehmen Zudringlichkeit der habsüchtigen Menge unvermeidlich aussetzte. Der Rückzug ging dann in der nähmlichen Ordnung nach dem Hause des Hochzeitwerbers (in Käsmark aber gewöhnlich nach dem Stadthause) dessen geräumiges Local sich am besten zu einem zahlreichen Hochzeitsmahle eignete, und hier trat der bestellte Hofmeister seine Function an, den Gästen an den wohlgeordneten Tafeln ihre Plätze anzuweisen.

Nach dem Eintritte der Hochzeitsgäste in dem

Speisesaal trat der Hofmeister sein kurzes, aber höchst schwieriges Amt an, jedem Gaste nach Rang und Würde seinen ihm gebührenden Platz an der Tafel anzuweisen. Die Verwandten der Braut behaupten in der Rangliste vor denen des Bräutigams immer einen besondern Vorzug, und es war nicht selten, daß diese eingebildeten Vorrechte, bey der geringsten Zurücksetzung, Anlaß zu Verdrießlichkeiten gaben, die den Brautleuten die Freuden des Ehrentages verbitterten.

Das Mahl selbst hatte in der Wahl der Speisen nichts Auszeichnendes; verschiedene Gattungen von Fleisch und Backwerk wechselten mit einander ab; und das Desert bestand in Obst und Kuchen. Rücksichtlich des Getränkes aber war der Hochzeitgeber durch ein besonderes Gesetz genöthiget, neben dem Bier, welches sich an den gewöhnlichen Gasttafeln allein fand, auch Wein reichen zu lassen. Dieses Gesetz hatte nähmlich der Sadtrath von Käsmark für gut befunden, zum Beßten der gemeinen Stadt-Casse abzufassen, indem er dadurch jeden Hochzeitgeber verpflichtete, wenigstens so viel halbe Maß Wein aus dem städtischen Keller zu kaufen, als er männliche Gäste an seiner Tafel bewirthete. Dasselbe Gesetz dehnte sich später hin auch auf die Zunftfeyerlichkeiten aus.

So einfach die Speisen, nach der Kochkunst der damahligen Zeiten überhaupt, zubereitet waren, so verlor doch ein solches Hochzeitmahl den Charakter der Frugalität durch die Größe der Portionen, in denen

die Gerichte vertheilt wurden. Man rechnete für jede Person ein Pfund Rindfleisch, und die Stücke vom Gebratenen und Gebackenen durften auch nicht viel kleiner seyn; das größte Geflügel, selbst Gänse, wurden nur geviertheilt, ein eigenes kleines Weitzenbrot begleitete jedes Couvert. Aufgezehrt konnten diese Portionen nicht werden; ein jeder Gast ließ sich daher eine Schüssel von Hause bringen, in welche er seine Überbleisel sammelte, und als ein Bescheidessen seinen Angehörigen nach Hause oder andern guten Freunden zusandte. Selbst mit flüßigen Speisen, als Reiskoch und andern Breyarten geschah dieß auf eine eigene Art, daß der Gast die Hälfte seines Weitzenbrots aushöhlte, das heißt, das Weiche des Brots aus der festen Rinde ausschnitt, und diese Höhlung dann mit dem Breye anfüllte. Dieß führte dann den Nahmen des Reis- oder Beyguß-Grübchens. Je zahlreicher und je reichlicher diese Bescheidessen von der Tafel weggetragen werden konnten, desto mehr fand sich der Hochzeitgeber geehrt; dahingegen denselben kein größerer Schimpf wiederfahren konnte, als wenn sich seine Gäste im Stande sahen, ihre Portionen rein aufzuzehren.

Da das Hochzeithaus, oder vielmehr der Speisesaal den nichtgeladenen Angehörigen der Gäste offen stand, um entweder Zuschauer oder eine Bedienung ihrer Herrschaften zu seyn, so war gewöhnlich der Raum um die Tafeln so mit Menschen angefüllt, daß die Tischdiener in dem Ab- und Zutragen der Speisen vielfältig aufgehalten waren. Dieses

Hinderniß so viel, als möglich, zu beseitigen, führte der Tischmeister eine sogenannte Peitsche (d. i. ein Holzstück, das an dem einen Ende, wo es in der Hand gehalten wurde, völlig ganz, an dem andern aber der Länge nach eingesägt, folglich in mehrere Flächen abgetheilt war, die beym Zusammenschlagen einen schnarrenden Ton gaben) in der Hand. Mit diesem Instrumente schlug er an die Thürpfosten, und gab dadurch der gaffenden Menge das Zeichen zum Zurücktreten, wenn die Hochzeitbursche mit vollen Schüsseln aus der Küche kamen, um die Tische auf's Neue damit zu besetzen; zwischen zwölf Personen, die für Einen Tisch gerechnet wurden, befand sich ein Vorschneider oder Transchiermeister, der die Vertheilung der Portionen in seinem Districte besorgte. Die Eßgeräthschaften, welche der Hochzeitgeber zu liefern hatte, bestanden in den Tischtüchern und den zinnernen Tellern, die aber für die verschiedenen Gerichte nicht gewechselt wurden, nebst den zum Auftragen erforderlichen Schüsseln; Messer, Gabeln und Löffel nebst einer Serviette, ließ sich jeder Gast durch seine Bedienung vom Hause bringen.

Während des Mahles suchten eigens gedungene Musikanten, so wie der Cantor des Orts mit einigen Schülern, die Tischgesellschaft mit Instrumental- und Vocal-Musik zu unterhalten. Dafür hatten beyde das Recht, gegen Ende desselben ein Noten-Blatt von einem Gast zum andern herum zu reichen, und darauf ein kleines Hochzeitopfer einzusammeln. Ein Gleiches thaten nach ihnen die Tischmeister, mit ei-

nem Handtuch über die Schulter behangen, und einem Waschbecken in der Hand, in das sie die Gaben auffingen, und ihrem Beyspiele folgte zuletzt die eigentliche Köchinn. Wenn dieses alles geschehen war, stimmte der Cantor ein Danklied an, die ganze Gesellschaft stimmte in den Gesang ein, und mit dem Beschluße desselben war auch das Hochzeitmahl beendiget und aufgehoben.

Eine kurze Pause von einigen Stunden, in welcher sich die Gäste nach Hause begaben, um ihren Gewerbs- und Wirthschaftsgeschäften nachzusehen, und sich umzukleiden, wurde von dem Hochzeitgeber benutzt, die Tafeldiener, Musikanten u. s. f. mit einem Nachtisch abzuspeisen, und dann den Saal zur Tanzbelustigung des herannahenden Abends herrichten zu lassen. Kaum hatte die größte Eile dieses bewerkstelliget, so fing sich auch schon das Haus von den zurückkehrenden Gästen zu füllen an. Die gewöhnlichsten Tänze waren Polonaisen und Ungarische, selten Minuetten, bisweilen versuchte einer der gewandtesten Professionisten einen fremden Tanz zur Abwechslung anzuordnen. Bis zur Mitternachtsstunde blieb alles, Jung und Alt, beym Tanze; nach dieser Zeit aber nahm der ältere Tischmeister die Braut bey der Hand, tanzte mit ihr einige Mahl im Kreise herum, zog sie sodann unvermuthet zur Thüre hinaus, und nöthigte sie, ihres Sträubens ungeachtet, ihm in die Brautkammer zu folgen. Sobald dieß die Frauen sahen, folgten sie ihr, wie die Bienen der Königinn, die angezündeten Fackeln flammten bereits im Vor-

hause, ein Theil der Spielleute mit Hörnern oder Trompeten stellte sich an die Spitze des Zugs, und führte ihn aus dem Tanzhause in das Schlafhaus des neuen Ehepaars. Dieß nannte man: Die Braut schlafen führen. Von den Frauen, bis in das Schlafzimmer begleitet, mußte sich hier die Braut von ihnen das Kränzchen und den übrigen jungfräulichen Schmuck abnehmen, und dafür eine niedliche Schlafhaube aufsetzen lassen. Nach diesem Dienste wurden die Frauen bis zur Ankunft des Bräutigams mit Gebackenem und warmen Wein bewirthet, so wie dieser aber erschien, räumten sie das Zimmer, um sich nach Hause zu begeben, die Musikanten stimmten dem einsamen Brautpaar noch eine Brautmusik an, und kehrten von da in das Tanzhaus zurück, wo sich die ledigen Hochzeitgäste noch ein paar Stunden mit dem Tanze belustigten.

Den folgenden Tag versammelten sich in den Vormittagsstunden die weiblichen Hochzeitgäste, verheiratheten Standes, im Brauthause, um die Braut zu hauben d. h. ihr die vom Bräutigam als Geschenk zugeschickte Haube, feyerlich aufzusetzen, und sie damit gleichsam für den Frauenstand einzukleiden. Nach dieser Ceremonie wurden die nächsten Anverwandten der Brautleute mit einem Frühstücke bewirthet, das aber schon ziemlich in die Mittagsstunde fiel, und in Rücksicht seiner Fülle keinem Mittagsmahle etwas nachgab. Für das eigentliche Mittagsmahl aber versammelte sich die ganze Gesellschaft des vorigen Tages erst um 2 Uhr Nachmittags in dem-

selben Locale, wo der erste Hochzeitsschmaus gehalten worden war. Er unterschied sich von seinem Vorgänger nur durch den Umstand, daß die Gäste nicht mit leeren Händen, sondern mit ihren Brautgeschenken sich dazu einstellten, auch wenn die Geschenke überreicht waren, erst ein kurzer Tanz, und für die ältern Gäste eine Kartenspiel-Unterhaltung der Tafel vorging. Nach dem Speisen wurde abermahls getanzt, und die eigentliche Hochzeitfeyer sollte damit geschlossen seyn. Mit Schmerz würde aber die Gesellschaft, aus der sich durch die nähere Bekanntschaft der anfängliche steife Ton immer mehr verloren hatte, auseinander gegangen seyn, wenn sich nicht der Hochzeitgeber verstanden hätte, sie noch für den dritten Tag einzuladen, um ihm die Überbleibsel des heutigen und gestrigen Gastmahls abzehren zu helfen. Ja, damit noch nicht zufrieden, übernahmen gewöhnlich die Gäste selbst auf den vierten Tag eine Zusammenkunft und Mahlzeit zu veranstalten, zu der jeder Etwas aus seiner Küche oder seinem Keller lieferte, wobey aber, da es bereits Freytag war, die Spielleute nichts mehr zu thun erhielten. Am Samstag endlich gaben die Tischmeister auf ihre Kosten den Nachrein, wobey auch die jungen Eheleute erschienen, und womit die Hochzeitfeyerlichkeiten gänzlich beendiget wurden.

Einige andere solenne Gastmahle.

Außer ihren Hochzeiten feyerten, und feyern wohl noch die Zipser-Städte ihre Zechen-Erneue-

rungen, d. h. die jährliche Wahl eines neuen, oder Bestätigung des alten Zunftmeisters, mit besonders solennen Mahlzeiten, deren Kosten die Zunft-Casse zu bestreiten anheim fallen. Was die Weiber bey diesen Gastereyen, von denen sie ausgeschlossen bleiben, einzubüßen glaubten, dafür entschädigten sie sich ehemahls bey den Kindstaufen und Kindelbieren, zu denen in alten Zeiten kein Mann zugelassen wurde. Allgemeiner, als diese beyden Gebräuche über Stadt und Land des Käsmarker Districts von der Zips verbreitet, schienen indeß die feyerlichen Leichenessen in dem Trauerhause eines Verstorbenen bey Gelegenheit eines Begräbnisses. Schon bey der Einladung, welche von den Leidtragenden an die Verwandten ergeht, der Leiche die letzte Ehre der Begleitung zu erweisen, wird jedem derselben ein Strützel, d. i. eine Art von geflochtenen Kuchen, in's Haus geschickt, und so, wie sie sich zu dem Leichenbegängnisse einfinden, steht auch schon Wein und Gebackenes zu ihrer Bewirthung aufgetragen. Unmittelbar nach dem Begräbnisse steht jedem, der Theilnahme an dem Verluste des Verstorbenen bezeugen will, das Trauerhaus offen, und er ist ohne besondere Einladung, Genosse des Leichenmahls. Hier ereignet es sich dann gewöhnlich, daß mancher aufrichtig-trauernde Blutsfreund dabey nicht erscheint, seine Stelle aber desto reichlicher von solchen besetzt wird, die in dergleichen Fällen alle Menschen für ihre Brüder erkennen, und sich ihre Gaben, ohne Nöthigung schmecken lassen. Auf dem Lande vornehmlich ist diese auffallende Sitte

zu einer Art nothwendigen Leichen-Ceremonien ausgeartet, und wenn ein solches Mahl aus Unvermögen unterbleiben müßte, so würde bey dem Leidtragenden die Trauer über den Verstorbenen verdoppelt werden. Ja, der Verfasser will sogar eine arme Dorfgemeinde kennen, bey der es aus eben jener Ursache Gewohnheit ist, daß ein jeder, der dem Leichenmahle beywohnt, den Leidtragenden einen Groschen oder dergleichen opfert; ist auf diese Weise eine kleine Summe beysammen, so wird sie auf der Stelle vertrunken, und wenn der leidige Durst nach Branntwein damit noch nicht gestillt werden kann, so wird das Opfer wiederhohlt, vom Neuen getrunken, und dieß so oft fortgesetzt, bis einige erhitzte Köpfe in Zwist gerathen, und als unehrbare Gäste aus dem Trauerhaus gejagt werden müssen.

In den meisten Gebirgsgegenden Deutschlands machen am Vorabende des Johannesfestes (den 24. Juny) die sogenannten Johannisfeuer eine Belustigung des Landvolkes aus. Dieser Gebrauch findet sich auch in der Zips wieder. Schon einige Zeit werden dazu alle Vorbereitungen getroffen. In den Meiereyen und Bauernhöfen werden alle stumpfen Besen sorgfältig gesammelt, und mit Harz, Pech, Wagenschmier und andern fettigen, brennbaren Materien übergoßen. Die Alpenhirten tragen statt dessen trockenes Reisig, Baumrinde und Zaunstöcke auf ihren Höhen zusammen, und bauen dieselben in lockern Haufen übereinander auf. Bricht nun die Dämmerung des lang ersehnten Abends herein, so werden zuerst die

aufgethürmten Holzhaufen angezündet und mit Kien- und Fichtenholzzweigen von ihren Erbauern fleißig unterhalten. Ihnen eilen dann besonders die Kinder aus den umliegenden Ortschaften mit ihren Besen zu, zünden dieselben bey dem Feuer an, und laufen die lodernden Flammen über den Köpfen schwingend, bald einzeln, bald in ganzen Gruppen an dem Saume der Berge hin. Weil ein jeder sich mit mehreren Besen versehen hat, von denen er einen nach dem andern anzündet, so wird dieses Spiel oft Stunden lang getrieben, und eine Menge Zuschauer vergnügen sich dabey, wie beym Anblick eines künstlichen Feuerwerks. Von einem Standpuncte der Ferne aus gesehen, ist es auch ein seltsames Schauspiel, das so viele brennende Besen gewähren, deren sprühende Fakellichter gleichsam in der Luft zu schweben scheinen, da ihre Träger in das Dunkel der Nacht gehüllt, dem fernen Auge nicht sichtbar werden.

Vor Zeiten, da das Stroh im Überfluße die Speicher des Landwirths füllte und noch zu keiner Fütterung benutzt wurde, auch die alten unbrauchbaren Wagenräder, des niedrigen Holzpreises wegen, nicht geschont werden durften, trieben die erwachsenen Bauernbursche dieses Spiel noch weiter. Sie verflochten die Speichen einiger Räder dicht mit Stroh, übergoßen dieses mit Harz und Theer, und banden etwas Reisholz dazwischen. Auf diese Art zubereitet, trugen sie diese Räder auf einen zu ihrer Absicht bequem liegenden Hügel, steckten durch die Nabe eines jeden eine zwey Klafter lange Stange, als eine unbewegliche Achse, um die das Rad herum ge-

dreht werden konnte. Wenn nun der Abend einbrach, so wurde das Stroh zwischen den Speichen angezündet; die Bursche paarweise die Stange haltend, liessen mit den Rädern Berg ab, und so wie diese immer schneller herumgedreht wurden, entzündete sich das Feuer durch den vermehrten Luftzug lebhafter, und loderte fürchterlich auf. Von welcher imposanten Wirkung der Anblick solcher Feuer sprühenden Räder gewesen seyn muß, läßt sich leicht vorstellen.

Was nun den Ursprung dieser Belustigung überhaupt betrifft, so suchte man ihn mit dem vormahls weit verbreiteten Aberglauben in Verbindung zu bringen, daß sich die unterirdischen oder vergrabenen Geldschätze häufig durch einen flammenähnlichen aus der Erde emporblitzenden Schein anzukündigen und zu verrathen pflegen. Die Erscheinung solcher Flammen nannte man das Erwittern des Geldes. Diejenigen, die diesem Aberglauben huldigten, und durch Auffinden unterirdischer Schätze ihr Glück machen wollten, benützen zur Beobachtung dieser Geldwitterungen vornähmlich die warmen Sommernächte. Vielleicht hatte die Nacht vor Johanni aus einem sehr natürlichen Grunde, weil sie die kürzeste des Jahres, und in der Regel gegen die vorhergehenden Frühlingsnächte ungleich wärmer ist, einen besondern Vorzug für dergleichen Nachtwachen; vielleicht gab es auch andere Ursachen, die eben diese Nacht dem Aberglauben wichtig machten, zumahl, da der darauf folgende Tag, dem Andenken eines großen Mannes, des Vorgängers Jesu, gewidmet ist. Auf diese Weise

ließe sich dann annehmen, daß die, jetzt zur bloßen Belustigung noch dienenden Johannisfeuer von listigen Betrügern, die ihren Vortheil bey der Näherung jenes Aberglaubens fanden, angestellt wurden, um sich die gespannten Erwartungen jener Glücksjäger von einem Jahre zum andern zinsbar zu erhalten. Später vereinigte sich mit dem Betruge auch wohl der Gang zur bloßen Neckerey der gutmüthigen Einfalt, welche sich der aufgeklärte Theil der Volksclassen zum Ziel nahm. Und da in dem letzten Falle nach wohlgelungener Täuschung der Spott am besten seine Rechnung fand, wenn er die Geneckten ihres Irrthums überführte, so konnte es nicht fehlen, daß jener Aberglaube einer bessern Überzeugung nach und nach allgemeiner Platz machte, die Johannisfeuer mithin ihren ursprünglichen Zweck verloren, und am Ende in ein bloßes Spiel der jungen Leute ausarteten.

Kray war der Sohn eines Hauptmannes, in Käsmark am 5. Februar 1735 geboren, studierte in Schemnitz und Wien die Mathematik, und trat (1754) bey dem Graf Haller'schen Infanterie-Regimente als Cadett in Kriegsdienste. Wenn er alle Unterofficiers-Chargen pflichtmäßig durchging, so kann man wohl behaupten, daß er von der niedrigsten Stufe empor stieg, daß seine Laufbahn und seine Thaten nebst dem militärischen auch volksthümliches Interesse haben.

Es stand nicht lange an, so hatte er Gelegenheit, mit talentvoller Thätigkeit im J. 1757 auf dem

Kriegsschauplatze zu erscheinen. Er wohnte 4 Hauptschlachten in dem siebenjährigen Kriege bey; der bey Breslau, Leiden, Landshut und Lignitz; außerdem mehreren kleinen Vorpostengefechten, wie auch der Belagerung von Schweidnitz, Ollmütz, Neuß und Glatz. In der Schlacht bey Lignitz wurde er als Oberlieutenant und Adjutant des General-Feldmarschall-Lieutenants Grafen von Draskovich tödtlich verwundet. In der Belagerung von Neuß wurde er dem Ingenieur-Corps wegen ungemeinen Kenntnissen in diesem Fache zugetheilet. In dem Sturme von Glatz 1760 drang er zuerst mit den Croaten in die Festung ein; forderte dem feindlichen Commandanten die Schlüssel ab, und überbrachte sie dem commandierenden Generalen B. Laudon. Da der General Graf Draskovich 1762 den 21. Junius in der Schlacht bey Heydersdorf gefangen wurde, mußte er wegen seiner Local-Kenntnisse dieser Gegend mit 50 Hussaren die Avantgarde anführen, und den ersten Angriff auf das Dorf machen. Dieß gelang ihm so gut, daß der Feind bis an die Werke von Neuß mit vielem Verluste zurückgetrieben wurde.

Kray's Talente entgingen selbst dem Scharfblicke des General Laudon nicht. Er schenkte ihm sein ganzes Vertrauen, und schickte ihn einige Mahle mit geheimen Aufträgen zur russischen Armee ab. Er mußte seinen Weg zwischen manche feindliche Festungen und Gegenden mit grosser Gefahr machen, war aber immer so glücklich, seine Aufträge zur vollkomm-

sten Befriedigung seines Feldherrn zu vollziehen, und sich in seiner Gnade immer mehr zu befestigen.

Im Jahr 1778 gelangte er vom Grenadier-Hauptmann außer dem Range im Regimente zum Major, und diente während des Krieges von 1778 und 1779 stets im Felde. Da er 1782 als Major zu Bartfeld im Quartiere lag, brachte er die große Chaussee und Brücke zu Stande. Se. Majestät Joseph II. bewunderten und belobten dieses Werk, da sie auf ihrer Zurückreise aus Rußland durchzogen.

In dem Exercier-Lager desselben Jahres hatte Kray ferner Gelegenheit sich durch ausgezeichnete Verwendung im Dienste dem unvergeßlichen Kaiser Joseph bekannt zu machen. Er mußte bey Erkrankung seines Obersten Herrn von Camelen, als zweyter Major, das Nadasdische Regiment Seiner Majestät vorführen. Seine gut ausgeführte Manoevers erwarben ihm die vollkommenste Gnade und Zufriedenheit seines Monarchen. Die Folge war seine Erhebung vom zweyten Major zum wirklichen Obrist-Lieutenant bey dem zweyten Szekler Gränz-Regimente.

Unvergeßlich für Siebenbürgen ist die von ihm 1784 bewirkte Stellung des Walachischen Aufstandes. Er wurde mit einem Bataillon Szekler und zwey Zügen Hussaren in die gefährlichsten Gebirgsgegenden des Körösser-Thales gegen die unmenschliche Rotte beordert, die unbeschreiblich viel Grausamkeiten an dem Adel und den Beamten ausübte, Verheerung mit Feuer und Schwert weit umher verbreitete und

das ganze Land in Schrecken versetzte. Er kam in Eilmärschen über Mühlbach und diesen Wütherichen ganz nahe.

Darauf rückte er mit seiner aus 400 Mann bestehenden Truppe den 7. gegen das Bergstädter Defilee, in einem engen Paß zwischen Bergen, wo dem königlichen Ärario in den Bergwerken unendlicher Schade zugefügt worden war. Er war zum Glücke bey seiner Avantgarde, als ihm eine Aufrührer-Abtheilung, 3000 Mann stark, mit Pistolen, Landscharen (einer Art Spieße) und Heugabeln wohl bewaffnet in einem engen Paß bey Mihellyen begegnete.

Sobald sich der Obrist-Lieutenant Kray ihnen auf 150 Schritte genähert hatte, ging er ganz allein auf sie zu und befahl ihnen das Gewehr zu strecken. Sie weigerten sich, machten ein großes Geschrey und riefen die von den Anhöhen herab. Oberstlieutenant Kray aber griff an und jagte sie in den Bauernhof hinein. Die Infanterie feuerte gleichfalls auf die, welche noch auf den Anhöhen waren, worauf die Verwirrung allgemein wurde. Es blieben 85 todt auf dem Wahlplatze, unter denen auch ihr Anführer Bibarecz Mikula war, dessen mit Messing beschlagenen Csakan und Tornister der Obristlieutenant als Andenken für sich behielt, seyn gezogenes Rohr aber nebst den übrigen Waffen überschickte er der Generalität. Die Anzahl ihrer Blessirten war über 200, von welchen viele in der ersten Nacht in dem Gebüsche und in den benachbarten Häusern an ihren Wunden starben.

Horja und Klotska flüchteten sich, sobald sie von diesem Hauptschlag Nachricht erhielten, mit einigen Vertrauten tiefer in die Waldungen hinein, und versteckten sich zwischen die Steinklippen. Das übrige Volk, müde vom Herumziehen und von Furcht vor dem Militär ergriffen, huldigten auf das Amnestie Patent, und bezog wieder seine Wohnungen. Die Dörfer überlieferten dem Obrist Kray einige Pferde, Feuergewehre und verschiedene geraubte Sachen. Allein das Gold und die Gelder von beynahe 2 Millionen Gulden, welche aus den reichsten Goldbergwerken entfremdet worden war, konnte nicht wieder eingebracht werden. Der Obristlieutenant Kray ging den Flüchtigen immer nach; konnte sie aber nirgends mehr in ganzen Haufen antreffen. Er mußte mit List suchen ihre Chefs zu fangen. Es gelang ihm auch durch ein ausgeschicktes Commando von 160 Mann, welches sich in die höchsten ungarischen Gränzgebirge wagte. Er bediente sich der Landeseinwohner selbst, sie auszukundschaften. Der Wald, in welchem sich die Rädelsführer versteckt hatten, war von einem drey Tagereisen weitem Umfange. Die sieben Walachen, welche den Szeklern sie entdecken helfen sollten, waren ehedem gute Freunde derselben. Sie gingen ganz zertheilet in dem ungeheuern Wald herum, ohne jemanden anzutreffen. Am 4. Tag fiel etwas Schnee. Man bemerkte Fußstapfen, 2 Walachen gingen denselben nach und voraus, nachdem sie es mit den bey sich habenden 13 Szeklern verabredet hatten, ihnen auf ein gegebenes

Zeichen zu folgen. Sie gingen weiter und erblickten bald hierauf ihre guten Freunde am Eingange einer Höhle sich bey einem Feuer wärmend. Sie setzten sich wie aus alter Bekanntschaft zu ihnen, und da sie ihren Vortheil ersahen, ergriffen sie beyde. Nach erhobenem Geschrey eilten die Szekler herbey, bemächtigten sich sogleich ihrer, und escortirten sie zu dem Obrist-Lieutenant Kray, welcher sie den 1. Jäner 1785 seinem Herrn Generalen und Brigadier, Baron Pfefferkorn, zum Neujahrsgeschenke nach Carlsburg überschickte. Wie sehr mußte diese Nachricht ganz Siebenbürgen und besonders die ungarische Nation erfreuen, da der Vorsatz, den diese Bösewichter noch immer hegten, das Land zu verheeren, die traurigsten Folgen befürchten ließ, und ohne Einziehung derselben die Ruhe im Lande nie gesichert gewesen wäre. Nicht nur der General und Corps-Commandant Baron von Pfefferkorn, sondern auch das General-Commando für sich und auf Befehl Sr. Majestät bezeugten Wohlgefallen und Zufriedenheit.

Es war noch ein Rebellen-Chef übrig, Georg Krisan. Auch dieser wurde vermittelst eines abgeschickten Commando's von Abrubauya, mit Beyhülfe der Bauern ergriffen, und den 30. Jäner unter dem lautesten Frohlocken der Einwohner nach Carlsburg gebracht. Kray erhielt nun wieder wegen seiner vortrefflichen Anstalten vom F. Z. M. Preiß, von dem Divisions-Commandanten F. M. L. Baron von Nall, und von dem k. k. Commissär Grafen von Jankovich die ehrenvollesten Belobungen.

Die glückliche Beendigung der Unruhen in Siebenbürgen machte bey dem General-Commando und den Generälen einen so starken Eindruck, daß sie sich über die Belohnung des Obrist-Lieut. Kray unaufgefordert bey Hofe verwendeten. Sie erfolgte auch durch seine Ernennung zum Obristen-Seconden in dem zweyten Szekler-Regimente.

Da gegen Ende Juny 32 Verurtheilte aus dem Gefängnisse der Festung Carlsburg entwichen waren, so beunruhigte dieser Zufall neuerdings den Adel und das ganze Land. Obrist Kray machte sogleich Anstalten zu ihrer Einbringung. Er bediente sich hierzu eines Protopopen, welcher durch ausgesandte Bauern den Entwichenen Begnadigung zusichern ließ. Da sie sich nun ruhig und meist in ihren Häusern verborgen hielten, und sich auch zu keiner Rauberbande schlugen, da sie Vertrauen faßten und 24 sich selbst bey ihm entdeckten: die übrigen noch Fehlenden auch gefänglich eingebracht wurden: so war die Ruhe wieder hergestellt und die Absicht vollkommen erreichet. Das General-Commando dankte im Nahmen Sr. Majestät dem Oberst; der Protopope erhielt 100 Ducaten zur Belohnung. Indeß kam Obrist Kray als Regiments-Commandant zu dem ersten walachischen Regimente, mußte aber, geheimer Aufträge wegen, noch immer auf Postirung verbleiben, bis sich im Februar 1786 diese Aufträge entwickelten. Seine Majestät befahlen alle, während dem Aufstande in Mordthaten verwickelte, von welchen über 100 angezeigt waren, einzufangen, und sonach in das Banat

zu dem ersten illyrischen Regiment mit Weib, Kind, Vieh und Geräthschaften zu übersiedeln. Dieß sollte in einem Tage durch das Militär bewerkstelliget werden. Allein in Rücksicht des dermahligen großen Schnees und kalten Witterung, wie auch der großen Zerstreuung der Häuser auf den hohen Gebirgen und der dermahligen sehr schwachen Militär-Posten, war diese Unternehmung bedenklich. Obrist Kray macht Gegenvorstellungen, und einen andern Vorschlag, nähmlich, aus jedem Dorfe die Popen, Richter und einige Geschworne, und dazu auch alle Pränotirte unter dem Vorwande der Publicirung eines kaiserl. Befehles, einzuberufen, und sie auf diesem weniger besorglichen Wege die höchste Willensmeinung Seiner Majestät zu erfüllen. Das General-Commando und Guvernement willigten ein, und ernannte die Versammlungsörter Szalatna, Brad, Carlsburg und Deva mit Bestimmung des 10. Februar. Der Erfolg entsprach völlig der vorsichtigen Anstalt. Alle, bis auf diejenigen, welche gestorben waren, erschienen und wurden unter militärischer Begleitung zu ihrer Bestimmung abgeführt; ihre Weiber und Kinder, Vieh und Habseligkeiten nachgeschickt; ihre Vorräthe versteigert und ihre Meliorationen vergütet. Es war diese Ausführung höhern Orts um so angenehmer, als sie mit Güte und vollkommener Landesberuhigung verbunden war. Es ist fast unglaublich, welch ein Zutrauen das Landvolk gegen den Obristen Kray hatte, der von ihm das gefürchtete Übel einer strengen Züchtigung abwandte, mit Liebe Allen und mit Schonung selbst den Strafwürdigen begegnete. Es erschienen

aus vielen Dörfern zu 20 und mehr über die ausgeschriebene Zahl, um nur zu hören, was der Obrist ihnen zu publiciren hätte. Die Richter und die Unschuldigen gingen so vergnügt nach Hause, als ob sie mit einer Gnadebezeugung entlassen worden wären. Die aus einigen Dörfern wegen Krankheit, Argwohn oder Abwesenheit Zurückgebliebenen, die nach der Ausschreibung hätten erscheinen sollen, stellten sich nach einigen Tagen freywillig bey dem Obristen. Dieser Umstand ließ vermuthen und hoffen, daß die hergestellte Ruhe im Lande von Dauer seyn werde. Oberst Kray verließ endlich mit dem hohen Gefühl des Verdienstes um die Ruhe und Zufriedenheit vieler Menschen, Szalatna:, und verfügte sich den 21. März in sein neues Staabsquartier zu Orlath, wo er das Commando des ersten wallachischen Regiments übernahm. Das im July 1796 in Siebenbürgen abgehaltene Exercier-Lager gab ihm Gelegenheit, Sr. Majestät für seine Beförderung zu danken. Se. Majestät riefen ihn sogleich in sein Cabinet, ließen sich alles genau erzählen, und gaben ihm zu wiederhohlten Mahlen das Lob, daß er alles gut angeordnet, zweckmässig veranstaltet und zu Höchstdero vollkommenen Zufriedenheit ausgeführt habe.

Zur Vergleichung der Wahrheitsliebe des Erzählers und in Bezug ihres eigenen hohen Interesse theilen wir hier aus einem ausländischen Werke die Geschichte der Horjah und Klotschka mit.

Der eigentliche Nahme des berüchtigten Wallachen Hora, oder Horjah, war eigentlich Niko-

laus Urß, und sein Geburtsort hieß Nagy Oranyos im Szalathner Comitate gelegen, wo er jedoch kein Eigenthum hatte, und sich noch im Jahre 1784 nur bey nahen Anverwandten aufhielt. Hora oder Horjah, bedeutet im Wallachischen einen Vorsänger, und mit Verrichtung dieses Amtes bey dem Gottesdienste der Griechischen Wallachen, war dieses Rebellen-Oberhaupt auch wirklich in seinem Wohnorte beschäftiget. Bey dem Anfange seiner Rebellion zählte er ungefähr 56 Jahre, war von mittlerer Statur, mehr schlanken, als dicken Leibes, nnd trug die in seiner Gegend gewöhnliche Landeskleidung, einen langen bis auf die Knie reichenden, auf beyden Seiten blau ausgeschlagenen Kittel, mehr enge, als weite ungarische Beinkleider, Zischmen an den Füßen und eine schwarze Pelzmütze auf dem Kopfe. Er schien gewisser Maßen zum Herrschen geboren, und verrieth allerdings während der Zeit, da er seine Rolle spielte, daß er derselben gewachsen sey. Der natürliche Abscheu gegen die Gewaltthätigkeiten der Edelleute, und die Sucht nach Freyheit und Eigenthum, für sich und seine unterdrückten Landesleute und Glaubensgenoßen [1]) waren

1) Horjahs Landsleute, die Wallachen in Siebenbürgen sind Nachkommen der Römischen Colonien von Dacien, die sich meistens zur griechischen Religion bekennen, und machen bey weitem den größten Theil der Einwohner des Großfürstenthums aus, ja, bey einer 1772 vorgenommnen genauern Zählung fand man 677,306 Seelen. Alle diese Menschen von

die Triebfedern seiner eben so kühnen, als strafwürdigen Unternehmungen, die bey ihm um so wirksamer seyn mußten, da er ein nicht unwissender, sondern vielmehr gut unterrichteter Kopf war. Er konnte fertig Deutsch sprechen, las mehrere deutsche Schriftsteller, und beklagte sich während seines Aufenthalts in Wien gegen jemand, daß Klopstock ihm etwas schwer zu verstehen sey.

Dieser sein fähiger Kopf, seine ihn so auszeichnende Beredsamkeit und seine sonstigen, hie und da gesammelten practischen Erfahrungen brachten ihm den Vorzug zuwegen, sich zum Bauernrichter in seinem Dorfe erhoben zu sehen. Wahrscheinlich ward ihm wegen dieses ihm eigenen Amtes auch der Auftrag gemacht, im Sommer des Jahres 1784 nach Wien zu reisen, und bey Hofe für Brad, einen Ort im Zarander-Kreise, die Marktgerechtigkeit zu er-

---

einer besonders schönen, starken und fruchtbaren Race, die ihr Römisches Geblüt nicht verbergen können, schmachteten schon lang unter dem härtesten Druck des von ihren Ueberwindern, den Ungarn, eingeführten Feudal-Systems (das in Siebenbürgen noch nicht, wie Ungarn durch ein menschenfreundliches Urbarium gemäßiget und erträglich gemacht worden ist), und waren nichts anders, als wahre, an Grund und Boden haftende Sclaven (Jobbagyok oder Leibeigene) ohne Eigenthum und Rechte, die größtentheils von ihren Grundobrigkeiten mit so wenig Schonung behandelt wurden, daß ihnen fast nie die nöthige Zeit blieb, ihr Feld zu bestellen, welches die Weiber bearbeiten mußten, um die Familie kümmerlich zu ernähren.

bitten. Sein äußeres, einnehmendes Wesen verschaffte ihm Audienz bey dem Kaiser, dem er bey dieser Gelegenheit die Beschwerden seiner Landesleute vorlegte, welchen der Monarch abzuhelfen, ihm gnädigst versprach. Bis dahin aber wollte Horjah nicht warten, er beschloß sich und die Seinigen selbst zu rächen und zu befreyen, und benützte dazu alle Umstände.

Kaum war er von Wien zurückgekommen, so erschien er am 28. October 1784 zu Brad, und beredete die allda auf dem Wochenmarkte häufig versammelten Wallachen, daß sie sich in drey Tagen auf den Feldern bey dem Dorfe Meßtacken einfinden sollten, weil er ihnen auf Befehl und im Nahmen Sr. Majestät des Kaisers, mit dem er selbst gesprochen, wichtige Dinge vorzutragen habe. Am 1. Nov. kamen wirklich ungefähr 500, eben so nach Freyheit gierige, als leichtgläubige Wallachen, auf den zwischen Körösbanya und Brad liegenden Feldern zusammen. Nun machte ihnen Horjah die in ihren Ohren so süß tönende Vorstellung: »Er seye vom Kaiser an sie abgesendet, sie nicht nur von der Tyranney der Edelleute, ihrer Grundherrn, zu erlösen, sondern auch sogar durch Unterjochung dieser strengen Gebiether, sie zu freyen Leuten zu machen; sie sollten ihm nur folgen, er wollte sie nach der Festung Carlsburg führen, wo sie vom Hofe aus mit den nöthigen Waffen versehen werden würden, um gegen ihre bisherigen Dränger auszuziehen, und muthvoll selbige bändigen zu können.« Indem er ihnen dieses sagte, zeigte er ihnen sein vorgeblich vom Kaiser selbst erhaltenes

Beglaubigungsschreiben, das jedoch nichts anders war, als das zu Wien ihm ausgefertigte Marktgerechtigkeits-Diplom, welches er zu dem Ende bey sich behalten hatte. Da selbiges, wie gewöhnlich, auf Pergament mit goldenen Buchstaben geschrieben, und mit großen Siegeln versehen war, und die Wallachen nicht lesen konnten, so zweifelte keiner mehr an der Wahrheit seines Vorgebens und der Gewißheit seiner Sendung, die er auch mit einem für Gold ausgegebenen, im Grunde aber nur messingenen an seiner Brust hangenden Kreuze, bestätigte, worauf sie ihm alle schwören mußten.

Es ergab sich nachher aus der Aussage der Gefangenen, daß die Absicht ihrer Verschwörung dahin gegangen sey, alle Wallachen nach und nach insgeheim den Winter über in ihr Complot zu ziehen, und erst im folgenden Frühjahre im Maymonathe allenthalben zugleich auszubrechen, und an einem verabredeten Tage alle Grundherrn auf einmahl zu erschlagen. Jedoch der aufmerksame Vice-Gespan des Zarander-Comitats, Stephan Holoki, bekam Nachricht von ihrer Versammlung, und vielleicht selbst von ihrer Verschwörung, und schickte einige Stuhlrichter und Comitatssoldaten, um sich des Horjah zu bemächtigen. Diese kamen noch am 1. November Nachts nach Kureti, und suchten den Horjah auf, der unter einem Dachstuhle sich verkroch, jedoch entdeckt und hinweggeführt wurde; aber unterwegs erhob er ein unmäßiges Geschrey, das seine Mitbrüder erweckte, die alsbald zusammen liefen, die 3 Stuhl-

richter nebst ihrer Bedeckung wüthend angriffen und tödteten, folglich ihren Horjah wieder befreyten.

Nun war das Signal zum Aufruhr gegeben! Die tobenden Wallachen, weit entfernt, mit Vertilgung des Siebenbürgischen Adels bis auf den künftigen Maymonath zu warten, ließen sich jetzt nicht einmahl so viel Zeit, um nach Carlsburg zu gehen, und Waffen zu hohlen, sie fingen vielmehr ihre Verwüstungen sogleich in Kureti an, wo sie alles Eigenthum der Edelleute zu Grunde richteten, und die Einwohner mit sich zu gehen hießen. Am 2. 3. und 4. Nov. setzten sie ihre Verheerungen in den Ortschaften Michaliest, Kristier, Brad, Kiblicze, Lunka, Stromiczka, Solymos, Haro, Illyr und 10 bis 12 andern Dörfern und Flecken unmenschlich fort. Allenthalben schlugen sich mehrere zu ihnen, und stündlich wurden ihre Unternehmungen furchtbarer. Sie suchten nur die Edelleute und ihre Angehörigen zu ermorden, und ersannen sogar die grausamsten Todesarten, und warfen viele derselbigen von den Stockwerken aus den Fenstern herab, fingen die also herabgestürzten Unglücklichen mit Heugabeln und Spießen auf, brateten sie am Feuer, oder verstümmelten ihre Hände und Füße, oder zogen ihnen lebendig die Haut ab, oder spießten selbige lebendig. Die Ermordeten ließen sie auf den Straßen unbegraben liegen, ja, einige begruben sie sogar lebendig. Sie schonten weder Geschlecht noch Alter, und weder Kirchen noch Priester, noch Leichen in den Grüften waren ihnen heilig. Sie beraubten die Tempel der

Reformirten, wie der Katholiken, nahmen die heiligen Gefäße, Decken und Meßgewänder weg, traten die geweihten Hostien mit Füßen, und riefen dabey aus; »Das ist der Ungarn Gott, er befreye sie!« Sie übten ihre Wuth an Häusern, wie an Menschen aus, steckten Schlößer und Scheunen der Adeligen in Brand, zerschlugen alles Geräthe, so kostbar es auch war, warfen allen Getreidevorrath, der den Flammen entging, in den Marosch-Fluß, und ließen die köstlichsten Weine aus den zertrümmerten Fässern gleichfalls in selbigen stromweise auslaufen. In Brad erschlugen sie den Edelmann Niklas Brady, den dasigen reformirten Prediger und dessen Ehefrau, die sich in die Kirche geflüchtet hatte, den Schulmeister, weil er die Sturmglocke läutete, und eine Edelfrau, nachdem sie vorher 6 Kinder vor ihren Augen auf eine grausame Weise ermordet hatten. In Ribicze wurde Sigmund v. Balog das Opfer ihrer Wuth, auch steckten sie alle zum Edelhof gehörige Häuser und Wirthschaftsgebäude, 24 an der Zahl in Brand, nur schonten sie das Haus, wo sich die königliche Casse befand. In Runka raubten sie den Pallast des Grafen Franz Giulay ganz aus, und steckten verschiedene seiner Häuser an, und schenkten den Einwohnern, was sie im Schlosse geraubt hatten. In Stramicza zündeten sie das schöne Castell des Baron Anton Rosika und seine Mühlen nicht nur an, sondern schütteten auch bey 1000 Eimer Wein und Branntwein in den Maroschfluß. An einem andern Orte bemächtigten sich

die Barbaren der 16jährigen, schönen Tochter des daselbst wohnenden Edelmanns, und stürzten sie in die Flammen des von ihnen angezündeten Schlosses, worin sie elendiglich umkam. Die Familie Csiszar wurde ganz vertilgt, so wie auch die beyden jungen Ribiczey, zwey liebenswürdige Leute, die eben von Göttingen, wo sie studiert hatten, zu ihrem größten Unglücke zurückgekommen waren, das traurige Schicksal hatten, in die Hände dieser Unmenschen zu fallen, und von ihrer Wuth des Lebens beraubt zu werden. Mehrere Frauen und Mädchen mußten zur Befriedigung ihrer Lüste dienen, und dann nöthigten sie sie ihre Religion anzunehmen; thaten sie dieß nicht, so wartete der schändlichste und qualvollste Tod auf sie. Waren ein und andere Edelfrauen, denen sie das Leben geschenkt hatten, von ihnen gewaltsam umgetaufet, so mußten sie sich an die Wallachen verheirathen; ein Gleiches thaten sie mit einigen Mönchen, die sie umtauften, und denen sie alsdann, meist zum Spaß alte Zigeunerinnen antraueten.

Auf diese Art hauseten sie überall, wo sie hinkamen, breiteten sie sich immer weiter aus, vermehrten sich vom 1. bis zum 4. Nov. bis in die 4000 Köpfe, und wurden von Tag zu Tag kühner, unternehmender und grausamer. Die Edelleute, um ihren Verderben zu entgehen, flüchteten von allen Seiten mit Weib und Kindern nach Dewa, Hermannstadt, Clausenburg, Arad, Lugosch und Temeswar. Horjah hatte jedoch Muth genug, mit den Rebellen

sie bis nach Dewa zu verfolgen, und sie an diesem festen Orte zu belagern. Schon am 4. Nov. erschien ihr Vortrab allda, der so viel Schrecken verbreitete, daß die Edelleute größten Theils auch hier ausrißen. Man sandte ein Paar Compagnien Gränzsoldaten und einige Truppen von Szekler Husaren unter der Anführung des Obristlieutenant Schulz an den Maroschfluß, um ihnen das Übersetzen zu verwehren, aber sie kamen am 6. Nov. Abends doch über den Fluß, und nun wurde in Dewa mit allen Glocken Sturm geläutet; die Einwohner, Edelleute und Bürger ergriffen die Waffen, und vereinigten sich mit den Truppen, welche auf die Rebellen feuerten, bey 40 erlegten, einige gefangen nahmen, die übrigen aber in die Flucht schlugen. Da sie demungeachtet am 7. Nov. sich abermahls 400 Mann stark über den Fluß wagten, so eilte alles, was Waffen tragen konnte, ihnen entgegen. Man umringte die Anführer, und da sie sich wehrten, so wurden 140 getödtet oder verstümmelt, die übrigen aber in die Flucht getrieben, von denen jedoch viele in der Marosch ersaufen mußten. Da auch mehrere gefangen genommen wurden, so machte man kurzen Prozeß mit selbigen, und richtete zu Dewa 34 aus ihnen hin, das jedoch die Wuth der Rebellen nur noch mehr entflammte, denn sie unternahmen nun längs der Marosch sogar einen Streifzug nach Ungarn in das zunächst gelegene Kraßner und Arader Comitat. Am 8. und 9. November drangen sie bis Ottvosch, nahe bey Radna ein, und hauseten in den Ortschaften Zam,

Petriß, Tok, Szaborsin, Torvarad und andern eben so grausam als in Siebenbürgen, bis endlich die Truppen gegen sie anrückten, und sie wieder nach diesem Fürstenthume zurückwiesen, wo sie nun ihre Gewaltthätigkeiten nun immer weiter verbreiteten. Vom Banate aus, sah man nun die ganze benachbarte Gränze in Flammen stehen; die Edelleute, Weiber und Kinder, flohen von allen Seiten herbey, um nur ihr Leben zu retten, nachdem schon in den ersten 8 bis 9 Tagen bey 120 Personen umkamen, unter denen viele Vornehme vom Adel waren.

Während dem dieses vorging, und die Gefahr so sehr über Hand nahm, machte das siebenbürgische Landes-Gubernium noch immer nicht die nöthigen Gegenanstalten. Es wäre vielleicht Anfangs, da die Zahl der mit Horjah verbundenen Wallachen gering war, ein Leichtes gewesen, mit einem gegen sie abgesendeten etwas stärkeren Detaschement der Truppen, das Ernst gezeigt hätte, sie alle zu unterdrücken; allein man ließ es anfänglich bloß bey schriftlichen Berathschlagungen bewenden, die der Gouverneur von Bruckenthal mit dem commandirenden General Preiß anstellte, schickte Commissarien und den griechischen Bischof an die Aufrührer, suchte ihnen durch verschiedene Kundmachungen ihren Irrthum zu benehmen, und erst, nachdem vier volle Tage verflossen waren, schickte man einige wenige Truppen, unter dem Obrist-Lieutenant Schulz, wie bereits erinnert wurde, wider die Rebellen aus, die jedoch den Auftrag hatten, nur im

Falle sie angegriffen würden, sich zur Wehre zu setzen.

Eben diese Gelindigkeit der Landesregierung, die besonders auch die Insurrection der Edelleute äußerst mißbilligte, mit der Strenge derselben (da sie nähmlich ohne weitere Anfrage, und bloß auf das Naturrecht sich beziehend, Bandenweise gegen die Aufrührer auszogen, und wo sie dieselben antrafen, sie erschlugen, oder gefangen nahmen, und hernach ohne vielen Prozeß sie hängen, rädern oder spießen ließen, unzufrieden sich bezeigte, und dagegen ihnen sogar Schonung und Nachgiebigkeit gegen die Rebellen anrieth, erzeugte bey den Wallachen den absurden Verdacht, daß Horjahs Vorgeben wahr sey, und die Regierung ihn selbst begünstige. Hierzu kam noch der in diesem Vertrauen auf Horjah's Versicherung sie auf's Neue bestärkende Umstand, daß ein, am 26. Nov. zu Hermanstadt eingetroffener Courier aus Wien die Nachricht brachte, daß der Kaiser den Rebellen einen General-Pardon anzubiethen befehle, die Insurrection äußerst verwerfe, und ernstlich verbiethe, und alle fernere Vollziehung der Todesstrafe so lange untersage, bis die kaiserlichen Commissarien, Graf Jankovich und General Papilla, nebst dem zum General-Commandanten an der Stelle des General Preiß, ernannten General, Fabris, angekommen seyn würden. So weise auch in den Augen der ganzen Welt diese Anstalten waren, um so mehr, da zugleich bekannt wurde, der Kaiser habe das Anfangs nicht ge-

nug lebhafte Benehmen des Guberniums eingesehen, solches durch die Absetzung des General Preiß und derbe Verweise gemißbilliget, die ernannten Commissarien mit unumschränkter Vollmacht versehen, und verschiedene in Siebenbürgen und Ungarn liegende Regimenter befehliget, von allen Seiten zusammen zu rücken, und die Rebellen ringsumher einzuschließen, und so, wo möglich, ohne Gewalt zum Gehorsam zu bringen, wenn es aber nicht möglich, auch Gewalt anzuwenden, so gefiel doch diese Gelindigkeit den, von Rache gegen ihre rebellirenden walachischen Unterthanen, entflammten Edelleuten im Anfange ganz und gar nicht. —

Nachdem die Rebellen, die nach und nach auf 15,000 Mann angewachsen seyn sollen, ihre Gewaltthätigkeiten schon in Szarander, im Hunyader, wie auch im Albenser Comitate, innerhalb dem nördlichen und östlichen Ufer der Marosch (über die sie nur einmahl bey Dewa gekommen, aber wieder zurückgetrieben worden sind) ausgebreitet hatten, so brachten es eines Theils die verschiedenen Kundmachungen und das Zureden der Bischöfe und Protopopen, andern Theils aber die aus den benachbarten Orten gegen sie ausgerückten Truppen, durch ihre Beunruhigungen bey einem großen Haufen dieser aufgewiegelten Wallachen dahin, daß er von Horjah wieder abfiel, und sodann still heimkehrte. Sie nahmen zu tausenden den ihnen angebothenen General-Pardon an, gingen nach und nach wieder in ihre Ortschaften heim, und gaben das Ge-

raubte willig wieder her. Daher kam es denn, daß die noch übrig gebliebenen Aufrührer, die sich geschwächt, und ihre Feinde gestärkt sahen, nach und nach in das Gebirge bey Tepansalva im nördlichen Theile des Albenser Comitats sich zurückzogen. Vorher noch, bereits zwischen dem 8. und 10. Nov., da die Rebellen noch im Hunyader Comitate am meisten hauseten, schloß der Obrist-Lieutenant Schulz einen Waffenstillstand mit ihnen, begab sich mitten unter sie, redete mit Horjah und seinem Gehülfen Klotschka [1]) fragte selbst, was ihr Verlangen und die Ursache ihres Aufstandes sey, und versprach ihren Beschwerden abzuhelfen, wenn sie sich ruhig verhalten wollten. Sie übergaben hierauf einige schriftliche Capitulations-Puncte, wovon die wichtigsten waren, daß forthin kein Adel mehr seyn, die Adeligen sogleich aus ihren Besitzungen weichen, die ihnen bisher eigen gewesenen Grundstücke unter das Bauernvolk vertheilt werden, und die Edelleute, wie das gemeine Volk die Contribution entrichten sollten, worauf jedoch keine Antwort erfolgte, an deren Statt vielmehr die Truppen in und um Dewa vermehrt wurden, die ungefähr 900 Mann stark, theils Husaren, theils Infanterie von den Gränztruppen, die Rebellen zwangen, sich in die Gebirge zurück zu ziehen.

---

1) Ivan Klotschka oder Gloczka, ein wallachischer Priester von Kerpernies, zum Salathner Gebiethe gehörig, damahls ungefähr 40 Jahre alt, von kleinerer Gestalt als Horjah, doch beynahe eben so gekleidet.

Bisher hatte Horjah durch allerley Versprechungen, Kundmachungen und ausgesprengte Gerüchte, von seiner angeblichen Correspondenz mit dem Kaiser, noch immer einen guten, beynahe 2000 Mann ausmachenden Haufen der leichtgläubigen Wallachen sich treu zu erhalten, und gegen alle Vorstellungen des Guberniums taub zu machen gewußt. Mit Hülfe eines reformirten Predigers, den Horjah und Kloschka zu Abrudbanya erhaschte, den diese Rebellen-Oberhäupter immer mit sich herum führten, und sich seiner als eines Sekretärs bedienten, wurden den Wallachen verschiedene Cirkulare ertheilet, unter denen eines, daß für sämmtliche wallachische Dörfer bestimmt war, also lautete: »Der Kaiser würde schon bey ihnen seyn, wenn ihn nicht die Ungarn mit einer im Lande grassirenden Pest belogen hätten, er würde aber nach 3 Wochen gewiß kommen, und ihnen befehlen, was sie zur gänzlichen Vertilgung der Ungarn weiters vorzunehmen hätten.« Anfangs kam auch dem Horjah die Unthätigkeit des Militärs zu Statten, aus der er den Beweis seiner Behauptungen zog. Als aber endlich das Militär eindrang, und Gewalt zu brauchen anfing, und dieses den Wallachen bedenklich vorkam, so wußte er sie noch zu bereden, daß es keinesweges ächte Soldaten des Kaisers, sondern nur in kaiserlicher Uniform verkleidete Ungarn wären, die ihnen ein Leid zufügen wollten.

Unterdessen zog sich Horjah mit seinen Anhängern doch immer weiter in die Gebirge zurück, in welche sie die wenige Mannschaft nicht verfolgen konn-

te, weil die Gebirge theils unzugänglich sind, theils von Waldungen gedeckt werden, und die Wallachen immer von einem Orte zum andern entgingen, wenn sie irgendwo verfolget wurden. Auch wußten sie die Zugänge so künstlich zu verhauen, und ihre Vorposten, wie Kriegsleute auszustellen, daß es um so viel schwerer wurde, sie anzugreifen. Von diesen Umständen begünstiget, breiteten sich die Rebellen, mit Drohungen, Gewalthätigkeiten und Versprechungen neuerdings in Szarander, zum Theil im Hunyader Comitate weiter aus, und nahmen dieselben fast gänzlich im Besitze. Da alle Edelleute jenes Comitats theils erschlagen waren, theils sich durch die Flucht gerettet hatten, und also keine Magistratsperson mehr vorhanden war, so machten sie sich ganz zu Herren davon. Sie nannten die Gegend umher ihr Reich, vertheilten die Ländereyen unter sich, fingen an die dasigen Bergwerke für sich zu bearbeiten, und machten allerley Einrichtungen. Horjah ihr Anführer, gab sich das Ansehen eines Königs, vertheilte Geschenkbriefe über die von den Seinigen in Besitz genommenen Güter, und legte sich nach und nach höhere Titel bey. Anfangs nannte er sich nur Capitain, nachmahls Obergespan des Hunyader Comitats, einige Zeit darauf Dux Chrysialis von Chrisius oder Korásfluß, der durch den Szarander Comitat strömet, wo er sich sogar die stolzen Titel: Rex Daciae (König von Dacien) und Iosephus III. Teror Hungarorum (Schrecken der Ungarn) und dergleichen mehr, bey.

Während dem fielen mit den kaiserlichen Trup-

ven verschiedene Angriffe und Scharmützel vor. Am 29 Nov. wurde ein Lieutenant von Orosz, Nahmens Meßterhozi, welcher einigen zu Offenbanye geängstigten Truppen zu Hülfe eilen wollte auf den Weg von den Rebellen angefallen, und mit 8 Mann todtgeschoßen. Am 30. Nov. griffen einige Truppen von Toskana und 70 Szekler Husaren, die Aufrührer bey Rinnette an, und schlugen einen großen Theil derselben zurück, wurden aber am folgenden Tage angegriffen und zum Weichen gebracht. Um die nähmliche Zeit griff der Obristwachtmeister Staonits, mit einer Anzahl Szekler Husaren bey Brad einige Haufen der Rebellen an, und forderte sie unter Anbiethung eines Generalpardons auf, sie sollten sich gutwillig unterwerfen; allein sie traueten seinen Anerbiethungen nicht, bestanden vielmehr auf ihren vormahls schon überreichten Capitulationspuncten, und gestatteten sich gegen die kaiserlichen Truppen beleidigende Gewaltthätigkeiten. Hierüber kam es zum Streite, indem mehr als 90 Rebellen auf dem Platze blieben, 150 verwundet und 30 gefangen wurden. Zur nähmlichen Zeit both der nicht unirte Bischof Nekitisch bey Brad den Wallachen den Generalpardon an, die ihm jedoch eben so wenig traueten, sondern vielmehr ihm einen Betrüger und Bischof von Ungarn schalten. Der Obristlieutenant Schulz zog ganz in den Gebirgen umher, und verfolgte die Rebellen, die nach und nach Haufenweis sich ergaben

Unter solchen Umständen wurden die Aussichten

des Horjah und seiner immer mehr abnehmenden Anhänger von Tag zu Tag mißlicher. Sie waren schon auf einen kleinen District eingeschloßen, wo sie anfingen an allen Lebensmitteln Mangel zu leiden, weil ihnen die Zufuhr abgeschnitten, und in ihrer Gegend alles verwüstet war. Zudem riß nun allgemeines Mißtrauen ein; man erkannte die Nichtigkeit der vom Horjah gemachten Versprechungen, und drang sehr in ihn, seine Beglaubigungsbriefe vorzuweisen, er wurde zuletzt selbst von den Seinigen bewacht, weil man besorgte, daß er entwischen, und sie in Stich lassen möchte. Dem Horjah mußte hierbey um so mehr bange seyn, da das Gubernium auf seinen Kopf einen Preis von 300 Ducaten gesetzt hatte, wogegen jedoch Horjah seinerseits 600 Ducaten demjenigen versprach, der ihm den entdecken würde, welcher ihm fangen wollte.

Unter diesen verzweifelten Umständen, da er nun schon nicht mehr so sehr gegen die Edelleute, als vielmehr gegen die kaiserlichen Soldaten selbst zu fechten hatte, für die er den Aufruhr mit unternommen zu haben vorgab, kam er auf den Anschlag, mit den mißvergnügten Edelleuten gegen den Kaiser sich zu verbinden. Der Graf Csaky, Obergespann des Albenser Comitats stand mit einem Theile der insurgirten Edelleute bey Ola-Hemes nicht weit von Klausenburg, um von dieser Seite zu verhindern, daß die Wallachen nicht aus dem Gebirge hervorbrechen können. Die Wallachen machten einen Versuch am 8. December, wurden aber zurückgeschla-

pen verschiedene Angriffe und Scharmützel vor. Am 29 Nov. wurde ein Lieutenant von Orosz, Nahmens Meßterhozi, welcher einigen zu Offenbanye geängstigten Truppen zu Hülfe eilen wollte auf den Weg von den Rebellen angefallen, und mit 8 Mann todtgeschoßen. Am 30. Nov. griffen einige Truppen von Toskana und 70 Szekler Husaren, die Aufrührer bey Rinnette an, und schlugen einen großen Theil derselben zurück, wurden aber am folgenden Tage angegriffen und zum Weichen gebracht. Um die nähmliche Zeit griff der Obristwachtmeister Staonits, mit einer Anzahl Szekler Husaren bey Brad einige Haufen der Rebellen an, und forderte sie unter Anbiethung eines Generalpardons auf, sie sollten sich gutwillig unterwerfen; allein sie traueten seinen Anerbiethungen nicht, bestanden vielmehr auf ihren vormahls schon überreichten Capitulationspuncten, und gestatteten sich gegen die kaiserlichen Truppen beleidigende Gewaltthätigkeiten. Hierüber kam es zum Streite, indem mehr als 90 Rebellen auf dem Platze blieben, 150 verwundet und 30 gefangen wurden. Zur nähmlichen Zeit both der nicht unirte Bischof Nekitisch bey Brad den Wallachen den Generalpardon an, die ihm jedoch eben so wenig traueten, sondern vielmehr ihm einen Betrüger und Bischof von Ungarn schalten. Der Obristlieutenant Schulz zog ganz in den Gebirgen umher, und verfolgte die Rebellen, die nach und nach Haufenweis sich ergaben

Unter solchen Umständen wurden die Aussichten

des Horjah und seiner immer mehr abnehmenden Anhänger von Tag zu Tag mißlicher. Sie waren schon auf einen kleinen District eingeschloßen, wo sie anfingen an allen Lebensmitteln Mangel zu leiden, weil ihnen die Zufuhr abgeschnitten, und in ihrer Gegend alles verwüstet war. Zudem riß nun allgemeines Mißtrauen ein; man erkannte die Nichtigkeit der vom Horjah gemachten Versprechungen, und drang sehr in ihn, seine Beglaubigungsbriefe vorzuweisen, er wurde zuletzt selbst von den Seinigen bewacht, weil man besorgte, daß er entwischen, und sie in Stich lassen möchte. Dem Horjah mußte hierbey um so mehr bange seyn, da das Gubernium auf seinen Kopf einen Preis von 300 Ducaten gesetzt hatte, wogegen jedoch Horjah seinerseits 600 Ducaten demjenigen versprach, der ihm den entdecken würde, welcher ihm fangen wollte.

Unter diesen verzweifelten Umständen, da er nun schon nicht mehr so sehr gegen die Edelleute, als vielmehr gegen die kaiserlichen Soldaten selbst zu fechten hatte, für die er den Aufruhr mit unternommen zu haben vorgab, kam er auf den Anschlag, mit den mißvergnügten Edelleuten gegen den Kaiser sich zu verbinden. Der Graf Csaky, Obergespann des Albenser Comitats stand mit einem Theile der insurgirten Edelleute bey Ola-Hemes nicht weit von Klausenburg, um von dieser Seite zu verhindern, daß die Wallachen nicht aus dem Gebirge hervorbrechen können. Die Wallachen machten einen Versuch am 8. December, wurden aber zurückgeschla-

gen; hierauf sandte Horjah Deputirte an den Graf Csaky, und ließ ihm sagen, er wolle mit den Edelleuten Friede machen, und wenn sie wollten, mit einem großen Anhange sich mit ihnen verbinden, und zu allen ihren Absichten sich gebrauchen lassen. Er wußte, daß die Edelleute mißvergnügt wären, und hoffte nun durch eine Verbindung mit ihnen, und durch Begünstigung ihres Widerwillens, sich zu retten, und seine großen Plane auszuführen.

Allein, nichts wollte ihm mehr gelingen. Der neue commandirende General Fabris war am 13. December zu Hermannstadt angekommen, und die beyden bevollmächtigten Commissäre, nachdem sie einige Zeit zu Arad verblieben waren, und allda mehrere gefangene Wallachen verhört hatten, trafen hierauf am 15. Decemb. zu Dewa ein. Auf ihre ersten Berichte hatte schon der Kaiser die geschärftesten Befehle ertheilet, mit allem Ernste gegen die Rebellen zu Werke zu gehen, und im Nothfalle auch Gewalt zu brauchen. Zu dem Ende wurden von allen Seiten der benachbarten Gegenden in Ungarn und Siebenbürgen, die allda befindlichen Regimenter zum Zusammenrücken beordert.

Bevor man jedoch vernahm, daß diese Truppen zusammen eingetroffen waren, erhielt man schon die zuverläßige Nachricht von der gänzlichen, ohne Gewalt und Blutvergießen erfolgten Stillung des Aufruhrs. Die Rebellen ergaben sich nach und nach freywillig, und bathen um Gnade. Horjah rieth es sogar den wenigen ihm Treugebliebenen, in deren Mitte

er stand, sie sollten sich die Begünstigung des ihrer freywilligen Ergebung angebothenen Generalpardons zu Nutz machen, und nur ihm erlauben, daß er sein Heil in der Flucht suche. Wirklich folgten auch nachher alle seinem Rath, ergaben sich, und waren verschmitzt genug, sich sehr demüthig, reuevoll und gehorsam zu bezeigen. Einige bothen sich sogar an, den Horjah und seinen Gehülfen Klotschka aufzusuchen und gefangen einzubringen.

Diese beyden Oberhäupter der Rebellen hatten zuvor bereits am 22. December wirklich die Flucht ergriffen, und Horjah, der seine Rolle bis an's Ende auszuhalten verwegen genug war, gab noch vorher seinen wenigen treugebliebenen Anhängern die Versicherung, er gehe gerades Weges nach Wien, um sich mit dem Kaiser besser einzuverstehen. Kaum waren diese beyden Bösewichter in der That entwischet, als man sie schon überall durch Steckbriefe verfolgte, in denen ihre Person, Gestalt und Kleidung auf's genaueste geschildert war, und die von Halmagy am 24. December datirt wurden. Doch Horjah und Klotschka gingen weder nach Wien, wie seine abgefallenen Anhänger aussagten, noch in die Türkey, wie man allgemein dafür hielt, sondern glaubten bis auf bessere Gelegenheit, in den Dickichten der Radacker Waldung ganz sicher verborgen zu seyn, und mit den Brüdern Wallachen, die wohl nicht durchaus aus innerer Überzeugung sich dem Gehorsam unterworfen haben mögen, in Verbindung bleiben zu können, vielleicht um neue Plane zu entwerfen, die

erst bey gelegnerer Zeit, mit glücklicherm Erfolg aus- geführt werden könnten.

Aber gerade unter diesen heimlichen Freunden fand Horjah seine Verräther. Der Oberstlieutenant Kray wußte durch seinen Jäger, einen Wallachen, sechs derselben zu gewinnen, denen der verborgene Ort, an dem sich Horjah heimlich aufhielt, bekannt war, und die sich erbothen, ihn zu fangen. Sie gingen mit gedachtem Jäger zum Schein auf die Jagd, und indessen die übrigen in einiger Entfernung blieben, kamen zwey zu den Rebellenoberhäuptern hin, die ein wenig mißmuthig am Feuer saßen und sich wärmten. Sie machten sie treuherzig, und überfielen sie auf ein gegebenes Zeichen, worauf sogleich die übrigen 4 Wallachen nebst dem Jäger herbeyeilten, jene unterstützten, sich dadurch des Horjah und Klotschka bemächtigten, und selbige dem nicht weit entfernten ihrer wartenden Militär überantworteten. Dieß geschah am 27. December. Die 6 Wallachen bekamen hernach auf Befehl des Kaisers 600 Ducaten zu gleichen Theilen, und wurden sammt ihren Familien zu freyen Leuten ernannt. Der Jäger erhielt besonders wieder eine ansehnliche Belohnung, und dem Oberstlieutenant Kray wurde versprochen, daß er bey der nächsten Beförderung ganz gewiß bedacht werden soll.

Hiermit hatte also eine der fürchterlichsten Rebellionen ihre Endschaft glücklich erreicht, die, ob sie gleich nur einige Wochen gedauert hatte, doch allgemeine Verheerung in etlichen Comitaten verursachte,

unersetzlichen Schaden stiftete, und vielen Menschen das Leben kostete. Die Anzahl der eingeäscherten Dörfer beläuft sich in der Hunyader Gespannschaft auf 62 und die der verwüsteten Edelhöfe auf 132. Der von den Rebellen beraubten Kirchen sind in allem 35, worunter sich eine socinianische und 2 katholische befanden, die übrigen alle gehörten den Reformirten. Die Anzahl der Umgebrachten beläuft sich überhaupt auf 139 mit den verstümmelten aber auf 245. Außer den beyden Anführern wurden auch noch verschiedene andere rebellische Wallachen, nahmentlich aber diejenigen eingezogen, welche den Koch des Grafen von Bethlen lebendig mit Speck gespickt hatten.

Nachdem man sich des Horjah und Klotschka wirklich bemächtigt hatte, so wurden beyde am 3. Januar 1785 nach der Festung Carlsburg gebracht, daselbst gefangen gesetzt und auf's sorgfältigste bewacht. Man gestattete es jedermann, bloß den Wallachen nicht, sie im Gefängnisse zu sehen. General Fabri hatte bey dem Criminal-Prozesse, der in Absicht dieser strafwürdigen Verbrecher angestellt wurde, den Vorsitz. Horjah war listig genug, bey dem Verhöre zu verschiedenen Mahlen allerhand Reden fallen zu lassen, durch die er alles in Verdacht ziehen, und sich dahinter in Sicherheit stellen zu können glaubte. Übrigens behauptete er auch, daß er ganz unschuldig an dem vergossenen Blute sey, da er selbst Niemanden ermordet habe, und was die begangenen übrigen Verheerungen und verübten Ausschweifungen beträ-

fe, so wären sie keineswegs von ihm befohlen worden, er habe vielmehr an ihnen jederzeit Mißfallen gehabt.

Nachdem der Prozeß dieser Rebellenhäupter geendiget, und ihnen das Urtheil gesprochen worden war, so wurde selbiges auch am 28. Febr. 1785 an ihnen vollzogen, und ihnen der verdiente Lohn ihrer Übelthaten ertheilt. Es wurden jedem die Arme und die Beine mit dem Rade vier Mahl zerschmettert, und ihnen alsdann noch lebend die Leiber aufgeschnitten, und die Eingeweide herausgenommen. Diese unbeschreibliche qualvolle Marter preßten ihnen zwar die fürchterlichsten Verwünschungen aus; doch hinderten es die dazu befehligten Tambours durch ein ununterbrochenes Rühren der Trommeln, daß man sie verstehen konnte. Zwey tausend Wallachen, die ohnehin an der Rebellion Theil genommen hatten, wurde es zur Strafe aufgelegt, in dem großen geschlossenen Kreise stehen und Augenzeugen von der eben so schmachtvollen als marterreichen Hinrichtung ihrer ehemahligen Oberhäupter, abgeben zu müssen, 150 unter ihnen, die zwar geringere Verbrecher, dennoch aber die ersten Theilnehmer an dem Aufruhr gewesen waren, wurden sodann den Gespannschaftsgerichten überliefert, damit sie nachher den Landesgesetzen gemäß auf verschiedene Weise bestraft werden könnten. —

Bey dem Ausbruche des Türkenkrieges 1788 vertraute man Kray ein eigenes Truppen-Corps in dem Hatzeger Thale; er besetzte mit seinem Regimente den Vulcan-Paß; wurde den 10. May von den Türken mit Übermacht angegriffen; schlug und verfolgte sie

aber bis Porcesin und Tyrgusik in der Wallachey; besetzte beyde Örter; soutenirte sich und ernährte seine Truppen zum Behuf des königlichen Ärarii 5 Monathe lang im feindlichen Lande. General Baron Pfefferkorn kam und übernahm das Commando von dem Obersten Kray. Dieser litt schon seit July an täglichen Fieberanfällen, die ihn nöthigten sich den 13. August zurückzubegeben.

Da in dem Feldzuge von 1789 der Feind zeitig im Frühjahr Siebenbürgen mit einem Einfall über den Vulcan bedrohte, mußte Oberst Kray den 3. May aus seinem Staabs-Quartier Hunyad mit dem Splenischen und ersten wallachischen Regiment, einer Division Toskana Husaren, 120 Volontairs, und 200 Playatschen von einem wallachischen Freycorps so genannt, an den Vulcan-Paß vorrücken, und an dem Schillfluß Posto fassen. Mit Wachsamkeit und muthiger Vertheidigung behauptete Kray diesen wichtigen Posten, den die Türken mit aller Macht zu überwältigen trachteten, und verhinderte sie, an der vorgehabten, dem vorigen Jahre ähnlichen Verwüstung.

Bey der Vorrückung des Fürsten von Hohenlohe in die feindliche Wallachey gegen Porcsin, um das dasige 3000 Mann starke türkische Corps anzugreifen, war dem Obristen Kray die Avantgarde und der erste Angriff anvertraut. Der Feind wurde geschlagen und sein ganzes Lager mit aller Bagage erbeutet. Das auf eine und eine halbe Stunde weiter gestandene feindliche Corps von 8000 Mann kam zwar

gegen Abend den Porcesinern zu Hülfe. Allein der Oberste Kray besetzte mit dem wallachischen Regimente so vortheilhaft die Anhöhen, daß der Succurs nach einem 2stündigem Feuer zurückgewiesen wurde. Am folgenden Tage kam der feindliche Anführer Kara Mustafa mit seiner ganzen Macht von Wladin her, und stellte sich gegen unser vorgerücktes Corps. Der Feind griff von allen Seiten mit Wuth und Ungestümm an. Allein durch das gute Kanonen- und Infanterie-Feuer zurückgehalten, durch das Bajonett vom rechten Flügel repoussirt, von der Cavallerie unter eigner Anführung des Fürsten Hohenlohe angegriffen, wobey Kray dem Feinde in den Rücken und in die Flanke fiel, wurde der Feind augenblicklich geworfen, von seiner Infanterie getrennt, zerstreut und in der äußersten Verwirrung zu fliehen genöthiget. Er wollte sich auf eine halbe Stund weit wieder sammeln und formiren. Allein Oberst Kray, der an der Spitze der Cavallerie war, griff auf 2 Seiten mit Heftigkeit an, und schickte zugleich gegen die eben aus dem Walde hervorbrechende feindliche Infanterie eine Husaren-Truppe ab. Auch diese wurde zerstreut, und die Flucht des Feindes bald allgemein. Kray drang mit dem Feinde zugleich über seine Brücke in sein Lager, welches er erbeutete. Der Sieg war vollkommen. Am folgenden Tag kehrte dieses ganze Corps über den Vulcan-Paß nach Siebenbürgen zurück. Kray aber blieb mit dem wallachischen Regiment, einigen Husaren Escadrons und Volontairs zur Behauptung dieses wichtigen Postens im

feindlichen Lager zurück; er ließ ferner durch streifende Parteyen die in den Wäldern und Gebirgen versteckten Feinde aufsuchen, und durch Patrouillen bis Krajova verfolgen, er beunruhigte sogar den bey Csernest gestandenen Seraskier Jussuf Bascha; nöthigte ihn zum Rückzuge über die Donau, und verschaffte hiedurch seinem Corps Sicherheit und die nöthige Subsistenz während 3 Wochen im feindlichen Lande.

Da der commandirende General Fürst von Hohenlohe dem Oberst Kray die Erlaubniß ertheilte, wie er wollte, angriffs-oder vertheidigungsweise gegen den Feind zu agiren, so wagte er eine Unternehmung auf die Hauptstadt Krajova. Er war nur noch 2 Märsche davon, als eine nachgeschickte Ordre ihn zurückhielt. Laudon aber, der nur 12 Meilen entfernt war, und Orschowa bombardirte, billigte diese Unternehmung, und ertheilte dem auf dem Vulcan-Paße stehenden Generalen Staader den Befehl, dem Oberst Kray Hülfsvölker zu schicken. Alsogleich setzte sich Oberst Kray den 4. November in Marsch dahin, war auch so glücklich, den Feind, der an diesem Orte 2000 Man stark war, wegzudrücken und die Stadt zu besetzen. Er hatte während dieser Märsche täglich Gefahren. Das hitzigste Gefecht fiel bey der Taborbrücke vor, wo ihm die Türken den Übergang über den Schillfluß streitig machten. Er griff sie rasch an, schlug und zerstreute sie und sprengte die meisten in den Fluß. Die Türken geriethen über diesen Vorfall in eine solche Furcht, daß der Bassa in

der nähmlichen Nacht aus Krajova entfloh, und sich jenseits der Stadt über den Schillfluß auf die Anhöhen stellte. Bey Annäherung des Obersten auf eine halbe Stunde von Krajova kamen ihm die Einwohner der Stadt mit ängstlichem Geschrey entgegen, klagend, daß der Feind über den Schillfluß zurückzukehren und die Stadt wieder zu besetzen Miene machte. Oberst Kray setzte seine Truppe in ein länglichtes Viereck, stellte seine Cavallerie auf beyde Fügel, und zog so mit klingendem Spiele gegen die Vorstadt. Der Feind sah diesen Muth von den Anhöhen, und zog seine Arrier-Garde über den Schillfluß zurück. Oberst Kray machte, während sein Corps aufmarschirt stand, jenseits der Stadt eine Recognoscirung gegen den Feind. Die Türken befürchteten einen Angriff, und fingen an in 3 zerstreuten Haufen sich bis an die Ufer der Donau gegen Nicopl, Orcava und Vidin zu flüchten. Der Oberst ließ sie durch starke Patrouillen begleiten. Bey seiner Zurückkunft begleitete ihn der Adel zu Pferde unter lautem Jubel und Läutung aller Glocken in die Stadt.

Seine Majestät belohnte den Oberst Kray mit dem Theresien-Orden, welchen bis zur Anlangung des Ordens-Capitels seinen eigenen kleinen Orden, der commandirende Fürst von Hohenlohe, welcher selbst zugleich das Commando Kreuz erhielt, unter zärtlicher Umarmung ihm umhing. —

Den 25. März 1790 wurde Oberst Kray auf Vorschlag des en Chef commandirenden Feldmar-

schalls Prinz von Coburg zum Generalmajor ernannt.

Im July ernannten Se. Majestät den General Kray in Rücksicht seiner Verdienste mit Nachsicht aller Taxen, zum erbländischen Freyherrn, mit dem Beyworte von Krajova. — Es gehört zu dem Majestäts-Rechte der Erdengötter, Verdienste zu belohnen. Es liegt aber auch in der Belohnung selbst der Keim zu neuen edlen Thaten.

Kaiser Joseph war indessen vom Schauplatz abgetreten. Leopold II. fand einen Zustand der Dinge, der ihn nöthigte dem Kriege ein Ende zu machen, und der Convention zu Reichenbach vom 17. July und 5. August beyzutreten. Den 6. September erhielt der General Kray durch eine Estafette die Nachricht, daß in ein paar Tagen der Waffenstillstand bekannt gemacht werden sollte, und den darauf sich beziehenden Befehl, er möchte indeß einen Cantonirungs-Plan für sein Corps entwerfen. Zufolge dessen bekam er bis zu dem völligen Abschluß des Friedens das Commando an dem Alt-Fluß, worauf er sein Quartier zu Szlatina, jenseits der Alt in der großen Wallachey bezog. — Im December wurde er durch das Armee-Commando, oder vielmehr durch seinen Freund, den Prinz von Coburg, in Krajova angestellt, mit dem ihm anvertrauten Commando über die kleine Wallachey, und mit dem Auftrage, von Orsova bis Rusvede, in einem von 32 Meilen langen Cordon längst der Donau, und mehreren gegenseitigen Festungen unter Dienst und zweckmäßigen Anstalten

wider alle feindliche Ereignisse und Besorgnisse die Sicherheit zu erhalten. Zu Krajova hatte er die Ehre alle Herren Gesandten, da sie zum Friedens-Congresse nach Sistof reisten, bey sich zu sehen. Und da der kaiserliche Minister Baron Herbert, einen eigenen Dollmetsch, dem ungarischen Gesandten Grafen Franz von Eßterhazy nach Krajova entgegen sandte, um ihn nach Sistof zu begleiten, so luden sämmtliche sich bereits zu Sistof befindliche Herren Gesandten den General Kray mit sehr freundschaftlichen und schmeichelhaften Ausdrücken ebenfalls dahin ein; er konnte aber wegen dringender Geschäfte, und weil er den Divan oder Staatsrath von Seite des dasigen Landes zu besorgen hatte, nicht erschienen.

Die durch außerordentlich große Beschwerden noch mehr aber von der in dieser ungesunden Gegend eingehauchten bösen Luft bedenklich gewordenen Gesundheitsumstände veranlaßten den General Kray auf seine Erhohlung zu denken. Er brauchte einige Zeit die Mehadier-Bäder, und begab sich nachher nach Pesth. Im July erfüllten Seine Majestät die Bitte des General Kray, und setzten ihn in den Ruhestand.

Da dem würdigen Prinzen von Coburg in dem französischen Kriege das Commando übertragen wurde, schlug er die 3 Generäle, Kray, Meßaros und Otto zu seinen Gehülfen vor. Der Prinz überkam die Resolution, nach welcher der General Kray wieder im Felde angestellt wurde, überschrieb ihm dieses mit der Versicherung, daß es ihm zu einem besondern Vergnügen gereiche, daß seine Dienste

anerkannt worden, und sie nunmehr wieder gemeinschaftlich auftreten können. General Kray setzte sich zufolge dieses Befehles in Marsch, und kam den 19. Jänner 1793 in Wien an, wo Seine Majestät der Kaiser sich ausnehmend gnädig gegen ihn bezeugten, und ihm sagten, er möchte so gegen die Franzosen seine Tapferkeit erproben, wie er gegen die Türken dieß that. Nach einem in Wien von Prinz von Coburg zurückgelassenen Befehl folgte General Kray der großen und Hauptarmee nach, und traf den 1. April in dem Hauptquartier zu Brüssel ein. Prinz von Coburg empfing ihn mit vieler Achtung und Freundschaft, und beförderte ihn bey der Avantgarde unter dem Erzherzoge Carl, königlichen Hoheit, sogleich zum Commandanten über 3 Bataillons Grenadier, 2 Bataillons von Sztaray, und über die Jäger von dem Freycorps.

Man erkannte es oft, wie viel die Belagerungsanstalten von Valenciennes durch Kray gewonnen hatten, da unserer Seits mitten in den beyden Vorstädten die Trenche eröffnet, und die erste Paralelle unterstützt werden konnte; der Feind war außer Stand gesetzt, mit seinen Patrouillen bis an unsere Arbeit zu gelangen, und konnte also auch nicht verhindern, daß in der Nacht zwischen den 13. und 14. Juny die erste Paralelle unter Krays Deckung ausgefertiget wurde. Am dritten Tage kam die erste Batterie zu Stande. Wie unerwartet war es dem Feinde, mit Anbruch des Tages die Belagerer thätig vor sich zu bemerken. Der darauf erfolgte Ausfall wurde durch

Kray, als General der Trenché glücklich zurückgeworfen. Es war sehenswerth zu schauen auf der Esplanade die laufenden Franzosen, die durch verborgene 12-pfündige Kanonen und durch das kleine Gewehrfeuer des Bedeckungs-Bataillons geängstiget und getrieben wurden. Der Feind ließ aus der Festung 2 Luft-Ballons auffliegen, die aber mit allen Briefen in unsere Hände fielen. Den 25. July wurde nach gesprungenen 3 Minen ein Sturm auf den bedeckten Wege gewagt, und man war so glücklich ein unbeschädigtes Hornwerk und ein Paar andere Außenwerke zu erobern, welches den Feind zu capituliren bewog. — Kray wollte als Vorpost-Commandant auch nicht müssig bleiben. Er war auch so glücklich die überschwemmte Rochus-Redoute, die an der Schelde seitwerts der bestürmten Außenwerke lag, durch freywillige, im Schwimmen geübte Mannschaft, zu erobern, wodurch nicht nur die Flanke unseres stürmenden Flügels gedeckt, sondern der Feind sogar, weil er im Rücken genommen wurde, alle dasigen Außenwerke verlassen, sich auf den Hauptwall ziehen, und von dort her, während der ganzen Nacht, vertheidigen mußte. Da G. Kray wegen des heftigen Feuers von allen Seiten diese Redouten bey Tage zu behaupten für unmöglich hielt, so ließ er die dortigen Kanonen ins Wasser stürzen, und die Schießscharten und Brustwehre auseinander werfen, und besetzte bloß die Glacis-Coupee dieses Grabens mit hundert Scharfschützen, um den Feind die abermahlige Besitznahme streitig zu machen: und so konnte der Feind jene auch bey Ta-

gesanbruch nicht mehr vertreiben, und das Werk nicht mehr nehmen. Ein anderer von ihm ausgeschickter Officier war so glücklich, einen Vorposten zwischen den beyden Schelde-Canälen zurückzutreiben, sich der beyden Redouten zu bemächtigen, die Besatzung theils zu tödten, theils, was nicht durch das Wasser entkommen konnte, gefangen zu nehmen. Ein Paar Tage zuvor machte G. Kray diesen Vorschlag, zur Bestürmung dieser inundirten Redouten. Allein die Chefs des Ingenieur-Corps widersprachen, und erklärten diese Unternehmung für unmöglich. Man kann sich leicht vorstellen, wie allgemein und groß die Verwunderung war, da Kray mit Tagesanbruch die Ausführung dem Commandirenden meldete und die Gefangenen in das Haupt-Quartier schickte. Den Generälen, welche den Sturm anführten, gab er noch um Mitternacht von seinem Vorhaben Nachricht die äußerst vergnügt darüber waren. Prinz von Coburg machte dem General Kray ein schönes Compliment darüber, und setzte es in die Relation als eine freywillige Unternehmung, die dessen geheimer Disposition und den braven Truppen viel Ehre machte. Beyde Officiers, welche die Freywilligen anführten, wurden zu Capitains ernannt. —

Nun sollte G. Kray auf Befehl des englischen Herzogs Yorks und des Prinzen von Coburg die verlorne Stadt Marchiennes, in der eine feindliche Besatzung von 4000 Mann lag, erobern. Er disponirte nach erhaltener Verstärkung von York und von General Otto seinen Angriff den 30. October

nach Mitternacht von sieben Seiten her. Die Nacht war regnerisch, stürmisch und finster, daß man kaum auf 3 Schritte sehen konnte. G. Kray führte selbst in drey Colonnen das Haupttreffen an. Es gelang ihm mit den Vorposten zugleich in die Stadt zu dringen. Er unterstützte die Freywilligen mit zwey Divisionen Infanterie, und traf die Franzosen meist ausgezogen, und aus den Häusern mit den unserigen untereinander laufend an. Der Feind, der in einer mit hohen Mauern versehenen Abtey größtentheils einquartirt war, setzte sich am Thore zur Gegenwehr, führte selbst Kanonen auf, und nöthigte auch den General Kray Kanonen und Haubitzen zur Beschießung der Abtey in die Stadt zu bringen. Dieser nächtliche Kampf dauerte bis früh um 7 Uhr. Durch Anzündung eines Nebenhauses gerieth der Feind in Furcht, und ließ um freyen Abzug bitten. G. Kray gestattete nichts mehr, als daß Officiere und Mannschaft Geräthschaften und Pferde behalten konnten. Es waren zusammen 1800 Mann, die um halb 8 Uhr auszogen, und nach Cysoing an den Herzog von York escortirt wurden, der dem G. Kray in den verbindlichsten Ausdrücken seinen Dank sowohl für die vortreffliche Disposition zu diesem Angriff, als für die rühmliche und tapfere Ausführung derselben abstattete.

Den 25. July erhielt G. Kray für so viele hier übergangene Heldenthaten gegen die Franzosen das Commandeur-Kreuz des Maria Theresia-Ordens, nachdem der commandirende Prinz von Coburg den Werth seiner, der ganzen Armee be-

kannten Thaten, welche keines Zeugnißes bedurften, angeführt hatte.

Bald darauf wurde G. Kray zur Hauptarmee gezogen, um die Arrier-Garde zu befehligen. Er deckte den Rückzug ohne allen Verlust bis an den Rhein, welcher den 6. Octob. glücklich passirt wurde.

Der Feind verstärkte sich täglich mehr an der Nahe, und dehnte seinen rechten Flügel an der Alsenz aus. G. Kray machte dem Armee-Commando den Vorschlag, auf das ganze zwischen Lautereck, Meisenheim, Odenbach und Alsenz gestandene feindliche Corps los zu gehen. Er führte ihn selbst den 8. Dec. glücklich aus, schlug den Feind mit beträchtlichem Verlust über die Nahe, und machte ihm 800 Gefangene. Der feindliche rechte Flügel wurde auf's hitzigste verfolgt; und Jourdan mußte, nachdem er sich den 10. Dec. bey Speigenheim, und den 15. und 17. Dec. bey Rohrbach vergeblich wider den General Kray gesetzt hatte, sich ganz zurück ziehen. Die Kaiserlichen behaupteten ihre Stellung, welche die Grundlinien zum Winter-Cordon für beyde Armeen wurde. — G. Kray bekam ein Belobungs-Decret wegen der Schlacht vom 29. October. Die Fortschritte der Kaiserlichen würden gewiß unaufhaltbar gewesen seyn, wenn nicht die eingefallene üble Witterung dazwischen gekommen wäre, die alle Wege grundlos machte, daß kaum 12 Pferde eine sechspfündige Kanone fortbringen konnten. Gegen Ende December hatte G. Kray zwey gefährliche Gefechte gegen den größten Theil der Jourdanischen Ar-

mee, wo er schon ohne Munition blieb, auch von der zu weit entfernten Armee keine Unterstützung hoffen konnte. Es gelang ihm durch Kriegslist einen 48stündigen Waffenstillstand zu erhalten; er brachte es durch eine Unterredung mit 4 feindlichen Generälen so weit, daß er für beyde Armeen und ihre Vorposten-Strecken von einem bis zu dem andern Ufer des Rheins, nähmlich von Basel bis Düsseldorf, mit anfänglich stillschweigender, dann öffentlicher Genehmigung der Feldmarschälle Clairfait und Wurmser und der feindlichen Geveräle Pichegrü und Jourdan auf drey Monathe gegen zehntägige Aufkündigung und seiner und des feindlichen Divisions-Generalen Marceau Documentirung, den Waffenstillstand bewirkte, wofür jeder Soldat ihn segnete. —

Bey Gelegenheit, als G. Kray seine Danksagung durch Se. königliche Hoheit, den Erzherzog Carl, für die allerhöchste Gnade, zu den Füßen Seiner Majestät niederlegen ließ, antwortete ihm dieser königliche Held: »gewiß konnte dieser Feldzug kein glücklicheres, kein glänzenderes Ende nehmen. Er hat Unsre Armee mit Lorbeern gekrönt; gezeigt, was Oesterreicher unter guten Anführern zu leisten im Stande sind und was sie allein vermögen. Mit wahrer Theilnahme habe ich Ihren Nahmen fast immer in den von der Armee kommenden Berichten gefunden, Sie immer an der Spitze der Avantgarde, der Armee den Weg zum Siegen vorbereiten gesehen. O hätte ich auch nur Augenzeuge von den Heldenthaten unserer Truppen seyn und mit ihnen fechten können. Sollte ich

meinen Wunsch gemäß künftiges Jahr bey der Armee angestellt werden, so hoffe ich bey dem nähmlichen Corps, bey welchen Sie sich befinden werden, meine Anstellung zu erhalten.« In diesem Briefe des erhabenen Erzherzogs lag überschwengliche Belohnung und Anlaß zu der edelsten Freude. Den 5. März wurde er von Sr. Majestät zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt. — Nachdem Graf Clairfait seine Stelle niedergelegt hatte, betrat Erzherzog Carl den 12. April 1796 als Reichsfeldmarschall den Kriegsschauplatz. Seine königliche Hoheit kamen gegen Ende Aprils nach Meisenheim. F. M. L. Kray begleitete Höchstdieselben durch drey Tage auf den Vorposten, Cordon und erhielt die Zusicherung von Höchstderoselben Zufriedenheit. Er kündigte auf Befehl Sr. königlichen Hoheit den 21. May, in einem Schreiben an den G. Marceau, den Waffenstillstand auf. Den 31. May setzten sich beyde Armeen am Ober- und Unter-Rhein in Bewegung. Die Armee unter Seiner Königlichen Hoheit Erzherzog Carl bezog das Lager bey Baumholdern. F. M. L. Kray rückte mit den Vorposten und der Avantgarde vor, und wurde den 1. Junius 1796 bey Nauborn und Waldhausen mit Übermacht angegriffen. Man focht von beyden Seiten mit der äußersten Wuth. Die Tapferkeit unseres Generalen und seiner braven Soldaten, ob sie wohl an der Zahl weniger waren, trug den Sieg davon. Der Feind wurde über die Nahe und Blies geschlagen.

Als der Erzherzog endlich bey Dettelbach an-

langte, fand er zum größten Mißvergnügen nur eine einzige Schiffbrücke über den Mayn geschlagen, und sah, daß hierdurch der Übergang der Truppen verzögert würde. Er ließ die Infanterie über die Brücke gehen, und entschloß sich als ein kühner Feldherr mit der Cavallerie durch den Mayn zu setzen. Kaum war er hinüber, da noch Reiter und Pferde vom Wasser träuften, als er sich mit selben in den feindlichen linken Flügel warf, auf welchem die zahlreichste feindliche Cavallerie aufmarschirt war. Diese überfiel ein panisches Schrecken, indem sie solch einen Muth nicht erwartete, und ergriff eiligst die Flucht. Die feindliche Infanterie hingegen, die sich größten Theils in die vorliegenden Wälder geworfen hatte, focht mit Standhaftigkeit und Muth, sie gab sich alle Mühe den Erzherzog Carl von dem Grafen Sztaray getrennt zu halten. G. Wernek erhielt Befehl, mit den Grenadiers den Feind anzugreifen und aus dem Walde zu jagen, welches er auch befolgte. Endlich gab G. Kray, welcher bey Schwarzach über den Mayn gegangen war, den Ausschlag. Er sah mit seinem vortrefflichen militärischen Auge von weitem, als er mit seiner Colonne gegen das Schlachtfeld anrückte, daß ein Theil der kaiserlichen Truppen, unter dem Fürsten Lichtenstein, sehr gedrängt war. Sogleich nahm er seine tapferen Barcoischen Husaren, und nachdem er dem übrigen Theil seiner Colonne den Befehl gab in starken Schritten nachzufolgen, eilte er mit selben im vollen Galopp; er sprengte in den Feind, hieb ein, und richtete eine große Niederlage

an. Er zwang dadurch seinen großen Gegner, den geschickten Championet, die Flucht zu ergreifen, dem dieß um desto unvermutheter und empfindlicher ankam, da er des Sieges beynahe schon gewiß war. Indeß langten auch die übrigen Truppen des G. Kray an, und er ging mit ihnen auf erhaltenen Befehl denen zu Arnsheim stehenden zu Hülfe. Er griff mit seiner Colonne den linken Flügel an, warf ihn augenblicklich, schlug ihn in die Flucht, und machte dabey 1000 Gefangene. Die kaiserliche Arriergarde fand noch Gelegenheit in des Feindes verwirrte Arriergarde einzuhauen und sie beynahe ganz aufzureiben. General Jourdan schickte den G. Ernouf nach Frankfurt, um eine Verstärkung von dem Marceauischen Corps herbeyzuhohlen. Ernouf brachte in aller Eile eine Colonne zusammen, und ging damit dem geängstigten Jourdan zu Hülfe. Er kam nicht weiter, als bis Aschaffenburg. Hier stieß er auf den G. Kray, der ihn rasch angriff. Die kaiserliche Cavallerie kam gleich zum Einhauen, und wüthete schrecklich. Ernouf, der auch sehr tapfer focht, suchte mit aller Gewalt die Maynbrücke zu gewinnen. Umsonst! Kray nahm sie mit seinen herzhaften Truppen weg. Es wurden viele hundert Feinde in den Mayn gesprengt: 600 Mann wurden gefangen; die übrigen wenigen liefen nach Frankfurt zurück.

Marceau hatte den Marsch der feindlichen Armee gedeckt, und wurde den 19. September vom General Hotze angegriffen. Seine Infanterie wich. Er setzte sich an die Spitze seiner Cavallerie, und griff

die kaiserlichen Husaren an. Allein er wurde zurückgeworfen und tödtlich verwundet. Sein Sturz vom Pferde machte seine Truppen muthlos, die fliehend ihren Anführer und den Sieg den Kaiserlichen überließen. Der stark blutende Marceau wurde nebst seinen zwey Adjutanten nach Altkirchen gebracht. Er ließ sogleich den G. Kray zu sich bitten, der einen Chyrurg mit brachte, ihn verbinden und alle Hülfe leisten ließ. Er starb jedoch den 20. September schon. Der Erzherzog Carl bewilligte die vor seinem Ende gethane Bitte, daß er nach Coblenz zur Beerdigung gebracht werden möchte. G. Kray, welcher nach dem Rhein bey Neuwied, um die ferneren Bewegungen des Feindes zu beobachten, detachirt war, nahm den Körper des G. Marceau mit sich, und übergab ihn den feindlichen Vorposten bey Neuwied. Der daselbst commandirende französische General Cartelvers beschenkte die Barcoische Escorte, die ihn überbrachte, mit 12 Ducaten, und schrieb dem G. Kray: »die ganze Armee hat mit Interesse Ihr großmüthiges Betragen, im Betreff des G. Marceau, gesehen, sie ehrt sie, Herr General, und die Nation, zu der Sie gehören. Und ich bezeuge Ihnen persönlich meine Erkenntlichkeit dafür.«

In dieser Gegend blieb seitdem alles ruhig, und das Ungewitter des Krieges zog sich gegen den Ober-Rhein und den Hundsrücken. Die Bewegungen des Feindes stimmten mit den Nachrichten überein, daß er sich von dem Hundsrücken herüberzöge, und sowohl einen Übergang über den Rhein als einen Angriff aus

dem Brückenkopf von Neuwied machen wolle. Diese Absicht zu vereiteln, und den Feind selbst in Verlegenheit zu setzen, ließ G. Kray in der Nacht am 20. auf den 21. October mehrere zusammengeklammerte und gefesselte Bäume von der Nieder-Werther-Insel auf die feindliche Schiffbrücke bey Neuwied herabschwimmen, wodurch sie so beschädigt wurde, daß in der folgenden Nacht das große Wasser die Schiffsbalken zerriß, und die Pontons wegführte. Seine darauf gefolgten Angriffe, da er bey Valendar und Irlik über den Rhein setzte, und die Redoute des Brückenkopfes eroberte, setzte den Feind in nicht geringe Bestürzung. Außer, daß die Franzosen 800 Mann einbüßten, und ihrer 300 gefangen wurden, erreichte G. Kray die Absicht, daß sie auf lange hin von dieser Seite allen feindlichen Unternehmungen entsagen mußten.

Mit Anfang November forderte G. Kray den feindlichen G. Kleber auf, das rechte Rheinufer und den Brückenkopf ganz zu verlassen, um die beyderseitigen Truppen während des Winters zu schonen. Es wurde dieser Antrag durch den en Chef commandirenden Beurnonville nach Paris berichtet, und bewilliget, ja selbst ein Waffenstillstand angetragen. Die Cordons-Linie wurde bestimmt, der Brückenkopf bis auf Ein Piquet geräumt, in Neuwied ein kaiserliches Commando niedergesetzt, und dem Feldzuge dieses Jahrs mit ausbedingter dreytägiger Aufkündigung ein Ende gemacht. G. Kray wirkte noch diese Vortheile aus, daß sich alle feindliche Posten auch

über die Wuper zogen, Mühlheim als neutral erklärt, und in Ansehung der Festungen Maynz und Mannheim der feindliche Cordon auf 4 Meilen zurück gezogen wurde. Beurnonville und Kleber, beyde bezeugten bey dem Abschied von ihrer Armee viele Achtung gegen ihren Gegner. —

Den 8. April 1797 erhielt G. Kray von dem Ober-Rheinischen Armee-Commando in Rücksicht der widerwärtigen Ereignisse in Italien und in Tyrol den Auftrag bey dem feindlichen General Hoche um die Verlängerung des Waffenstillstandes einzukommen. Ein nach Paris abgeschickter Courier verzögerte die Antwort, die G. Kray hierüber zu erhalten hoffte. Indeß kündigte G. Lefevre den 13. April den Waffenstillstand auf. Die aus 40,000 Mann bestehende feindliche Armee zog sich unter dem commandirenden G. Hoche zwischen Coblenz und Bonn zusammen. Ein anderes 10,000 Mann starkes Corps unter Championet bey Düsseldorf. Ein drittes 15,000 Mann stark, als Reserve-Corps bey Kaiserslautern und Kreutzenach. Die kaiserliche Armee ungefähr 25,000 Mann stark, rückte bey Hatzenburg zusammen, und es wurden davon verschiedene Corps aufgestellt. Den 17. ließ G. Hoche den Brückenkopf bey Neuwied, und die Cavallerie-Posten besetzen. G. Kray erhielt zur nähmlichen Zeit von dem commandirenden F. M. L. Baron Wernek zwey schriftliche Befehle, dem Feind das Debauchiren bey Neuwied über den Rhein zu wehren, und wegen Wichtigkeit des Postens für seine Person da zu bleiben,

und durch tapfern Widerstand dem F. M. L. Gelegenheit zu verschaffen, sein Vorhaben gegen den feindlichen G. Championet auszuführen. Aber war dieß auch möglich? G. Kray hatte in allen zusammen 4000 Mann, und gegen ihn standen in einer wohlverschanzten Position 40,000 Mann. Noch wurde Oberst L. Pluquet, nachdem G. Hoche seine Bereitwilligkeit bezeugte, wegen des Waffenstillstandes zu unterhandeln, nach Neuwied abgeschickt, und selbst vom G. Kray bis dahin begleitet. Weil er aber bemerkte, daß der größte Theil der feindlichen Armee über den Rhein gegangen sey, und sich bereits vor dem Brückenkopf in Schlachtordnung aufstellte, konnte er selbst dieser Unterredung nicht beywohnen. Der feindliche G. Hoche verlangte, daß ihm die Veste Ehrenbreitstein übergeben werden, und die kaiserliche Armee sich über die Lahn zurück ziehen solle. Dieser unerwartete und unanständige Antrag griff dem G. Kray gewaltig an das Herz. Schnell faßte er den Entschluß den Feind selbst anzugreifen, und lieber zu unterliegen, als in einer schändlichen und übereilten Retirade gefangen zu werden, und das Gewehr strecken zu müssen. Er that also, was er sich und seiner Ehre schuldig zu seyn glaubte. Standhaft unter einem zweystündigen Kanonen- und Gewehrfeuer both er seinem übermüthigen Feinde die Spitze, und fing nur dann an, da die Franzosen von 2 starken Cavallerie-Colonnen unterstützet, seine beyden Flügel umzingelt hatten, sich gegen Dierbach zurückzu-

ziehen, und fügte noch während seines sechsstündigen Rückzuges dem Feinde größern Schaden zu, als er selbst erlitt. Bey Dierdorf traf G. Kray auf das Corps des F. M. L. Graf von Riesch, und vereinigte sich mit ihm. Ein angelangter Befehl von dem commandirenden Wernek führte sie nach Hatzenburg und nun hatte die Arriergarde bis Höchstenbach mit dem Feinde beständige Gefechte. — Den 19. April brach die vereinigte kaiserl. Armee von Hackenburg nach Neukirchen auf. G. Kray führte die Arriergarde, und mußte den ganzen Tag mit dem Feinde kämpfen. Den 20. kam es bey Herborn zu einem hitzigen Gefechte. G. Kray behauptete 2 Stunden lang diesen wichtigen Posten, wodurch der Rückzug der Armee in etwas gedeckt wurde. Er folgte der Armee den 21. von Wetzlar bis Müntzenberg, und wurde bey Gießen angegriffen; doch trieb er den Feind zurück, und bekam den die Avantgarde commandirenden feindlichen General Ney gefangen. Den 22. kam es mit der Lefevrischen Avantgarde vor dem Thore von Frankfurt zu einem hitzigen Gefechte. Es wäre beynahe den Franzosen gelungen, in die Stadt zu dringen, wenn nicht die Vorsicht des Commandanten und des am Thore wachhabenden Officiers es gehindert hätte. Ein eben ankommender Courier von dem G. Buonaparte mit untetzeichneten Friedens-Präliminarien machte dieser Gefahr und diesen Feindseligkeiten ein Ende. — Den 23. April wurde G. Kray von dem F. M. L. Wernek zu dem feindlichen General en Chef, Hoche, abgeschickt, um den

Waffenstillstand und den Cordon zu berichtigen, denn der feindliche General verlangte die Neutralität der Stadt Frankfurt und den Kintzing-Fluß zur Gränze. Durch die Verwendung des G. Kray wurde die Nidda von ihrem Einfluß in den Mayn bis zum Ursprung zur Gränzlinie bestimmt: wovon die beyderseitigen commandirenden Generäle die Documente gegenseitig ausfertigten. —

Bey Regulirung des Cordons zu Frankfurt bezeugten die französischen Generäle ihr Erstaunen über den hastigen Angriff des General Kray und seinen gefährlichen Rückzug zwischen ihren Colonnen. Sie behaupteten, daß sein Rückzug mit so einer handvoll Leute gegen ihre übermächtige Armee ihm mehr Ehre mache, als ihnen selbst der Sieg und die errungenen Vortheile. Indessen wurde eine Kriegs-Commission in Heidelberg niedergesetzt; beyde Generäle, Vernek und Kray wurden dahin berufen. G. Kray rechtfertigte sich durch Darlegung der Original Befehle, die er befolgte. — Doch wurde dem General Kray zur Strafe vierzehntägiger Arrest zuerkannt, welches auf die Gegenvorstellungen des Erzherzogs Carl dahin abgeändert wurde, daß er durch 14 Tage in Maynz, ohne aus der Stadt zu gehen, bleiben sollte.

Nach einer Bestimmung der Kriegs-Commission sollte G. Kray in Italien angestellt werden. Allein er verbath sich dieses, und bath vielmehr um eine Anstellung in Ungern, oder um Pensionirung. Die Entscheidung des Hofkriegsrathes war diese, daß Se. Ma-

jestät ihm auf einige Wochen Urlaub nach Ungarn ertheilten, um sich daselbst zu erhohlen, alsdann aber müsse er zur italienischen Armee abgehen. Die Reichsfürsten, besonders der Herzog von Zwey-Brücken bedauerten sehr, ihn aus ihrer Gegend zu verlieren. Hatte G. Kray für sich genug historische Kenntnisse, um sich mit Beyspielen der größten Helden zu trösten, so konnte er um soviel mehr die offenbare Erkenntlichkeit des deutschen Reiches für eine Entschädigung halten. Er reiste den 26. October über Wien nach Pesth und bald darauf nach Wien zurück, und zur italienischen Armee ab.

Da er zu Görz ankam, vernahm er die von dem F. Z. M. Wallis gemachte Disposition, daß er mit dem Reserve-Corps allda zurückbleiben sollte. Inzwischen hatte Se. Majestät der Kaiser ihm durch einen Courier den Befehl, in das Venetianische zu marschiren zugeschickt. Bey fernerer Vorrückung der Kaiserlichen betraf es den G. Kray nach Vincenza zu gehen, um den 23. Februar 1798 von der Provinz und von der Stadt die Huldigung im Nahmen Sr. kaiserl. Majestät zu übernehmen. In Italien machte der Feind Miene auf Verona, und das Etschthal oder den rechten Flügel der Armee zu stürmen. G. Kray concentrirte die Armee bey Verona und Legnago. Da geschah es, als der Feind zeitig früh den 29. März mit 20,000 Mann bey Pastrengo auf beyden Brücken der Etsch übersetzte, alle unsere Vortruppen angriff, und in 2 Colonnen bis auf eine halbe Stunde von Verona in unsere rechte Flanke fiel. G. Kray griff den Feind in zwey Co-

lonnen entschlossen an, schlug und verfolgte ihn bis an die Brücken. Es kamen viele von den Flüchtlingen um, und über 1100 wurden gefangen. Beyde Brücken wurden theils angezündet, theils abgerissen, und an das dießseitige Ufer gebracht. Hierdurch wurde nun wieder die Communication mit Tyrol, die uns der Feind abgenommen hatte, hergestellt, der Feind verließ noch dieselbe Nacht seine Position bey Pastrengo, und zog sich an den Tanaro-Fluß; unsere Vorposten aber drangen bis über Villa Franca vor. — Den 2. April passirte G. Kray mit der Armee die Etsch, und lagerte sie vor Verona mit dem rechten Flügel auf St. Lucia, und mit dem Linken auf Tomba gelehnt. Er recognoscirte ferner den 4. die feindliche Position bey Puozzolo und Magnano, und beschloß hierauf, den Feind selbst auf den künftigen Tag anzugreifen.

Es war von beyden Seiten einerley Entschluß. Zur nähmlichen Zeit früh um 5 Uhr hatte sich auch der Feind in Marsch gesetzt, als G. Kray vorrückte ihn anzugreifen. Unsere linke Colonne, unter den F. M. L. Mercantin wich zwar der Übermacht des Feindes, da aber G. Kray, der sich bey der andern Colonne befand, aus dem rückgängigen Feuer sowohl, als aus Nachrichten die Gefahr einsah, eilte er selbst zu Hülfe, nahm den vorgerückten Feind in seine Flanke, warf ihn über den Haufen, und nahm beynahe eine ganze feindliche Brigade gefangen. Kaum war hier die Gefahr vorüber, als die zweyte Colonne unter dem F. M. L. Keim in ein

großes Gedränge gerieth. Doch wurde auch hier durch gehörige Unterstützung das Gefecht wieder hergestellt. Endlich kam auch Nachmittags die Colonne des F. M. L. Zoph in das Gedränge, und wich. G. Kray eilte selbst dahin, nahm den Feind in die linke Flanke, währen G. Zach ihm in die rechte fiel, und trieb ihn so, nach ziemlich lang anhaltendem Gefechte, in die Flucht. — So hatte dieses hartnäckige Treffen, das schon oft verloren zu seyn schien, gegen Abend einen glücklichen Ausgang, und endigte sich mit einem entscheidenden Sieg, wobey außer der eroberten Kriegs-Munition 3000 Gefangene in unsere Hände fielen, und der Feind über den Mincio zu gehen genöthiget wurde. Wie blutig diese drey Schlachten waren, erhellet schon daher, daß sechs Generäle, und fast 150 Officiere blessirt wurden.

Das Frohlocken des ganzen Volkes über diese glückliche Ereignisse ist unbeschreiblich. Man nannte den G. Kray aller Orten den Erretter Italiens. Man erwies ihm alle erdenkliche Ehrenbezeugungen. Auch die geschlagenen Feinde nannten ihn den Schrecklichen, den geliebten Sohn des Siegesgottes. (Le terrible G. Kray, le fils cheri de la victoire). Seine königliche Hoheit der Erzherzog Carl schrieben ihm zwey gnädige Briefe mit dem Gefühle des theilnehmenden Helden. Der Conferenz-Minister Baron Thugut wünschte ihm Glück.

Der Feind wurde bis 9. April mit leichten Truppen verfolgt: die Anhöhen von Valegio und die jen-

seits des Mincio wurden besetzt. Den 10. langte der neue commandirende General der Cavallerie, Melas, bey der Armee an, und übernahm den 12. im Hauptquartier zu Villa-Franca das Armee-Commando. G. Kray war froh auf eine so ehrenvolle Art sein Interims-Commando beschlossen zu haben.

Alle diese Siege waren entscheidend, und setzten in der Folge den F. M. Souwarow in den Stand in das Herz der Lombardey einzudringen, und die cisalpinische Republik, die Buonaparte durch zwey Jahre von Siegen und Unterhandlungen gegründet hatte, innerhalb einem Monathe zu vernichten. — Die Engländer fühlten den Werth der heroischen Tugend. Lord Bristol, der Bischof von Dervi, kündigte dem G. Kray an, daß er in seinem Park einen Obelisken, 70 Fuß hoch, durch seine Architekten aufrichten, und auf den 4 Seiten der Base die 4 großen und glänzenden Siege in prächtigen Bas Reliefs vorstellen lasse: — er bath um sein Portrait, — um die Züge des Überwinders der unüberwindlichen Nation und des Retters von Europa der ganzen Nachwelt zu überliefern. —

Nun both G. Kray alle Kräfte auf, die Übergabe von Mantua, diesem stärksten Bollwerke von Italien zu beschleunigen. Es wurden gegen 600 Kanonen dahin gebracht. G. Otto langte den 4. Julius mit Verstärkung an. Zur Beseitigung der Hindernisse unternahm G. Kray zuerst die Stürmung des stark besetzten Ceresa-Thurmes und der dasigen Schanzen und Schleußen. Sie wurde

den 11. Julius glücklich ausgeführt, und der Feind in seine rückwärts gelegene Redoute zurückgeworfen. Alsogleich wurden zu mehrerer Sicherheit Batterien aufgeworfen. Den 12. wurden die Batterien mit einem Laufgraben vereinigt, und hierauf in der Nacht die Trenche glücklich eröffnet. Der Feind machte mit Anfang des Tages ein schreckliches Kanonenfeuer, schadete aber wenig, weil alle schon eingegraben waren. Den 17. Julius wurde die zweyte Paralelle zu Stande gebracht. Den 25. wurden zwey Schanzen zwischen Ceresa und Tee erobert. Der Feind war auf den stark befestigten Fort St. Georgio mit Sturm bedroht, und verließ es von selbst, worauf es die Unsrigen in Besitz nahmen. So verließ er auch den 27. das Hornwerk Pradella, nachdem die dritte Paralelle bis an das Glacis ausgearbeitet war. Diese Verlegenheit des Feindes veranlaßte den G. Kray den Genie-Major, Orlandin, in die Festung zu schicken, und den Commandanten mit Bedrohung eines Sturmes zur Übergabe aufzufordern, welcher sich Bedenkzeit zur Abhaltung eines Kriegsrathes ausbath. Das beyderseitige Feuer schwieg sogleich. Während G. Kray die Antwort erwartete, ließ er unaufhörlich in diesem Hornwerk an Mörsern, Batterien und in der dritten Paralelle an Breche-Batterien fortarbeiten, um die Festung durch Sturm zu zwingen. Obgedachter Oberst-Lieutenant kam in Begleitung des franz. Generals Monet und brachte unter anderen Capitulations-Puncten auch den vom freyen Abzuge der

Garnison. G. Kray beharrte auf derselben Gefangenschaft. Der Commandant bestimmte diese Forderung durch einige vorgeschlagene Bedingungen der Kriegsgefangenschaft, und G. Kray nahm zur Vermeidung des ferneren Blutvergießens, und um die Zerstörung der Stadt Mantua zu verhüthen, seinen Antrag an. — Den 29. Julius wurde die Capitulation geschlossen, die aus 12,000 Mann bestandene Besatzung zu Kriegsgefangenen gemacht, und diese wichtige Festung mit großen Vorräthen von den Kaiserlichen übernommen. Der Genie-Major Fuhrmann übertrug diese erfreuliche Nachricht nach Wien, und der Sohn unsers Helden, Flügeladjutant Major Kray, folgte in zwey Tagen mit der Relation und den eroberten Ehrenzeichen.

Nun ließ G. Kray die kaiserliche Siegesfahne auf den Wällen von Mantua wehen. Es waren kaum 13 Tage einer förmlichen Belagerung von Eröffnung der Trenchee; da die französische Belagerung 7 Monathe lang dauerte, wobey sie nicht einmahl die dritte Paralelle zu Stande bringen, und die Festung nicht anders als durch Hunger bezwingen konnten. Die Festung Mantua ist die schönste Trophäe des Sieges bey Magnano, und die lautsprechendste Apologie der Ehre der österreichischen Helden und ihrer Armee, die nie anders, als durch Übermacht geschlagen wurde, und ihr Verlust war der empfindlichste für den Feind. Es war daher der Wichtigkeit dieser Eroberung ganz angemessen, daß Ihre kaiserl. königl. Majestät Freuden- und Dankfeste in allen Ihren Staaten verordnete. Die Deputationen der ansehnlichsten Städte

Italiens, die Freudensbezeugungen ohne Zahl, die Danksagungen an den Besten der Monarchen, und an seine unüberwindliche Krieger beweisen es zur Genüge, wie allgemein und stark die Rührung darüber war.

— Der englische Bischof von Deroi freute sich wieder mit edlem Herzen darüber, daß nicht nur Mantua, sondern auch die ganze Lombardie den Talenten, Tugenden und dem Heroismus des G. Kray Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Dankbar errichtete Italien ihm Monumente, den Ruhm seiner Thaten zu verkündigen. So wurde Kray als der Marius seiner Zeiten gepriesen.

Der General Feldzeugmeister Baron Kray rückte den 4. August 1799 über Alessandria nach Frassanaro, vereinigte sich daselbst mit einem Corps, und griff den feindlichen linken Flügel auf den Anhöhen von Novi in Gemäßheit der Disposition des commandirenden Grafen von Suwarow an. Der Feind wurde nach einem, den ganzen Tag dauernden sehr blutigen Gefechte zum Weichen gebracht, wobey der feindliche General en Chef Joubert selbst todt blieb; Kray einen Streifschuß am rechten Arm erhielt, aber gleich nach dem Verband der Wunde seine Truppen wieder anführte. Gegen Abend wurde der vollständigste Sieg erfochten. General Kray nahm allein drey feindliche Generäle, und über 3000 Mann gefangen, er zählte aber auch bey seinen Truppen an 5000 Todten und Blessirten. Der Feind mußte sich zurück gegen Genua und Savona ziehen. — Wäre

nicht Mantua bereits erobert gewesen, und das daselbst gestandene Corps mit der Armee vereinigt worden, so wäre es kaum möglich gewesen, diesen entscheidenden Sieg davon zu tragen. Den Tag nach dieser Schlacht bey Novi, erhielt G. Kray das erledigte Anton Eßterhazische Regiment zur Belohnung seiner vielen, besonders auch durch die Eroberung von Mantua geleisteten Dienste. —

Hierauf zog G. Kray mit einem Theil seiner Truppen nach Turin, wohin auch das Hauptquartier und der commandirende G. Melas nachfolgte. Hier erhielt G. Kray von Seiner k. k. Majestät den Ruf nach Wien, wo er den 13. Jäner 1800 anlangte; den 25. Februar durch ein eigenes Handbillet Sr. Majestät des Kaisers, wegen Erkrankung des Erzherzogs Carl, königliche Hoheit, das Armee-Commando in Deutschland, und den 28. Febr. die in der Batscher Gespannschaft liegende, auf 186,000 fl. geschätzte Cammeral-Herrschaft Topollya mit Nachlaß von 100,000 fl. bekam.

So erstieg G. Kray die höchste Stufe des Glückes und der Ehre, die er wohl verdiente. Aber das Glück ist unbeständig, und die gebiethende Macht des Schicksals erregt oft eben so schnell, als an den heitersten Tagen Wolken und Stürme entstehen, ein Ungewitter über den ehren- und gefahrvollen Stand des Verdienstes, — dessen Wirkungen mit geheimen Gegenwirkungen immer im Kampfe stehen, oft siegen, oft auch, wie das Leben von dem Tode besiegt werden. G. Kray ging den 5. März von Wien ab, traf

den 9. in München ein, wo er wegen der zugesicherten 12,000 Mann bayerisch-englischer Subsidien-Truppen mit dem englischen Minister Lord Wenkheim das Nöthige verabredete. Aber ihre Einrichtung war noch weit im Felde. Auch da er Augsburg passirte, fand er die im englischen Solde sich formirenden 2 Schweitzer-Regimenter erst im Entstehen, die wenigsten noch bewaffnet. Den 13. kam er in Bregenz an, und besah allda die Verschanzungen und die Vertheidigungsanstalten, und reisete sofort alles in Augenschein zu nehmen, und traf den 17. März in dem Hauptquartier zu Eschingen ein, wo ihm Seine kön. Hoheit der Erzherzog Carl am folgenden Tage das Armee-Commando übergaben, und nach Wien abreiseten.

Es liefen Nachrichten ein, daß die feindliche Armee sich jenseits des Rheins sammle; 25,000 Mann bey Straßburg, 20,000 bey Neubreisach, und 25,000 in der Gegend von Basel, außer welchen noch die um Dijon sich sammelnde, auf 6,000 Mann berechnete Armee kam, die der erste Consul Buonaparte selbst anführen sollte. Diese feindlichen Vorbereitungen vorläufig schon von Seiner kaiserlichen Hoheit berichtet, wurden nunmehr auch wiederhohlt angezeigt. Der Commandirende, durch eine Reise nach Schaffhausen von dieser ungeheuern Übermacht, und von der offensiven Absicht des Feindes überzeugt, schrieb an den in Italien commandirenden G. Melas, und bath ihn um seine Meinung, wie und durch welche Gegenanstalten und Mitwirkung von Seite Italiens dem Fein-

de entgegen zu arbeiten und zu begegnen wäre, worüber das Einverständniß um desto nothwendiger sey, weil nach Sr. Majestät Allerhöchsten Auftrage und Verheißung aus Italien eine Unterstützung von 25 bis 30,000 Mann für die deutsche von der Übermacht des Feindes bedrohte Armee zu erwarten sey. Allein der Commandirende in Italien hatte noch selbst manche Schwierigkeiten bey der Riviera di Genua zu überwinden, und konnte zu den Operationen der deutschen Armee nichts beytragen. — Und mit den Subsidien in Deutschland ging es auch sehr langsam zu Wege. —

Durch diese Umstände war das Schicksal dieses Feldzuges schon bestimmt. Offensiv konnte er von unserer Seite unmöglich seyn. Den Sturm des Feindes aufhalten, ihm sein Vordringen erschweren, und selbst während dem Rückzuge die Armee soviel als möglich schonen, dieß war alles, was man erwarten konnte.

Den 12. July langte von Sr. Majestät dem Kaiser der Befehl an, mit dem feindlichen General en Chef Moreau in Waffenstillstandes-Unterhandlungen zu treten. Es wurde der General Graf Dietrichstein den 13. mit den nöthigen Vollmachten über die feindlichen Vorposten nach Barsdorf geschickt. Von Seite des Feindes aber der Brigade-General, La Horie. Es hörten gleich alle Feindseligkeiten auf. Die Schwierigkeiten und die großen Forderungen des Feindes machten es nothwendig, daß der Commandirende in eigener Person zu Hohenlinden an der Hand blieb, und den Abschluß der allgemein bekannten Waffenstillstandes-Bedingungen durch

seine Verwendung beförderte, und zwar so, daß die Gränzlinie außer einigen unbedeutenden zur wechselseitigen Sicherheit getroffenen Veränderungen zwischen der Iser und dem Innflusse blieb. Da eine 12tägige Aufkündigung dieses Waffenstillstandes ausbedingt war, so wurde auch der Armee eine gemächliche Ausdehnung gestattet. Das Hauptquartier kam nach Ötingen, wohin auch das Reserve-Corps gezogen wurde.

Den 26. August langte ein Handschreiben von Sr. Majestät dem Kaiser an, vermöge welchem derselbe von dem bisher geführten Armee-Commando enthoben, solches dem Feldmarschall-Lieutenant Kollovrat zu übergeben, und Kray sich auf seinem Landgute in Ungarn aufzuhalten, angewiesen wurde. Vermöge eines nachgefolgten Hofkriegsräthlichen Intimats wurde er mit jährlichen 8000 fl. in Pensionsstand gesetzt.

Hier war das Ziel der 48jährigen militärischen Laufbahn des General Feldzeugmeisters Baron Kray. Wenn es nöthig wäre, so könnte vieles zur Entschuldigung seines Rückzuges gesagt werden, der, wie es scheint, Ihm die Ungnade seines Monarchen zuzog. Die Umstände liegen vor Augen: — Die Übermacht des Feindes, das Ausbleiben der zugesicherten Verstärkung, manche zufällige von dem Commandirenden unabhängige Unfälle einiger untergeordneten Generäle, die überwiegenden Vortheile des Feindes, die ihm aus der so weit verbreiteten Revolutions-Begeisterung, aus seinem feindlichen Aufenthalte, und eben daher unentgeldlichen Unterhalte in den deutschen Ländern zu Theil wurden: — alle diese Umstän-

de entschuldigen, so wie diesen, so auch andere mehrere Rückzüge in diesem äußerst hartnäckigen französischen Kriege. So fehlte es auch seinem durch 4 Monathe hindurch entschlossenen Ausharren wider einen ungleich mächtigern Feind nicht an Proben der Klugheit und Tapferkeit, wie auch nicht am Glücke, indem er niemahls eine Niederlage erlitt, nie in Unordnung floh, sondern durch ordentliche Rückzüge das feindliche Vordringen auf das möglichste erschwerte. —

Den 28. August übergab er das Commando, und verließ den 30. die Armee und das Haupt-Quartier Alt-Öttingen in Bayern: — nahm seinen Weg nach Ungarn, hielt sich einige Zeit auf seinem Gute Topollya, mit dessen Einrichtung er sich beschäftigte, und hierauf meist in Pesth auf, wo er 1804 starb. —

Friede seiner Asche, und gefeyertes Andenken seiner ruhmvollen Heldenbahn. Mehr als eine That stellt ihn dem unsterblichen Loudon an die Seite, beyde gründeten ihren Ruhm an den Vorposten, nur daß Kray an des Kaisers Seite keinen so treuen Freund hatte, wie Loudon an Wenzel Lichtenstein bey Maria Theresia. Immer wird der Nahme dieses großen Mannes in Österreichs Annalen glänzen, und das Kaiserhaus, die Armee, die hochherzigen Ungarn, und vor allen das Volksthum, die Gesammtheit der österreichischen Nation wird den Mann in hohen Ehren halten, der sich aus dem Staube empor rang, und der Schöpfer so vieler großen Thaten wurde.

Stephan Fadinger

Stephan Fadinger.

Ich sagt' es oft: das kann nicht glücklich enden,

— — — — — — — —

— — — — — — — — —

Denn um sich greift der Mensch, nicht darf man ihn
Der eignen Mässigung vertraun. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Gesetz,
Und der Gebräuche tiefgetret'ne Spur.
Doch unnatürlich war und neuer Art
Die Kriegsgewalt in dieses Mannes Händen.

Schiller.

Stephan Fadinger.

Der Anfang des 17. Jahrhunderts begann in der österreichischen Monarchie mit einer Epoche, die eben so merkwürdig war, weil sie sich in einer der schönsten Provinzen Österreichs entwickelte, als weil sie bloß volksthümliches Interesse ohne höhern Impuls leitete und vollbrachte. Wenn sie beynahe einzig von Landbauern geboren, genährt und groß gezogen, durch den Conflict von Umständen begünstiget, durch widrige Zufälle nicht unterdrückt werden konnte, so mußte diese Volksbewegung natürlich Charaktere, Denk- und Sinnesarten an das Tageslicht bringen, die man freylich bey vollkommener Ruhe nie geahnet hätte. Man nennt Oberösterreich wohl oft die österreichische Schweitz, wer erinnert sich bey Fadingers Geschichte nicht auch an Wilhelm Tell? — Wenn jenes schöne Gebirgsland zum Theile auch der Geschichten seiner Bewohner wegen allgemein berühmt, und von nah und fern besucht wird, warum sollte das schöne Oberösterreich, bekannt durch seine widrigen Schicksale, weniger Theilnahme verdienen. Das Traunviertel, und vorzüglich Gmunden, Kremsmün-

ster, St. Florian, Ens, Steyr, Ebelsberg, Wels, Lambach, waren vorzüglich die Orte, wo Fadinger herrschte und wirkte, es ist auch billig, daß ihre Schicksale früher bekannt werden, als wir zur Geschichte Fadingers übergehen.

Einige physiognomische Züge des Traunviertels.

Durch eines der lachendsten Gefilde, fährt man von Gmunden nordöstlich gegen Kremsmünster, und kommt auf diesem Wege über den nicht sehr beträchtlichen Fluß Alben, der hier bereits schiffbar ist. Diese Gegend hin bis Kremsmünster und hinab bis Steyer und hinüber bis St. Florian und Linz ist das Campanien der österreichischen Monarchie, das man so oft und nie mit Unrecht zum vaterländischen Paradiese erhoben hat. Hier gießt die Natur, unterstützt von der Hand des Fleißes, ihre Gaben in üppiger Fülle aus. Jeder Fußtritt trieft von Segen. Jeder Baum, den man pflanzet, wächst schwelgerisch breit und hoch empor. Dicht behangen und unterstützet, sieht man die Bäume strotzen von Zwetschken und Äpfeln, von Birnen, die alle die reichlichste Ernte versprechen. Die Kleefelder bedecken dickbuschig den schwarzen Boden, auf den Getreidefeldern sind unzählige Hände beschäftiget, die wogenden Äcker zu lichten, und auf den ungefurchten Feldern egget der fleißige Landmann wieder für die künftige Saat.

Obstbäume aller Gattung stehen mit bescheidener Schönheit am Abhange der schützenden Hügel, die Pflaume schwillt üppig am gesegneten Aste; gegenüber im Thale glühen die Kürbisse, und unter dem Obstwalde wallt der Weizen, nickt die Bohne in reichlicher lieblicher Mischung. Mitten in diesem Eldorado stehen die reinlichen und wohlgebauten Bauershäuser von Wirthschaftsgebäuden, von Küchen- und Obstgärten, von Äckern und Wiesen umgeben. Wer keines dieser oberensischen Bauerhäuser gesehen hat, kann sich keine Vorstellung machen, von dem Reichthume, von der Reinlichkeit, von der Ordnungsliebe eines Landmannes aus Österreich ob der Ens. Man sieht kein Dorf, und ist doch immer zwischen Häusern, die man hier Höfe nennt, und von denen die ganze Gegend umher gleichsam besäet ist. Jeder Bauer hat seinen Hof in der Mitte seiner Gründe, er hat nicht mehr, als er gehörig bestellen kann; er verliert keine Zeit mit Dünger-Fahren auf meilenweit entlegene Äcker; seine Rosse und seine Knechte kommen nicht ermüdet mit dem Pfluge auf das Feld; sie haben ja kaum eine Viertelstunde weit. Wenn seines Nachbars Hof brennt, so kann er unbesorgt um den seinigen zu Hülfe eilen; nie brennt ein ganzes Dorf, das oft auf einer Quadratmeile und weiter noch zerstreut ist, in diesen Gegenden ab. Keine unzeitige Gesellschaft stört hier den Fleiß, zu dem die Lästigkeit der langen Weile selbst schon Spornes genug ist; die müssigen Stunden werden zur angenehmeren Befriedigung kleiner Bedürfnisse verwendet, oder in nützli-

chen Speculationen, wohl auch in Lectüre besserer ökonomischer Werke hingebracht! Sich selbst in seinem Hofe mit seinem Gesinde überlassen, lernt der Landmann sich selbst alles seyn, und fremder Hülfe, die oft mehr aufgedrungen als nothwendig ist, entbehren. Allgemeiner Wohlstand, Segen bringende Cultur des Bodens, dem keine Hände unnütz hier entzogen werden, ist das Resultat dieser, nach meinen Ideen, vollkommsten Art von Landwirthschaft. Wie schön sind hier die Äcker gepflügt! Wie sie geschützt sind gegen das Vieh, nicht gegen die Menschen! Wie die Raine bepflanzt sind mit Äpfelbäumen und Birnbäumen zum Cyder! Wie die Wiesen hier grasreich dastehen, und wie das Vieh, das hier nur zur Tränke geht, herrlich aussieht! Und diese Bauern hier sind noch die Ärmeren in der Gegend. Weiter hinab gegen St. Florian wird man Bauern finden, die ihren Töchtern, auch wenn sie ihrer 3 und 4 hätten, 10—12000 Gulden Ausstattung geben, die einen Biberhut tragen, der, wenn er auch so groß ist, als der Vollmond am Horizonte, doch nöthigen Falls leicht von seinem Herrn in den Sack gesteckt wird, die 10 bis 12 Pferde im Stalle haben, mit denen kein Fürst sich schämen dürfte zu fahren, und von denen ein Stück 800 bis 1000 fl. gilt, die ihren Bauerrock vom feinsten 24 fl. Tuche (1807) mit massiven silbernen Knöpfen verziert tragen, und die in der Feyerstunde zu Hause im seidenen Schlafrocke sitzen, mit gelben Pantoffeln, und sich vom Sohne oder von

der Tochter etwas aus einem guten Buche vorlesen lassen.

Aber eine andere Bemerkung, die vielleicht Naturhistoriker und Physiologen interessiren wird, habe ich in diesen Gegenden gemacht. Ich fand nähmlich vom obern Ensthale an durch das Salzkammergut das dunkelbraune Vieh mit weißen Flecken vorherrschend. Ich wußte wohl, daß der verstorbene Graf Saurau in Grätz auf einer seiner Herrschaften im obern Ensthale immer eine Zucht von sogenannten Schäcken, wie man die gefleckten Thiere nennt, unterhielt, die er als Wagenpferde liebte; allein mir war es auffallend, diese Färbung vom Ensthale über Aussee durch das ganze Salzkammergut bis gegen die Stadt Steyer ausgedehnt zu finden, und sie nicht allein bey Pferden, sondern auch bey Ochsen, Kühen, Schweinen, Gänsen, Enten und sogar bey Hunden anzutreffen.

Nie hat mich eine Gegend heiterer gemacht, nie fröhlicher gestimmt, als die herrlichen Gefilde, durch die mich hier mein Weg führte. Ich wünschte diesen Genuß, der die reinste Freude und den lautesten Frohsinn erzeugt, mit allen meinen Freunden theilen zu können. Hieher möchte ich alle Misanthropen schicken, alle jene, die Spleen und Melancholie plagt — hier würde die Natur selbst dort heilen, wo die Kunst nichts mehr vermag. Wahr ist es, daß die romantischen Seen des Salzkammergutes, die Wasserfälle und Cascaden dieses zauberischen Landes ungemein reitzender sind, als diese Gegend;

aber der Melancholiker findet in den großen, zum Theil düstern und schauerlichen Scenen neuen Stoff für seine Krankheit; hier allein, in den furchtbaren, freundlichen, schwelgerischen, Regionen heitert sich sein Geist auf, und wird wieder brauchbar und thätig für das gesellschaftliche Leben. Dieß sind die hesperischen Gärten, wo goldene Äpfel dem Wanderer entgegen blicken, dieß das Campanien, für das die römischen Legionen ihr Capitol vergessen wollten. Im Genusse dieser Gegend fühlte ich doppelt die Wahrheit jener Vergleichungen, die Seume einst zwischen Deutschland und Italien anstellte:

Mich locken nicht Oliven, Mandeln, Feigen
An halbversengten blätterlosen Zweigen,
An denen drohend rings die Natter zischt;
Ich lobe mir die deutsche Purpurpflaume,
Und Borstorfs Aepfel am belaubten Baume,
Der mich mit Frucht und Schatten gleich erquickt.
Was kümmern mich des Berges Lavawunder,
Versunk'ne Städte mit gelehrtem Plunder
Den eilte Kunst aus runden Kohlen bricht?
Ich Deutscher lobe mir vor allen Dingen
Die Berge, welche Thäler nicht verschlingen,
Des Trannstein's sich're Feste wanket nicht.

Stadt Ens.

In neuern Zeiten wurde Ens durch die Schicksale berühmt, die sie in dem großen Bauernkriege vom Jahre 1626 ausstand. Ens ward von Bauern unter Anführung des Stephan Fadinger zur Über-

gabe aufgefordert, und der Chorherr Kurz liefert sogar im ersten Bande seiner vortrefflichen Beyträge zur Geschichte des Landes ob der Ens S. 155 die schriftliche Aufforderung. Endlich entsetzte der nach Österreich ob der Ens gekommene Oberst Löbel mit den kaiserlichen Truppen diese Stadt, und die Besatzung, die in derselben lag, erleichterte durch einen Ausfall dem Obersten Löbel den Entsatz. Daß in beyden Lagern sich gegen 12,000 Bauern befanden, wird von mehreren gleichzeitigen Autoren erzählt. Was dem Obersten Löbel den Sieg erleichterte, war dieses, daß er ganz unerwartet zur Nachtszeit über die Ens ging, und am frühen Morgen eben so unerwartet ein Lager nach dem andern anfiel. Kaum ergriff eine Abtheilung Bauern die Flucht, so liefen auch schon alle übrigen davon. Löbels Übergang über die Ens ist auf einem alten Bilde dargestellt, welches im Rathszimmer zu Ens aufbewahrt wird. Zu Ens wurde auch zwischen Oberst Löbel und mehreren ständischen Mitgliedern und zwischen dem Ausschusse der Bauern ein Waffenstillstand abgeschlossen.

Stadt Steyer.

Lieblich und frey liegt diese Stadt in einer heiteren Ebene ausgebreitet; keine finsteren Mauern, kein drohendes Kastell, sondern hohe Kirchthürme, neue weiße Gebäude, schöne Gärten und Lusthäuser fielen mir in die Augen. Alles erschien mir gerade so, wie ich es von einem glücklichen Aufenthalte gesegneter Industrie erwartete.

Die Lage der Stadt Steyer hat viele wesentliche Vortheile. Unter diese gehören vor andern die zwey Ströme, zwischen welchen und an deren Zusammenfluße Steyer erbaut ist. Dadurch erhält das ganze eine Mannigfaltigkeit, welche vielen anderen Städten mangelt. Von Steyermark her führt eine Brücke über die Ens in die Stadt, und zur andern Seite kommt man ganz unerwartet an dem lieblichen Steyerfluß, und über eine Brücke in die große, einer Stadt ähnliche Vorstadt. Zwischen den beyden Ausgängen ist ein dritter, von welchem man noch eine Brücke betritt. Diese beynahe an dem Puncte über die Ens geschlagen, wo sich die Steyer mit dieser vereinigt, gewährt einen reitzenden Anblick. Hier sieht man über die beyden Flüße und ihre Brücken hin, längs der Ens in eine bergige Gegend, an der Steyer auch Häuser und Werkstätte und Wassergebäude; vorwärts aber schaut das entzückte Auge einem breiten majestätischen Strome nach, der in eine heitere Ebene sich fortwälzt, und in seinen Gewässern lange den immer schmäler werdenden Streifen des grünen Steyerflußes unterscheiden läßt. Jenseits dieser Brücke liegt eine Vorstadt, die im Gegensatze mit dem Steyerdorfe das Ensdorf heißt, und nicht minder vermögliche Bewohner und einträgliche Gewerbe hat. An der Seite der Stadt selbst erhebt sich auf einem Hügel die Burg der Herrschaft Steyer, welche, ohne das gothische Aussehen alter Ritterschlösser zu besitzen, durch ihre Größe einen vortheilhaften Eindruck macht; und vom Steyerdorfe her zeiget

sich auf einer ähnlichen Erhöhung die Kirche und das weitläuftige Gebäude des vormahligen Jesuiten-Collegiums. Dieses ist also ein sehr mahlerischer Gesichtspunct, den ich mit dem lebhaftesten Vergnügen besuchte; aber auch die Stadt selbst ist niedlich, und nicht ohne sehenswürdige Gebäude, und würde mir selbst interessant gewesen seyn, wenn ich es auch nicht gewußt hätte, daß sie der Geburtsort eines unserer witzigsten Köpfe, des Dichters Blumauer gewesen sey. Man findet hier viele Häuser, welche außer dem Erdgeschosse drey Stockwerke haben, und mehrere flache italienische Dächer mit Gallerien, so mit Statüen geziert sind. Diese trifft man vorzüglich auf dem schönen mit Springbrunnen versehenen Platze, wo vor allen übrigen Gebäuden sich das Stadthaus auszeichnet; es ist seiner innern und äußern Structur nach würdig, der Versammlungsort einer industriösen Bürgerschaft zu seyn. Vom Platze abwärts gegen das Stadtthor steht die Pfarrkirche im ältesten gothischen Style; sie verdient gewiß als ein Monument dieser Bauart gesehen zu werden. Die vortrefflichste Aussicht in die Ferne hat man am sogenannten Tabor, dem höchsten Theile des Steyerdorfes. Dort sieht man über die Stadt und die umliegende Gegend hin, die Admontischen Gebirge, jene von Spital, und den Traunstein bey Gmunden.

Von der Stadt Steyer ist die Geschichte des ersten Ursprunges bekannter, als von vielen anderen. Das Schloß Steyer wurde zu Ende des zehnten Jahrhunderts von Ottokar, dem ersten Markgrafen,

welchen Kaiser Otto der Große nach Vertreibung der Hunnen im Trungau eingesetzt hatte, gegen die Einfälle eben dieses Volkes erbaut. Nach der Hand sammelten sich am Schloßberge einige Häuser, jenseits der Ens waren Fischerhütten und an dem Steyerfluße wurden Mühlen, Eisenhämmer u. d. gl. angelegt. Die Geschichte bestimmt den Zeitpunct nicht, in welchem diese Anlagen zu einer Stadt sich gebildet haben; indessen muß es früh geschehen seyn, weil der Sitz der Markgrafen, nachdem Ottokar der vierte und dessen Sohn Leopold der Starke einen großen Theil des dermahligen Herzogthums Steyermark sich erworben hatten, schon im zwölften Jahrhundert nach Grätz verlegt wurde, und weil es wahrscheinlich ist, daß der Ort vorzüglich unter den Augen seines Landesfürsten emporgewachsen ist. Indessen hat er seine schönste Blüthe nur durch Handel und Gewerbe erreicht. Im sechszehnten Jahrhundert, nachdem die Stadt schon lange vom Lande Steyermark getrennt, zu Österreich gehörte, war sie an Geld und Credit so reich, daß sie alle Städte Österreichs ob und unter der Ens, Wien allein ausgenommen, übertraf, und große Handels- und Wechselsgeschäfte nach Ungarn, in das römische Reich, und nach Venedig mit ausnehmendem Vortheil trieb. Der vorzüglichste Gegenstand dieses Handels war ohne Zweifel jener, der es noch ist, das steyermärkische Eisen. Zur Zeit des Bauernkrieges in Österreich ob der Ens, unter Stephan Fadinger und Achaz Wiellinger ward diese Stadt durch die Schicksale, die sie

erlitt, durch mehrere Bewohner von Steyer, die an dieser berüchtigten Revolution Theil nahmen, und durch mehrere andere, die sich durch ihre unverbrüchliche Treue gegen den Landesfürsten auszeichneten, berühmt. Steyer wurde bald nach dem Anfange des Bauernkrieges von den Bauern eingenommen, und blieb in ihren Händen, bis Oberst Löbel mit seinen Truppen sie daraus verjagte. Die 500 Bauern, die sich in derselben befanden, nahmen die Flucht. Als endlich nach geendigtem Kriege in Linz die Execution an den Rädelsführern der Bauern vorgenommen wurde, ist einer der ersten Anführer, Wolf Madlseder, welcher Stadtrichter zu Steyer gewesen war, enthauptet, der Kopf nach Steyer gebracht, und da auf dem Thurme an einem Spieße ausgesteckt worden. Dieser Madlseder war es, welcher die Ketten, so man über die Donau gezogen, angegeben, und dem Dänischen Gesandten Sculteto ausgeholfen hat, da er sich noch überdieß durch viele Handlungen gegen seinen Landesfürsten dieser Strafe würdig gemacht hatte. Diesem folgte Lazarus Holzmüller, ein Doctor zu Steyer, dessen Kopf ebenfalls von dem Scharfrichter nach Steyer gebracht, und vor dem Rathhause bey dem Pranger auf einem Spieß gesteckt wurde. Der dritte war Hanns Himmelberger, Stadtkämmerer zu Steyer, dem auf vieles Bitten das Urtheil dahin gemildert wurde, daß sein Kopf zu Steyer nicht durfte ausgesteckt werden. Er wurde enthauptet, und ehrlich begraben. Aber mitten in diesen gefahrvollen Zeiten haben auch die wenigen katholi-

schen Bürger von Steyer ihre Liebe zu dem Landesfürsten und ihre Anhänglichkeit an das Vaterland auf eine löbliche Weise dargethan. Vor allen übrigen bewies Herr Zettel, ein Rathsherr, seine Treue, die ihn aber auch öfters den äußersten Lebensgefahren aussetzte. Nur durch vieles Bitten, und durch die Fürsprache seines alten Freundes Himmelberger, der doch selbst dem Monarchen untreu geworden ist, konnte er von dem grausamen Urtheile befreyt werden, das schon über ihn gesprochen war: er sollte täglich ein paar Schüsse in die Füße bekommen, und so eines langsamen Todes sterben. Eben so schwer war's, ihn von der zweyten angekündigten Strafe zu befreyen, daß ihm die Nase und die Ohren sollten abgeschnitten werden. Was er litt, hatten die meisten von den wenigen katholischen Bürgern in Steyer mit ihm zugleich zu erdulden.

Ebersberg

ist ein Markt an der Traun, und besteht aus 58 Häusern. Aber falsch ist es, was der Verfasser des Erzherzogthums Österreichs ob der Ens S. 112 sagt, daß sich die Traun unweit davon in die Donau ergieße. Die Traun fließt unter Linz in der Zizelau in die Donau, und von da liegt Ebersberg wenigstens anderthalb Stunden entfernt. Dieser Markt hat auch ein großes auf einer Höhe gelegenes Schloß, das schon um das Jahr 900 erbauet worden seyn, und so viele Fenster haben soll, als

Tage im Jahre sind. Zu Ebersberg ist eine ungeheure Brücke über die Traun, und sie wird da sehr nothwendig, weil sich der Traunfluß in sehr viele Arme theilt, die oft so stark anlaufen, daß die Brücke zerrissen wird. Ebersberg ist übrigens ein sehr nahrhaftes Örtchen, da die Fahrtstraße nach Linz und Wels von Österreich unter der Ens hier durch geht. Im Jahre 1586 brannte der Markt ab: ist aber nach der Hand besser und schöner aufgebaut worden. Dieser Markt war in dem berüchtigten Bauernkriege des Landes ob der Ens das Hauptquartier des fürchterlichen Anführers der Bauern, Stephan Fadinger, von wo aus derselbe öftere Anfälle auf Linz machte.

Die Stadt Wels

ist ein artiges Landstädtchen, das mich mit seinen breiten, lichten und regelmäßigen Gässen angenehm überraschte. Obschon die Stadt mit Ringmauern und Gräben umgeben ist, so hat das Innere derselben etwas ungemein Freundliches. Die ganze Stadt mit der Vorstadt besteht eigentlich aus vier langen Gässen, die in einer reitzenden Gegend liegen, welche die angenehmsten und gewähltesten Spaziergänge aufzuweisen vermag. Wels ist unstreitig die schönste Landstadt in Österreich ob der Ens, schön selbst durch seine Bewohnerinnen, die unter den Oberenserinnen das sind, was die Georgierinnen oder Circasserinnen unter den Türken. Der Himmel ist so milde, und

die Gegend so lieblich, was Wunder, wenn diese Gegenstände auch auf die Menschenbildung ihren Einfluß äußern.

Einige Gelehrte setzten die nordgauische Colonie Ovilabis an jenen Ort, an dem das heutige Lambach gelegen ist, allein Cluver, Lambez und Wesseling sind der Meinung, daß Ovilabis an keinem andern Orte zu suchen sey, als wo jetzt Wels steht, da mit dieser Stadt die in den Antoninischen Reisetabellen angegebene Entfernung der Colonie Ovilabis von Laureacum (Lorch bey Enns) zusammen trifft. Wels gehörte vor Zeiten eigenen Grafen. Von diesen kam es an Würzburg, von woher sie Herzog Leopold von Österreich wieder eingelöset hat. Wels ist noch darum merkwürdig, weil die zwey Helden, Kaiser Maximilian I., und Carl V. Herzog von Lothringen hier gestorben sind. Ihre merkwürdigsten Schicksale erlebte diese Stadt aber in dem Bauernkriege, wo sie der Schauplatz blutiger Scenen war. Am 24. May 1626 nahmen die Bauern Wels ein, tyrannisirten alles, führten einige gefangene Soldaten auf den Platz, zerhauten diese mit einem Schlachtschwerte, und warfen sie in Stücken in den Traunfluß. Als sie wieder von Wels aufbrachen, nahmen sie alle Bürger mit sich, und besetzten die Stadt mit 300 Bauern. Späterhin, als schon die kaiserlichen Truppen in's Land gekommen waren, zogen sich die Bauern von den obern Gegenden näher an der Donau und Traun zusammen. Ihr Marsch ging gegen Wels, welches Oberst Löbel

vertheidigte. Löbel entschloß sich, die Bauern anzugreifen, welche auf der Welserheide ihr Lager hatten. Anfangs wollte ihm das Glück wohl, er erlegte 200 Bauern, und trieb die übrigen eine gute Strecke zurück, konnte aber aus Mangel an Munition seinen Sieg nicht weiter benützen. Am folgenden Tage aber, den 10. October, als er seine Truppen wieder auf die Heide hinaus führte, setzten die Bauern mit solcher Wuth in sie, daß sie die Flucht nach Wels ergreifen mußten. Die Vorstadt wurde abgebrannt, damit sie den Bauern zu keinem Aufenthaltsorte dienen konnte. Täglich wurde dann bey Wels mit abwechselndem Glücke gerauft, wobey die Bauern ihrer großen Anzahl wegen gewöhnlich den Sieg davon trugen, wodurch sie zugleich angeeifert wurden, zu versuchen, Lambach in ihre Gewalt zu bekommen, um dadurch freyen Zutritt in das Traunviertel zu erhalten, und sich den Rücken zu decken, wenn sie gegen Wels etwas Ernstliches vornehmen würden.

Stift Lambach.

Auch Lambach war nicht minder als Wels und Linz ein merkwürdiger, und durch Greuelthaten ausgezeichneter Punct in der Geschichte des großen Bauernkrieges von 1626. Ein Profeß des dortigen Stiftes P. Amand Krenner sagt in seinen schön geschriebenen noch ungedruckten Annalen: Nachdem sie (die Bauern) in Gegenwart des Abtes Johann

alles Geld zu sich genommen hatten, wollte einer aus ihnen demselben mit einer Hacke den Kopf spalten, aber ein anderer, welcher mitleidiger war, fing mit der Muskete den Streich auf, und sagte: »Nein, laß den alten Herrn leben; haben wir doch das Geld schon.« Lambach ist von den Bauern schon damahls verlassen worden, als Wiellinger die Stadt Wels durch Capitulation den Kaiserlichen übergeben hatte. Seit dem Ende des Monaths August (1626) war Commandant im Markt und Kloster Lambach der Capitain-Lieutenant Johann Müller von der goldenen Krone. Die Besatzung bestand bloß aus einer Compagnie. Den 23. September lösete ihn Hauptmann Leßle ab, der nebst seiner Compagnie auch die Soldaten des Hauptmanns Delari commandirte; eine Escadron Reiter wurde ihm noch zugegeben. Diese geringe Garnison, welche sich gegen einen Ausfall der Bauern nach Möglichkeit verschanzt hatte, mußte einen heftigen Angriff aushalten, in welchem sie aber die größte Standhaftigkeit bewies. Den 12. October wagten die Bauern auf die Schanzen einen Sturm, welcher von den Soldaten abgewiesen wurde, worauf von den ersteren sechs und siebenzig Häuser, welche außerhalb der Schanzen standen, angezündet wurden. Alle Scheunen verbrannten zugleich sammt dem Getreide. Nur der angestrengtesten Mühe und Sorgfalt des Hauptmanns Leßle hatte es das Kloster und die wenigen Häuser im Markte zu verdanken, daß sie den Flammen entkamen. Nach diesem miß-

lungenen Angriff setzten sich die Bauern im Marktfelde fest, und fingen an, das Kloster und den Markt mit Kanonen zu beschießen, welches sie vier Tage unausgesetzt forttrieben. Während dieser Zeit plünderten sie den Salzstadel, und trieben das Vieh hinweg. Diesem Unwesen machte endlich das Preunerische Regiment ein Ende, welches herbey eilte, in die Bauern einhieb, und mehrere Hunderte derselben erlegte. Die übrigen flohen aus dem Lager Weibern oder Gmunden zu. Diese Belagerung von Lambach kostete den Bauern bey tausend Mann. Als aber das kaiserliche Kriegsvolk die Häuser sammt dem Kloster von der großen Gefahr errettet, und die rebellischen Bauern außerhalb der Stoket vom Kloster und Markt abgetrieben und geschlagen hatte, haben sie alle Häuser, die noch nicht abgebrannt waren, ausgeraubt, und haben alles, was sie gefunden, es sey vermauert oder vergraben gewesen, mit sich genommen.

In dem zweyten Bauernkriege im Hausruckviertel des Landes ob der Ens, den der König Gustav Adolph begünstigte, bekam Lambach wieder einen Besuch von den rebellischen Bauern, die in einer Anzahl von tausend acht hundert Mann dahin kamen, von dem Kloster ihre Verpflegung begehrten und erhielten, aber durch die getreuen Bauern, die man zu ihrem Widerstande bewaffnet hatte, von ihrem weiteren Vordringen abgehalten wurden.

In den jüngsten Zeiten hat Lambach besonders viel gelitten, da die Franzosen im Jahre 1805 in's

Österreich hereinbrachen, und in der Gegend herum scharmützelten. Noch jetzt sieht man am Klostergebäude und an andern Häusern die Löcher, welche die Musketenkugeln der Franzmänner machten.

Als im Jahre 1626 in Oberösterreich, wie in allen übrigen Landen Österreichs das Reformationsgeschäft betrieben wurde, ging man hier nicht ganz nach dem gemäßigten Reformationsbefehl Kaiser Ferdinands des Zweyten zu Werke, das Volk war ohnehin durch die bayerische Regierung (an die das Land verpfändet war) durch das fremde Kriegsvolk, und die drückenden Garnisongelder, vor allem aber durch die Gewaltstreiche und willkürlichen Bedrückungen des Statthalters schwürig gemacht. Der überaus verdienstvolle Chorherr Kurz [1]) sagt hierüber:

Herberstorf war gar nicht dazu geeignet, ein Patent, das ohnehin den Meisten im Lande lästig fallen mußte, mit der gehörigen Schonung auszuführen. Die fremde Regierung, die sich im verpfändeten Lande zahlhaft machen sollte, war ohnehin schon eine Bürde für die Unterthanen. Das arge Betragen der ausländischen Obrigkeiten machte das allgemeine Mißvergnügen noch höher steigen. Als noch der Muthwille der Soldaten hinzukam, und die Klagen der Gequälten gar nicht gehört wurden, da wagte der aufgebrachte Pöbel, der bey seiner Armuth nichts mehr zu verlieren

---

1) Beyträge zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Enns. 1ter Theil. Leipzig 1805 aus denen diese Biographie gezogen ist.

hatte, das Äußerste. Daß der Wohlstand Oberösterreichs damahls wirklich sehr tief herabgesunken sey, kommt in gleichzeitigen Schriften allenthalben vor. Die Türkenkriege unter dem Kaiser Rudolph, der ständische Aufstand unter Matthias, der zweymahlige Zug nach Böhmen wider den Kaiser, der Einfall des Passauischen Volkes, die ständische Rebellion wider den Kaiser Ferdinand, der Einfall der Bayern unter Maximilians Anführung, und die Verpflegung der Soldaten des Statthalters nebst ihren Erpressungen hatten den vorigen Reichthum des Landes aufgezehrt. Dazu kam noch, daß sich die Leute durch die vorhergegangenen, öfter nothwendigen Kriegsdienste an rohere Sitten und auch zur Führung der Waffen gewöhnten. Deßwegen erschracken die Bauern nicht mehr, als ihnen Herberstorf bey Peurbach mit seinen Soldaten entgegen rückte; sie griffen ihn an, und schlugen ihn in die Flucht. Die Bauern würden es dessen ungeachtet kaum gewagt haben, ordentlich in's Feld zu ziehen, wenn zur Erhaltung der Ruhe hinreichendes Militär vorhanden gewesen wäre. Die Anzahl der Bayern war zu gering, und Ferdinands Armeen waren beschäftigt genug, den König in Dänemark und seine Verbündeten von weiteren Fortschritten abzuhalten. Bis der Kaiser frische Truppen in Ungarn und Schwaben anwarb, waren die Bauern schon Meister des ganzen Landes.

Als oberster Anführer wurde Stephan Fadinger erwählt, der zuvor ein Hutmacher, damahls aber Besitzer eines ziemlich großen Bauerngutes war;

ein kühner, unternehmender Mann, der das volle Zutrauen der Bauern genoß. Um seinen Bauern ein militärisches Ansehen zu geben, theilte er sie in verschiedene Corps ein; setzte über ein jedes Viertel des Landes einen commandirenden Hauptmann; gab eine allgemeine Defensionsordnung heraus; besetzte die Bayerischen Gränzen; bezog ein Lager, und nannte sich einen Oberhauptmann der christlich-evangelischen Armee, oder der versammelten Bauerschaft in Oberösterreich. Um sein Ansehen zu befestigen oder zu vermehren, ernannte er Ausschüsse, geheime Räthe, Kriegsräthe, Proviantmeister und Feldschreiber, welche Nahmen in der Geschichte seiner Empörung noch öfter vorkommen. Auf den Fahnen die sie führten, fand man die Aufschrift:

Weils gilt die Seel und auch das Blut,
So geb uns Gott ein Heldenmuth.
Es muß seyn.

Eine gleichzeitige Handschrift liefert folgende etwas veränderte Aufschrift:

Vom Bayrischen Joch und Tyranney,
Und seiner großen Schinderey
Mach' uns o lieber Herr Gott frey.
Weil es dann gilt die Seel und Gut
So gelt's auch unser Leib und Blut,
Gott, geb' uns einen Helden Muth.
Es muß seyn.

Der Statthalter befand sich nun in einer sehr kritischen Lage. Durch seine Niederlage wurden die erhitzten Bauern nur noch mehr angefeuert, ihr ge-

waltsames Unternehmen fortzusetzen. Ihr Haß gegen denselben wurde dadurch vermehrt, daß er auf seinem Marsch nach Peurbach schon angefangen hatte, sich durch den Scharfrichter Ansehen zu verschaffen, und seine Niederlage ließ sie lauter Siege erwarten. Da ihm die Macht mangelte, ihren weiteren Fortschritten Einhalt zu thun, wählte er den Weg der Unterhandlungen, um vielleicht durch die Güte das zu verbessern, was er durch seine voreilige Hitze verdorben hatte. Eines Morgens rief er die Verordneten der Stände zu sich, um ihre Meinung zu vernehmen, was nun zu thun wäre. Es wurde beschlossen, offene Patente an die Bauern ergehen zu lassen, und sie zu einer Unterhandlung aufzufordern. Das Patent des Statthalters und der Bayerischen Räthe war des Inhaltes: Die Bauern sollen einen ihnen beliebigen Ort zu einer gütigen Unterhandlung vorschlagen, damit ein größeres Verderben des Landes verhüthet werde. Der Statthalter bürge dafür, daß während dieser Unterhandlung keine Bayerischen oder Salzburgischen Truppen in's Land herein rücken werden, und daß kein Soldat der Garnison von Linz aus der Stadt kommen dürfe. Alles, was vorgefallen ist, soll verziehen seyn. Die Verordneten der Stände erließen ebenfalls ein Patent an die Bauern, welche aber darauf zur Antwort gaben: — »Sie seyen dessen, was sie darin vertröstet wurden, nicht genugsam versichert.« Als ihnen die Aufforderung des Statthalters war verlesen worden, haben sie dieselbe — alsbald zerrissen

und auf die Erde geworfen, mit Vermelden: sie fragen nichts nach dem Statthalter, traueten nicht.

Die Bauern rückten indessen immer weiter fort. — Sie nahmen Wels ein, tyrannisirten grausam, führten etliche gefangene Soldaten auf den Platz, zerhauten sie mit einem Schlachtschwert, und warfen die Stücke in den Fluß Traun. Als sie wieder von Wels aufbrachen, nahmen sie alle Bürger mit sich, und besetzten die Stadt mit 300 Bauern. Darauf marschirten sie den 26. auf Kremsmünster, nahmen das Kloster sammt den Markt ein, hauseten allda grausam; sie erbrachen die Keller, und soffen den besten Wein aus. Hernach kamen etliche Bauern in die Rüstkammer, und als sie darin um das Pulver strappelten, ist unversehens einer mit dem brennenden Lunten hinzugekommen, und hat das Pulver angezündet, welches bey sechszehn Bauern erstossen, daß sie gleich todt geblieben. Es war ein großes Feuer, daß die Bauern selbst gezwungen wurden zu löschen. Von dieser Feuersbrunnst macht auch Meldung Marianus Pachmayr der Geschichtschreiber von Kremsmünster. Fadinger hatte sein Hauptquartier im Kloster aufgeschlagen, und jene Zimmer bewohnt, welche einstens für den Kaiser Mathias waren zubereitet worden. Voll bäuerischen Stolzes prahlte er, daß ihm eine solche Wohnung gebühre.

Die Verordneten der Stände hatten gehoffet, die Bauern würden den eingegangenen Waffenstillstand desto besser halten, da ihnen der Herr Statthalter ihrem Wunsche gemäß einen Prediger zugeschickt hatte, und da auch die Nachricht ankam, daß die kais.

Commissäre nächstens in Ens eintreffen würden: aber sie mußten vernehmen, daß **Fadinger** mit achtzehntausend Mann sich von Steyer gegen Ens gewendet, und diese Stadt zur Übergabe aufgefordert habe. [1])

Dazu kam noch, daß Freystadt von mehreren tausend Bauern immer enger eingeschlossen, und Ens von dem **Fadinger** zum zweyten Mahle aufgefordert wurde, weil auf sein erstes Schreiben der Magistrat antwortete: er möchte einen Stillstand machen, da man die kaiserl. Commissäre ohnehin täglich in Ens erwartete, mit welchen er das Weitere selbst unterhandeln könnte. Den Bauern lag aber daran, sich dieses festen Platzes noch vor der Ankunft der kaiserl. Commissäre zu bemeistern, um die Forderungen bey der Unterhandlung desto höher spannen zu können, und

---

1) Aufforderung der Stadt **Ens**: „Edl, ernvest, weiß, günstige liebe Herrn Nachparn, denenselben seyn unsere Nachparliche Dienst zum herzlichen Grues bereit. Wir haben dieselben schriftlichen zu besuchen nit unterlassen können, Weilen wir nicht gedacht ums geldt oder guet Willen unß ins Veld zu begeben, sondern umb fürderung des reinen Wordt Gottes willen gedacht, langt derowegen an dieselben unser ersuchen und christliches Bitten, die wollen uns bey Zeigern diets herrn hansen drüxelpachern burgern von Wels wirderumb schrifft oder mündtlich Erindern, ob sie mit und bey unß halten wollen, der gerecht Gott sey hiemit unß allen,

datum in chriestlichen Veltlager Steyr,

den 11. Juni. An. 626

dieustbevlisener Stephan Färdinger

Oberhaubtmann.

sich gegen einen möglichen Anmarsch kaiserlicher Truppen aus Unterösterreich den Rücken zu decken.

Fadinger verlegte unterdessen sein Hauptquartier von St. Florian nach Ebelsberg, wo sich bereits schon viele Tausende bewaffneter Bauern versammelt hatten. Einer so großen Menge mußte es bald an den nöthigen Lebensmitteln fehlen. Da sich auch die Ärnte heranäherte, so hielt es Fadinger für gut, den größten Theil seiner Truppen zur Feldarbeit nach Hause zu entlassen: nur wollte er ganz gewiß versichert seyn, daß er in diesem Falle weder von den Soldaten des Statthalters, die in Linz, Ens und Freystadt in Garnison lagen, noch auch von fremden Truppen, die während dieser Zeit in das Land einrücken könnten, etwas zu befürchten hätte. Er schrieb deßwegen an die kaiserl. Commissäre, und an die Stände, welche ihm schriftlich versprachen, daß er ohne Sorge wegen irgend eines Überfalls seyn solle. Auch der Statthalter machte sich verbindlich, seinen Soldaten alle Feindseligkeiten zu untersagen. Dieses brachte bey den Bauern die gute Wirkung hervor, daß sie ihren Ausschuß von Wels nach Ebersberg beriefen, und demselben den Auftrag machten: — »inmittelst hinter ihnen zu Wels solche Bestellung zu thun, daß geistliche und weltliche Personen sammt dero Hab und Gütern vor aller fernern Thätigkeit versichert, und Niemand möge beschweret werden.«

Den 24. Junius 1626 verließ der größte Theil der Bauern bey Ebersberg das Lager, wo nur eine geringe Besatzung, und der Ausschuß mit der Canze-

ley zurückblieb, und kam um 5 Uhr Abends — »mit hellen Haufen und fliegenden Fahnen auf dem Mörtensberg, stracks gegen dem kaiserl. Schloß über an, worauf Herr Statthalter die Blut- und andere Fahnen schwingen, und ihnen gleichsam Trotz biethen lassen, sich heroisch erzeigt, und den Soldaten Leib und Leben bey ihnen zu lassen versprochen hat.« Die Stände schickten noch am nähmlichen Abend den Mitterhofer mit einem Abmahnungspatent zu dem Fadinger hinaus, der sich im Judenbauern-Hofe aufhielt. Als ihm Mitterhofer dasselbe abgelesen hatte, gab er zur Antwort: — »er wolle waiß nit waß nehmen, daß ers der Baurschaft fürbringen sollte; sie hätten von ihren nach Wien deputirten Ausschuß Nachrichtung, daß man selbigen noch nie fürgelassen, und sey schlechter Bescheid zu hoffen; sie wären entschlossen, die Stadt Linz und Ens zugleich anzugreifen. Herr Statthalter hätte ihnen den Blutfahn nit zeigen dürfen, wollen bald selbst kommen, und ihn hohlen. Der Soldatesca begehren sie ohne Unterschied der Religion nichts zu thun, und wollen sie frey und sicher abziehen lassen.« — Mitterhofer verlangte eine schriftliche Antwort, erhielt aber keine. Anstatt dieses schickte Fadinger am folgenden Tage den Ständen ein Schreiben dieses Inhalts:

»Hochehrwürdig und Geistlich, auch wohlgeborne Herrn Herrn Edle, Gestrenge Herren, Vest, Ehrenvest, Fürsichtig, Ersambe, und Weise, Einer löblichen Landschaft diß Erzh. Oest. ob der Ens in der kais. Hauptstadt Linz anwesende Herrn Stänð und Mit-

glieder des Landes, auch andere darinnen versamblete ehrsame Burgerschaft und Gmain. Dieselben werden hiermit von einer ganzen versambleten ehrsamen Bauerschaft, und derselben fürgesetzten Ober- und Unterhauptleuten, auch andern Befehlshabern erindert, daß der vor Augen stehende Anzug vor die kais. Hauptstadt und Schloß Linz der römisch. kaiserl. Mjt. als unserm allergnädigsten Erbherrn und Landsfürsten, noch ainichem Menschen, der es mit uns väterlich, christlich, treuherzig und wohl maynt, zu ainiger Offension oder Beleidigung, so wir auch mit Gott bezeugen, nit angesehen noch gemaint, sondern die höchste bedrangte Ursach ist dieses, daß uns Adam von Herberstorf, der Zeit seßhaft in höchst gedachter Röm. Kay. Mjt. Schloß Linz, welcher uns nunmehr in das sechste Jahr in unsern Gewissen mit Abschaffung der evangelischen Prediger, und unserer Personen, dann auch in unseren Gütern mit seiner Person und Soldaten zum höchsten bedrangt, unchristlich wider Gottes Ehr und Recht gemartert und unaussetzlich gepeiniget. Dahero wir die löblichen Herrn Ständ und alle darinnen anwesende christliche Herzen gehorsamst, dienst- und freundlich ersuchen, die wollen uns ermeldten Adamen von Herberstorf mit seiner Person alsobald herausstellen, die darinnen liegende Soldaten mit Sack und Pack und ihren Seitenwehren abziehen lassen, und uns die Stadt in unser Besatzung überantworten, auch damit wir in Einzug versichert sind, fünfzig ehrliche Mann zu Geißel, so pari passu von uns auch beschehen soll, im Angesicht nach Em-

pfahung diß herausordnen. Da sie aber des von Herberstorf, oder seiner Soldaten nicht mächtig, so bitten wir, es wollen sich die löblichen Herrn Ständ, Bürger, und Bauern, auch Inwohner, samt ihren Weib und Kindern, auch Hab und Gütern, heraus entweder nach Ebelsberg ins Schloß, oder in die Stadt Wels, allda ihnen gnugsame Salva Guardia solle zugestellet werden, begeben, und dieses unser Erbiethen alsobald mit der Trumel offentlich zu jedermänniglichen Wissen publiciren lassen. Wann aber dieses unser rechtmässiges Begehren und wohlmeinende christliche Warnung nit verfangen wollte, so protestiren wir vor Gott und der Welt, daß wir an der Ruin unschuldig, auch dessen bey Ihr Kay. Mjt. allerdings wollen unentgolten seyn. Hierüber neben Erwartung unverzogentlicher Antwort der Gnad Gottes uns alle befelchend, Beschehen den 25. Juny, 1626.

N. u. N. Ein ganze versamblete Ersambe Baurschaft, und derselben fürgesetzte Ober- und Unterhauptleut auch andere Befehlshaber im christlichen Hauptlager zu Eblsperg.

Die Stände antworteten den Bauern in einer weitläufigen, sehr lesenswerthen Schrift, welche eine nicht gewöhnliche Kunst verräth, sich mit Anstand und Würde in einer so delicaten Sache zu benehmen, wie die gegenwärtige war. Es war gewiß eine schwere Aufgabe, an Bauern, die Mord und Brand droheten, eine Schrift zu verfassen, die für sie verständlich ge-

nug, und zugleich überredend seyn sollte, in welcher dem Ansehen des Kaisers, des Churfürsten, des Statthalters, und auch der Stände nichts durfte vergeben werden, und die doch einen bereits schon rasenden Pöbel nicht noch mehr erhitzen, sondern besänftigen sollte.

Fadinger hatte die Antwort der Stände noch nicht erhalten, als er ihnen Folgendes schrieb: — »Hochwürdige ꝛc. Was Eur Gnaden für ein Schreiben, die Herausstellung des Statthalters betreffend, wird behändiget, und darauf Eur Gnaden einer schriftlichen Antwort durch überschicktes Patent (Recepisse) uns zwar getröstet, solche aber nit zugesendet, wird diß Orts zu keinem anderen Ende vermeldet, als daß wirs nit allein bey dem vermeldten Schreiben, und bey dem angehängten Protestiren allerdings bewenden lassen, sondern auch Eur Gnaden und eine christliche evangelische Bürgerschaft zu Linz zu allem Überfluß ersuchen, sie wollen, ehender die heutige Nacht herzubricht, entweder den Statthalter in unsere Hände übergeben, oder sich selbsten sammt den Ihrigen aus der Stadt alsobald begeben. Zumahlen wir ihnen bey unseren Ehren, Glauben und Trauen alle Sicherheit im Land ihrem Begehren nach zuzusagen und zu halten bereitwilligste sind. Sintemal wir aus gewissen Ursachen den Statthalter als Gottes, und seines armen Häufleins im Land höchsten Feind nunmehr anzugreifen entschlossen. Im widrigen bezeugen wir nochmahlen vor Gott, Ihr Kay. Mjt. und der ganzen Christenheit, daß wir an dem, was Eur Gnaden, und der christlich evangelischen Burgerschaft zu Linz

durch unsern mit Gott vorhabenden Ernst erwachsen, und wie etwann deren Klöster, Schlösser und Herrschaften im Angesicht zu Grund gehen möchten, allerdings entschuldiget seyn wollen. Dannenhero auch Eur Gnaden jetzo durch Zeigern übersendtes Patent, die Losmachung der Zillen (Schiffe) betreffend, beantwortet vornehmen, und keines andern sich zu versehen lassen, zumahlen wir auch Zeigern diese unsre endliche Meinung jedermänniglich zu intimiren, alles Fleißes ersucht, und keinen Ausschuß, noch jemanden andern, bis der Statthalter an seinem gehörigen Ort ist, aus uns zu Eur Gnaden mehr hinein abzuordnen bedacht. Gott ob uns allen.

Feldleger Linz den 27. Juny 1626.

Euer Gnaden

gehorsamer

Stephan Fädinger, Oberhauptmann,

und ain ersame Gmain und Baurschaft des christlichen evangelischen Veldlegers in Linz.«

Dem Überbringer dieses Schreibens gaben die Stände auf der Stelle eine Antwort mit, in der sie sagen, daß sie gestern umsonst auf einen Ausschuß gewartet haben, welchem sie ihre Antwort auf die Aufforderung der Bauern vom 25. mitgegeben hätten; dieselbe wird nun aber im Lager bereits schon übergeben worden seyn. — »Wir wollen uns zu euch gänz-

lichen versehen, ihr werdet euch auf unsere im gedachten Patent einverleibten ganz väterlichen und treuherzigen Warnungen und Vermahnungen, vorderist weil ihr erst gestern gute Vertröstung allergnädigster Resolution von eurem Ausschuß zu Wien bekommen, eines Bessern bedenken, von eurem unbilligen Begehren abstehen, und unsre bisher für euch gehabte väterliche Fürsorg, Fleiß, Mühe, und Arbeit mehrers erwägen, und euch durch friedhäßige Leute keineswegs einbilden lassen, daß wir durch solche eure Hinausforderung und Bedrohungen unsere Pflicht und Treu, mit welcher wir der Röm. Kay. Mjt. und der churfürstlichen Durchlaucht in Bayern, unsern allergn. und gnädigsten Herrn, wie nit weniger dem ganzen Vaterland, und der lieben Posterität beygethan seind, vergessen, sondern vielmehr dasjenige, was ehrlichen uud christlichen und Landständen gebührt und wohl ansteht, im Werk thun und erzeigen werden; beynebens auch euch wohl zu Gemüth und Herzen fassen, daß der Schad und Ruin, so euch und den eurigen auf derselben vorhabendes unchristliches Beginnen daraus erwachsen, und gewißlich nit ausbleiben wird, viel größer als der Vortheil, so ihr dabey zu gewinnen hofft, seyn wird. Wollen uns also nochmahlen gewiß und unfehlbar zu euch versehen, ihr werdet die gütigen Mittel, so zu eurer Satisfaction und guten Begnügen vorhanden, nit ausschlagen. Im übrigen wollen wir die ganze Sach dem allmächtigen und gerechten Gott, dem es ihr hiemit heunt oder morgen werdet zu

verantworten haben, heimstellen. Actum, Linz den 27. Juny 1626.«

Diese so wohl gemeinten Warnungen und Ermahnungen blieben fruchtlos. Die Bauern bemächtigten sich aller Schiffe, deren sie nur habhaft werden konnten, um die Zufuhr der Lebensmittel in die Stadt ganz zu verhindern. Sie trugen dem Hauptmann Wolf Wurm auf, die Stadt Ens zu erobern, welcher dieselbe auch von dem nahe gelegenen Aichberg mit Kanonen zu beschießen anfing, und das hineinfließende Wasser abgraben ließ [1]) Freystadt wurde unter starken Drohungen zur Übergabe aufgefordert. Die gefangenen kais. Commissäre wurden in Steyr noch schärfer bewacht, und der Abt von Lilienfeld konnte sein Leben bloß mit vielen guten Worten erbitten. Die Bauern konnten es ihm nicht verzeihen, daß er einige Güter des berüchtigten Freyherrn Jörger gekauft hatte, welche der Kaiser eingezogen hatte, weil sich derselbe in den Jahren 1619 und 1620 des Hochverrathes schuldig gemacht hat.

Die Anstalten der Bauern zur Eroberung der Stadt Linz waren so fürchterlich, daß selbst der Statthalter sammt den Ständen in Sorgen geriethen. Einige hielten dafür, er sollte die Stadt verlassen, und sich und die Seinigen retten. Doch dazu war er viel zu stolz. Wenn einem gleichzeitigen Geschichtschreiber zu glauben ist, sagte er öffentlich: »Ihr sollt wissen, im Fall Linz überwältiget würde damit ich

1) Khevenhiller p. 1132 und 39.

den Bauern nicht in die Hände komme, daß ich mir meinen Freydhof schon bereitet, und meinen Dienern mich selbst nieder zu schießen, euch aber zum Schloß hinaus zu henken befohlen. Und mit diesem Bescheid ließ er sie hinziehen, es möchte ihnen gefallen, wie es wolle.« — Carafa sagt nur, der Statthalter habe den Ständen gedrohet, er wolle sie den feindlichen Kugeln bloß stellen, wenn die Bauern von der Belagerung nicht nachließen. Was wollte denn Herberstorf durch diese Drohung erzielen? Wars vielleicht beleidigter Stolz, daß die Bauern von den Ständen forderten, sie sollten ihnen den verhaßten Statthalter ausliefern, oder Furcht, die Stände möchten ihn verrathen? Oder wollte er die Bauern dadurch von einem Angriffe auf das Schloß abhalten, daß er ihren Kugeln die Stände am ersten auszusetzen drohte, damit sie über die Leichen derselben nicht weiter vorzudringen wagen sollten, weil sie bey jeder Gelegenheit Liebe und Ergebenheit gegen die Stände bezeigten? Was es immer gewesen seyn mag; der Sattbalter verlor durch dergleichen Drohungen immer mehr und mehr die Hochachtung und Liebe, die er durch sein Betragen ohnehin zu verachten, oder wenigstens gering zu schätzen geschienen hat. Daß er die Stände bey sich im Schloße behalten habe, ist ungegründet, weil sie ihre Zusammenkünfte während der ganzen Belagerung im Landhause hielten, wie sie dieses selbst in ihren Berichten den Deputirten in Wien geschrieben haben.

Fadinger hat in seinem letzten Schreiben den 27. Junius die Stände und die Bürger ermahnet,

sie sollen entweder den Satthalter ausliefern, oder noch vor dem Einbruch der Nacht die Stadt verlassen, — »sintemahl wir aus gewissen Ursachen den Statthalter als Gottes, und seines armen Häufleins im Land höchsten Feind nunmehr anzugreifen entschlossen.« In banger Erwartung wurde die folgende Nacht von den Inwohnern der Stadt durchwacht; aber Fadinger war noch nicht genug vorbereitet, seine Drohung zu erfüllen. Den 28. ritt er voll bäurischen Trotzes um die Stadt herum, besichtigte die Stadtmauern, und besonders das Landhaus. Er führte auf den sogenannten Graben seine Bauern auf die Wache, welche nicht aufhörten, die Soldaten auf den Stadtmauern durch Worte und Werke zu beschimpfen, und sie aufzufordern, sie sollten einen Kampf mit ihnen wagen. Alles schien für die künftige Nacht einen Sturm anzukündigen, welchen Fadinger nach seiner eigenen Versicherung schon für die verfloßene Nacht festgesetzt hatte.

Der Statthalter hatte sich bisher noch immer ruhig gehalten, entweder in der Hoffnung, die Bauern würden auf das Patent der Stände vom 27. es nicht unternehmen, die Stadt anzugreifen, oder er hatte schon den Entschluß gefaßt, den Fadinger durch sein scheinbares Nachgeben muthiger zu machen, ihn näher herbeyzulocken, und mit seinem Tode den Anfang zu einem muthigen Widerstande zu machen. Das Einzige, was Herberstorf zu seiner Vertheidigung vorgenommen hatte, bestand darin, daß er in der Nacht auf den 28. die Brücke und das Schlagthor

auf derselben anzünden ließ, — dafür allenthalben sowohl in der Stadt, als in dem Bauern Lager Lärmen worden, aber kein Angriff beschehen.«

Da der Statthalter keine Stunde sicher war, ob nicht die Bauern irgend einen Angriff auf die Stadt wagen würden, vertheilte er seine Soldaten und die Bürger allenthalben auf ihre Posten. Die Bauern standen in den Vorstädten und den Stadtmauern gegenüber. Abends um fünf Uhr ritt Fadinger ganz unbesorgt von seinen sogenannten Leibschützen umgeben vor dem Landhause vorbey, und schien die dortige Bastey in den Augenschein nehmen zu wollen. Plötzlich schoßen die Soldaten, welche im Landhause sich aufhielten, nach ihm, zerschmetterten ihm einen Schenkel, und tödteten das Pferd, auf dem er saß. Als er zur Erde fiel, befließen sich seine Begleiter, ihn der ferneren Gefahr zu entreißen, und trugen ihn in die Vorstadt. Die Soldaten eilten heraus und fanden nebst den Pistolen im Sattel auch Fadingers Schwert auf der Erde liegen, welches er wahrscheinlich entblößt in der Hand hielt, als er vorbeyritt. Mit dieser Beute kehrten sie frohlockend zum Statthalter zurück, der ihnen hundert Thaler schenkte. So groß war die Freude, sich an dem gerächet zu haben, der ihm bey Peurbach in die Flucht trieb, der vor Linz sein Lager aufschlug und seine Auslieferung begehrte. Nun war gleichsam das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff für beyde Parteyen gegeben. Von dem Schlosse und den Stadtmauern wurde auf die Bauern gefeuert, welche durch Fadingers Verwundung

ebenfalls in eine Wuth geriethen, ihren Anführer zu rächen. Die Kanonade und das Feuer aus den kleinen Gewehren endigte sich erst in der Nacht, als die Bauern wahrnahmen, daß mit ihrem Rasen nichts ausgerichtet sey. Sie haben zwey hundert Mann und einige Anführer verloren.

Die Bauern schimpften gewaltig über den Statthalter, daß er den Waffenstillstand gebrochen, und den Fadinger verrätherischer Weise habe verwunden lassen. Aber es ist lächerlich, sie von einem Waffenstillstande reden zu hören, da sie seit wenigen Tagen so viele Feindseligkeiten begangen haben. Der Statthalter versicherte die Stände, und durch diese auch die Bauern, daß er die gütige Unterhandlung abwarten, und weder durch seine eigenen, noch auch durch fremde Truppen etwas wider die Bauern vornehmen werde, wenn sich auch diese von allen Thätlichkeiten enthalten würden. Sollte es diesen vielleicht freygestanden haben, Städte und Märkte zu besetzen, Linz, Ens und Freystadt zu umzingeln, die Zufuhr der Lebensmittel und die Schifffahrt auf der Donau zu sperren, ohne daß es dem Statthalter erlaubt gewesen wäre, Gewalt mit Gewalt abzutreiben? Hat nicht Fadinger schon vorige Nacht sogar schriftlich einen Angriff angekündigt? Freylich zeigte sichs offenbar, dem Statthalter ist hauptsächlich darum zu thun gewesen, den Fadinger zu erlegen; aber es waren auch der Beleidigungen so gar viele, die sich dieser Oberanführer der Bauern gegen ihn erlaubt hatte, und es war die Hoffnung vorhanden, daß sich der Schwarm zerstreuen

würde, wenn das Haupt desselben unterdrückt wäre. Diese Rücksichten mochten den Statthalter bewogen haben, in der Wahl der Art eben nicht zu ängstlich zu seyn, auf welche Fadinger zu Grunde gehen sollte.

Als es am frühen Morgen um die Stadt herum wieder ruhiger geworden war, erließen die Stände an die Bauern ein Schreiben, in welchem sie ihnen neue Vorstellungen machten, sie sollten sich doch einmahl zur Ruhe, und zur Unterhandlung anschicken, und nicht stolz auf ihre Menge seyn, weil nichts unbeständiger sey, als der gemeine Pöbel. Der Statthalter, sagen sie, habe ihnen auch jetzt noch das Versprechen gemacht, er wolle von allen Feindseligkeiten abstehen, wenn sie sich von der Hauptstadt hinwegbegeben, und der Unterhandlung Statt thun würden. Fadinger antwortete ihnen: er wünsche so, wie die Stände, die Unterhandlung, welche aber für keinen Fall in Linz könnte vorgenommen werden. Er bitte sie, sie möchten nach Steyr kommen, oder wenn dieses der Statthalter nicht zugäbe, so sollen die ständischen Mitglieder, welche sich noch außer Linz aufhalten, nach Steyr zusammen berufen, damit dort in Gegenwart der kais. Commissäre das Nöthige wegen der Herabreise der Bayerischen Commissäre verhandelt werden könne. Am Ende betheuert er noch einmahl, daß die Bauern nie aufgestanden wären, wenn sie von dem in der ganzen Christenheit unerhörten Menschenhenken, Stricken und Foltern des Statthalters hätten verwahret und versichert seyn können. Durch diese Antwort gab

Fadinger den Ständen deutlich zu erkennen, daß er nicht gesonnen sey, von Linz unverrichteter Dinge abzuziehen. Und wirklich fing das Leiden der armen Stadt jetzt erst recht an. Durch eine Feuersbrunst wurde die ganze Vorstadt in Asche gelegt. Es blieb ungewiß, ob die Bauern oder die Soldaten des Statthalters die Urheber davon gewesen seyen. Selbst die Stände drücken sich in ihrem Berichte an die Deputirten darüber zweydeutig aus: »den 30. Juny zwischen fünf und sechs Uhr Abends ist das Feuer erstlich bey der eisernen Hand Lustenfelden, und hernach in der Eiringischen Behausung angegangen, da dann die Lederergassen sammt dem Wört und selbiges Viertel der Vorstadt ganz abgebrannt. Man gibt zwar vor, es solle von den Bauern angesteckt worden seyn, welches wir auch gegen ihnen in unserem Patent stark geahndet, deren Antwort aber wird mehreren Grund zu erkennen geben.« — Nach dem Zeugnisse Khevenhillers hat der Statthalter die Vorstadt anzünden lassen. Das Tagebuch der Belagerung vor Linz setzt zu der Erzählung dieses Vorfalles hinzu: — »Die Bauern haben sechs und siebenzig Fürst in die Asche gelegt. Die Unsrigen (die Soldaten in Linz) haben den 2. in die Vorstadt hinausgesetzt, die Gewölber der abgebronnenen Häuser geplündert, viel Fleisch, Speck, Wein, Brod und Leder neben anderen Kaufmannswaaren hereingebracht.« Der berühmte ständische Mathematiker Keppler hat bey dieser Feuersbrunst auch Schaden gelitten.

Fadinger starb den 5. Julius an seiner

Wunde. Die Steyerische Chronik macht ebenfalls davon Meldung: — »Fadinger ist nach achttägigen erlittenen großen Schmerzen gestorben, und in dem Kirchel zu Kleinmünchen begraben worden.« Khevenhiller irret ganz gewiß, daß er ihn den dritten Tag nach seiner Verwundung schon sterben läßt, da noch vom fünften Julius eine Schrift unter seinem Nahmen zu Ebersberg ausgefertiget wurde. Nach einigen Nachrichten soll er in der Vorstadt zu Linz sein Leben geendiget haben; doch ist dieses schon an sich unwahrscheinlich, weil den 30. Junius der größte Theil der Vorstadt abbrannte, und bald darauf die Soldaten des Statthalters einen Ausfall machten, und das, was vom Feuer verschonet blieb, mit sich in die Stadt brachten. Wie hätte sich Fadinger der so nahen Gefahr aussetzen können, gefangen zu werden? Und dann wird in seiner letzten Schrift Ebelsberg ausdrücklich sein Quartier genannt, wo sich auch der Hauptausschuß und die Kanzelley der Bauern befand. Nach dem Zeugnisse der steyerischen Chronik, welcher auch Hoheneck folgte, der eine Abschrift davon besaß, hielt man Kleinmünchen immer für Fadingers Begräbnißort, bis man in Eferding eines besseren belehret wurde, wo man folgendes Decret des Statthalters an den dortigen Pfleger erhielt: —

»Es ist nit unbewußt, daß Stephan Fättinger und Christoph Zeller, als erste Urheber der nächsten abscheulich-mordthätig und höchsten landsverderblichen Rebellion, nachdem sie hie zeitlichen die Straf und Urtl Gottes auf ihren Kopf bekommen, von der re-

bellischen Rott zu Eferding begraben worden. Dieweil aber ihre Körper neben Ehrlichen nit ruhen sollen, als ist mein ernstlicher Befehl hiemit, daß ihr beede alsobalden wiederum aus, in ein wildes unwohnsamlich Ort oder Moos eingraben, und allda darüber zu ihrem ewigen unehrlich und schändlichen Nachgedenken einen Galgen aufrichten lassen, und wie es geschehen, nichts hernach berichten sollt; verlaß ich mich. Linz den 5. May 1627.

Adam Graf von Herberstorf.

Daß dieser Befehl wirklich vollzogen worden sey, beweiset die Quittung des Scharfrichters von Linz, in der er bezeuget, von der Herrschaft Eferding zwanzig Gulden — »wegen Vertilgung des Fättinger und Zeller, der rebellischen Baurschaft geweste Obristen« — empfangen zu haben. Ob Zeller in einer Schlacht oder durch eine Krankheit sein Leben verlor, ist mir unbekannt. Der Ausdruck des Statthalters scheint das erste anzuzeigen. Nach dem Berichte des Pflegers an den Statthalter wurden diese zwey Anführer der Bauern auf dem Kirchhofe ausgegraben, und nicht weit vom Dorfe Seebach verscharret, welches eine Viertelstunde von Eferding entfernt ist. Daß die sonst ganz genau richtige Chronik den Fadinger in Kleinmünchen eingraben läßt, scheint mir daher gekommen zu seyn: Fadinger starb in Ebelsberg. Als er von dort hinweg geführet wurde, ist sehr wahrscheinlich von den Bauern in Kleinmünchen irgend eine Feyerlichkeit veranstaltet worden, von der in Steyr die Sage mag entstanden seyn, daß dort

sein Leichenbegängniß gehalten worden sey. Der Verfasser der Chronik schrieb dieses nieder, und vergaß späterhin seine Erzählung zu berichtigen. Die Ursache, warum eben Eferding zur Beerdigung Fadingers auserseh en wurde, kann ich nicht angeben; vielleicht hatte er dort Anverwandte, oder getreue Anhänger, die ihm diese Stadt werth gemacht haben.

Durch Fadingers Tod haben die Bauern die größte Stütze des Aufruhrs verloren. Er muß schon längere Zeit hindurch die Rebellion auf eine sehr geschickte Weise vorbereitet haben, sonst wär' es nicht denkbar, wie er innerhalb weniger Tage so viele Tausende hätte versammeln können, die bereit waren, unter seiner Anführung zu streiten. Wurden gleich viele gezwungen, mitzuziehen, so gab es doch auch nach den noch vorhandenen Aussagen der Bauern allerdings sehr viele, die freywillig ihre Häuser verließen, und wider den Statthalter in's Feld zogen. Nach einzelnen Anecdoten zu urtheilen, die ich in den Aussagen der Rebellen gelesen habe, ist er mit seinen Untergebenen sehr streng verfahren. Bey der kleinsten Widersetzlichkeit schlug er mit dem Stocke darein, und drohte mit dem Galgen. Äußeres Gepränge und Ehrenbezeugungen liebte er sehr. Er hatte stets seine Leibwache um sich, wohnte in Kremsmünster in den sogenannten Kaiserzimmern, und ließ sich in Steyr auf dem Rathhause einen erhabenen Sitz bereiten, als er die Bürger zusammen rief: lauter Dinge, die dem rohen Bauernstolze eigen sind, wenn es demselben vergönnt ist, Anderen befehlen zu kön-

nen. Grausamkeiten hat er meines Wissens nicht befohlen, doch strafte er dieselben nicht, wenn sie von seinen Bauern begangen wurden. Die Ordnung bey Ausführung seines Planes, die Verschmitztheit, mit welcher er immer von einer Unterhandlung sprach, und sie doch beständig hintertrieb, und alles Übrige, was die Kenntnisse des Pöbels überstieg, war nicht sein Werk, sondern das Werk des Ausschusses, welcher mit Bewilligung der Commissäre erwählet wurde. Er war Anführer der Rebellen zu einer Zeit, da das Land von Truppen so entblößt war, daß die Bauern, in große Haufen gesammelt, leicht den Meister spielen konnten.

Johann Ziska.

Ziska und Procop.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Schiller.

Z i s k a.

In bürgerlichen Geschäften, in unscheinbarer Ruhe lebte Z i s k a die erstere Zeit seines Daseyns. Schon seine Geburt und seine Abstammung berechtigten sein Leben nicht, einst die große Laufbahne zu durchirren, wodurch er Böhmen und Mähren so furchtbar wurde. Auf einem Meyerhofe des Fleckens Trocznow im Budweiser Kreise Böhmens ward Z i s k a um 1360 unter freyem Himmel auf dem Felde unter einer Eiche geboren. Er half später seinen Ältern ihre Wirthschaft besorgen, und verlor schon als Knabe ein Auge. Das zweyte ward ihm als Feldherr der Hussiten bey der Belagerung der Feste Raby geraubt.

Noch als Jüngling vermählte er sich, und erst im vierzigsten Jahre zog er zum ersten Mahle das Schwert in der grimmigen Fehde zwischen den Rittern des deutschen Ordens und den Pohlen und Litthauern. Nun lernte er den Krieg in den Reihen der Ungarn gegen die Türken, und bald darauf zog er mit den Engländern gegen die Franzosen.

Darauf lebte er geraume Zeit am Hofe seines Königs Wenzel zu Prag. Was auf dem Costnitzer Kirchenrathe vorgegangen war, daß seine beyden Landsleute Johann Huß und Hieronymus von Prag ihr Leben in den Flammen endigen mußten, und die heldenmüthige Art, mit der sie es endigten, erfüllte ihn mit Schmerz und Unwillen. Es machte den fürchterlichsten Eindruck auf sein strenges Gemüth, daß ein Mönch seine geliebte Schwester, welche Nonne war, entehrte, und sie hernach ihrem Schicksale überließ. Ziskas erster Entschluß war, selbst die Unglückliche zu tödten, und den von ihrem Blute rauchenden Stahl in das Herz des Verführers zu stossen; diesen schlossen aber Mauern ein, sein ehrwürdiges Gewand schützte den Unwürdigen, deßwegen wollte Ziska, erfüllt von Hussens Reden, über den Verfall der Kirchenzucht und das Sittenverderbniß der Christlichkeit, das ihm durch Einzelne zugefügte Unrecht an dem gesammten Stand grausam, überall, stets, unersättlich mit wüthendem Rachedurst wieder vergelten.

In dumpfes Hinbrüten verloren, mit gewaltsam verzogenem Gesichte irrte er oft Tage lang schweigend in den langen weiten Hallen des königlichen Prager-Schlosses auf und nieder. König Wenzel bemerkte dieß, und fragte Ziska um die Ursache seiner tiefen Traurigkeit. »Wer könnte gleichglütig bleiben,« versetzte jener, bey solch einer Schmach, welche mir und meinem Hause wiederfuhr? Welcher Böhme soll nicht vom gerechten Unwillen und von Rache innigst ergrif-

fen werden bey dem Bruche der Treue und der Gewalt an unseren theuern Landsleuten Huß und Hieronymus?« »Lieber Hans,« entgegnete Wenzel mit Kopfschütteln, »was können wir jetzt mehr darüber sagen? Können wir das Geschehene ungeschehen machen, und die Todten auferstehen heißen? Wenn du ein Mittel weißt, so führe es aus, mache wieder gut, gehe hin räche deine Böhmen, du hast dazu unsere volle königliche Beystimmung.« Nach diesen Worten verließ ihn der König.

Ziska's Seele faßte in seinen tiefsten Tiefen des Königs Abschiedswort, welches dieser vielleicht unbedeutend nur gesprochen zu haben wähnte; indeß entfernte sich jener vom Hofe, zog nach der Heimath zurück, forschte nach den Gesinnungen des Volkes, und begab sich schnell wieder nach der Hauptstadt Prag.

Nun kam der Augenblick heran, wo Ziska's furchtbare Größe sich entwickeln sollte. Doch ehe eine Darstellung seiner Thaten folgt, ist es höchst nöthig, die ursprünglichen Ursachen der Religionsbewegungen in Böhmen auseinander zu setzen.

König Wenzel würde die letzten Jahre seiner Regierung in Ruhe zugebracht haben, wenn sie zanksüchtige Theologen nicht gestört hätten. Die Quele davon war die wenigstens übertriebene Bewunderung, die sie den seit dem Jahre 1404 auch in Böhmen bekannt gewordenen Schriften des Engländers Wiclef gezollet haben. Ich darf ohne den Vorwurf der Partheylichkeit zu befürchten, die Bewunderung eines Mannes tadeln, den Melanchton vieler Irrthümer,

der Unwissenheit in der Lehre von der Gerechtigkeit und vom Glauben, der Verwirrung des Evangeliums mit der Politik, und wenn er von der weltlichen Macht redet, aufrührerischer Grundsätze beschuldiget. Johann Huß und Hieronymus von Prag fanden statt dessen nur eine Lehre bey ihm, der sie bald durch ihre Beredsamkeit, der erste wohl auch durch den Ruf seines unsträflichen Wandels, Anhänger zu verschaffen wußten. Die Universität durch die Verdammung 45 Wiclefischer Sätze; Erzbischof Zbinko durch den Befehl, ihm alle Schiften Wiclefs zum Verbrennen auszuliefern, und selbst König Wenzel durch das Verboth, die verdammten Sätze zu lehren und zu vertheidigen, hatten dem Strome einen viel zu schwachen Damm entgegengesetzt. Und Huß wußte denselben dadurch zu untergraben, daß er nach vielen Kämpfen durch die Königinn Sophie, seine Beichttochter, unterstützt, den König dahin brachte, den deutschen Magistern das Vorrecht der drey Stimmen abzusprechen, und also gerade diejenigen, welche die Verdammung Wiclefs hauptsächlich veranlaßt hatten, obschon derselben auch die Böhmischen Magister und unter ihnen selbst Huß beygetreten waren, von der Universität zu verscheuchen. So wie Huß seiner Gegner bey der Unversität dadurch meistens los war, so wuchs sein Muth, die Lehre desjenigen sowohl in Disputationen und Predigten, als auch in gesellschaftlichen Gesprächen zu empfehlen, der selbst mit seiner Einstimmung so mancher Verirrungen eher bezüchtiget worden war. Und der Enthusiasmus, mit

dem er Wiclefen bald einen Engel nannte, den der Himmel, das menschliche Geschlecht zu erleuchten, herabgesandt habe; bald wünscht, daß seine Seele in der Ewigkeit bey der Seele Wiclefs seyn möchte, wirkte auf Hussens Schüler und Zuhörer und durch sie auf das ganze Volk so sehr, daß es die Verbrennung der Schriften Wiclefs an dem Erzbischof durch Spottlieder rächte und vielleicht durch Gewalthätigkeiten gerächt haben würde, wenn Wenzel diese Frechheit nicht selbst durch angedrohte Todesstrafen bezähmet hätte. Auf der andern Seite fanden Hussens Strafpredigten wider die Klerisey bey Wenzeln so sehr Eingang: daß er Befehle gab, den ärgerlichen Wandel derselben durch die Einziehung der Einkünfte zu bestrafen. Die Vollstrecker der königl. Befehle sollen sich durch Hussens Anhänger, besonders durch einen Hieronymus von Prag, haben verleiten lassen, statt der Sittenlosigkeit auch die Anhänglichkeit an die reine Lehre der Kirche zu strafen; und verjagten manchen Pfarrer von seiner Pfründe, bloß weil er nicht Wiclefistisch dachte. Alles das mußte dem Erzbischof Hussen immer abgeneigter machen, und die Klerisey im Ganzen wider ihn immer mehr erbittern.

Mit dem ersten ward er zwar durch die Vermittlung des Königs wieder ausgesöhnet; obschon einer seiner Gegner, Stephan der Karthäuser, ihm Schuld gibt, er habe seinen Oberhirten nicht nur zu Tode gekränket, sondern auch dessen Tod für einen Triumph seiner gerechten Sache öffentlich ausgegeben. Aber von der Feindschaft der letztern empfand er in der Folge um so bitterere

Früchte. Zahlreich fanden sich aus derselben auf dem Conzilium zu Kostnitz seine Ankläger ein, und traten als Zeugen seiner Irrlehren auf. Man geht unstreitig zu weit, wenn man in ihren Schritten nichts als Privathaß finden will. Einer aus ihnen, Andreas von Brod — sonst Hussens Freund und Vertrauter in einem so hohen Grade, daß er mit ihm, wie es damahls unter Freunden Sitte war, in einem Bette zu schlafen pflegte — hat gewiß sich — vielleicht auch die übrigen — in seinen Briefen an Hussen selbst hierüber gerechtfertiget; in welchen er die Einwendung zu nichte machet, als wenn Hussen bloß seine Strafpredigten wider die Klerisey den Kirchbann zugezogen hätten; und zugleich ihn der Anhänglichkeit an Wiclefen, des Ungehorsams gegen die Kirche, der Lästerungen geistlicher Obrigkeiten, so wie des Widerspruchs zwischen seinen Lehren und Handlungen, da die ersten Liebe zu athmen scheinen, die zweyten nichts als Lieblosigkeit verrathen, zeihet. Und wenn es auch wahr wäre, daß bey mehreren Theologen sich Rache wegen der durch ihn der Geistlichkeit in Böhmen entzogenen Vortheile und zugefügten Beleidigungen mit ins Spiel gemischet; so kann man doch nicht in Abrede stellen, daß er diesen seinen Feinden selbst Waffen in die Hände gegeben habe. Theils durch die Empfehlung der Schriften Wiclefs überhaupt, die einmahl durch die Verdammungen der Universitäten Oxford und Prag, des Prager Erzbischofs und des Pabstes als ketzerisch gebrandmarkt waren; theils durch die Behauptung mehrerer Sätze, die den Lehren der katholischen Kirche unstreitig widerstrebten. Derg leiche

Sätze, die Huß bald in Unterredungen und Predigten, bald in Schriften als Wahrheiten aufstellte, waren: die Taufe und Lossprechung eines mit irgend einer Sünde behafteten Priesters wäre ungültig; im Sakramente verbleibe auch nach der Consecration Brod; jeder geistliche und weltliche Obere, selbst der Bischof, ja selbst der Landesfürst, höre durch eine jede Todsünde auf, das zu seyn, was er war; ein für die Ruhe der Kirche und des Staats eben so gefährlicher, als unter den Wiclefischen schon eher als ketzerisch verworfener Satz, den freylich Huß später in einer, während seiner Einkerkerung zu Kostnitz, verfertigten Schrift zurückgenommen hat; niemand könne ein Glied, vielweniger das Oberhaupt der Kirche seyn, der nicht zur Seligkeit vorher bestimmt sey; der Pabst sey nur ein abenteuerliches Haupt der Kirche, und so wie alle geistliche Vorsteher entbehrlich. So wie alles das auch der heutige Katholik Irrthümer nennen muß, so that das der Theolog jener Zeiten mit Erbitterung wider den Urheber. Auch Huß auf seiner Seite überschritt in jenen Behauptungen, bey denen er sonst recht daran war, alle Mäßigung. Er warf bey seinen Strafpredigten wider die Sittenlosigkeit der geistlichen, Schuldige und Unschuldige in eine Klasse; fügte den Abnahmungen vom Laster Aufhetzungen wider den Lasterhaften — oft nur wider den in seinen Augen Lasterhaften — bey. Auch in einem andern Falle trieb ihn seine Heftigkeit ganz von der Straße der Mäßigung, und folglich der den Obern schuldigen Achtung hinweg. Pabst Johann der XXIII hatte bey seinem Zwiste mit König Ladislawn von

Neapel wider denselben das Kreuz predigen, und denjenigen, die wider ihn entweder die Waffen ergreifen, oder zur Bestreitung der Kosten des Feldzugs beytragen würden, einen Ablaß anbiethen lassen. Ein Schritt, den — um alles mit einem Worte zu sagen — in der Folge selbst das Kostnitzer Concilium einem Pabst Johann zum Verbrechen gemacht hat. Indessen glaubten vor der Hand die meisten Religionslehrer: man müßte, wenn es auch nur aus Sorge für gute Ordnung geschähe, die Befehle des obersten Kirchenhirten, ohne sie zu bekritteln, befolgen; und empfahlen ihren Zuhörern von der Kanzel diesen Ablaß. Nicht so der heftige Huß. Unter den bittersten Ausfällen wider den Pabst, bewies er von der Kanzel in der Kirche Betlehem die Nichtigkeit dieses Ablasses und die Unzuläßigkeit des Ablaßkrams. Bey der Verschiedenheit der Denkungsart waren Spaltungen unter den Gelehrten die Folge davon, die endlich Gährungen im Volke nach sich zogen. Nun wachte auch König Wenzel auf, und es war seine Pflicht, über die Erhaltung der öffentlichen Ruhe bey dieser Gelegenheit zu wachen. Zwar das ausgiebigste Mittel wäre wohl gewesen, wenn er, wie es Frankreich und England wirklich gethan haben, der gewiß nicht erbaulichen Bulle des noch weniger erbaulichen Pabstes den Eingang in seine Staaten verwehret, und ihre Bekanntmachung verhindert hätte. Aber hierzu hatte er den gehörigen Zeitpunkt versäumet. Nun blieb also nichts übrig, als ein Landesfürstliches Verboth, die Bulle und den Ablaß unangetastet zu lassen, und die Sorge, die öffentliche Ruhe ungestört zu erhalten,

veranlaßte den König sogar, sein Verboth bis zu der den Übertretern angedrohten Todesstrafe zu schärfen. Dem ungeachtet wagten es 3 von Hussens gewöhnlichen Zuhörern in Betlehem — Leute vom niedrigsten Pöbel, bey den der Enthusiasmus für etwas meistens bis zum Fanatismus ausartet — drey Prediger, die den Ablaß anpriesen, in drey verschiedenen Kirchen an einem Tage öffentlich Lügen zu strafen. Ein Frevel — das war er schon wegen des bestehenden königlichen Verboths — den sie auf Anordnung des Raths der Altstadt durch das Schwert büßen mußten. So wie man ihr Vergehen für eine Folge von Hussens Predigten gehalten hat, so hatte sich derselbe, durch die für diese Ruhestörer eingelegte Vorbitte, noch verdächtiger gemacht. Und noch mehr, daß er sie später in einer seiner Predigten für Märtyrer erkläret hat. Konnte man zu diesen und ähnlichen Schritten, durch welche die öffentliche Ordnung gestöret, und alle Ehrfurcht gegen die Obrigkeit verletzt wurde, stille schweigen? — Wirklich drohte der aufgebrachte König Hussen und seinem Freunde Hieronymus mit dem Scheiterhaufen. Ob er sich schon in der Folge theils durch seiner königlichen Gemahlinn und einiger Großen Vorbitte, theils durch die Begierde, den Vorwurf der Ketzerey von der böhmischen Nation abzulehnen, so sehr besänftigen ließ, daß er Hussen nicht nur nach Prag, von da ihn Erzbischof Konrads Interdikt verscheucht hatte, unter seinem Schutze zurückkehren machte, sondern auch bey seiner Reise nach Kostnitz ihn der Obhuth einiger böhmischen Edlen empfohlen hat. Das letzte vermochte ihn indessen so wenig

zu retten, als der Geleitsbrief Kaiser Sigmunds. Von den böhmischen Theologen nicht mit Ungrund, aber doch auch — wenigstens von einigen — mit Leidenschaft mehrerer Irrlehren beschuldigt, ward er von den Vätern für einen Ketzer erklärt, und da er vom Widerrufe, ungeachtet aller Vorstellungen der angesehensten Kirchenprälaten und der Bitten des Kaisers selbst nichts wissen wollte, durch ein Urtheil zum Feuer verdammt, das ich, so sehr es den damahls bestehenden Gesetzen gemäß war, doch mit Pubitschka hart und unklug nennen darf. Bloß Rache für Hussens Angriffe auf die Klerisey scheint es indessen nach dem glaubwürdigen Winde nicht gewesen zu seyn, denn derselbe merkt ausdrücklich an: daß, wenn Huß sich auf die gegründeten Vorwürfe über Hoffart, Geitz und Unkeuschheit der Klerisey eingeschränkt hätte, er auf dem Conzilium wohl bestanden wäre. Wenigstens bestunden mehrere Redner auf demselben, deren von Hardt angeführte Reden, Vorwürfe von dieser Art enthalten. Und wer hat denn einem Mag. Math. von Krakau, der auf der Synode zu Prag im Jahr 1409 — also um eben die Zeit, als das Huß von der Kanzel in Bethlehem that — wider die Laster der Klerisey mit so vieler Freymüthigkeit sprach, ein Haar gekrümmet? Höchstens könnte man sagen, man wäre gegen den überwiesenen Irrlehrer geneigter zur Schonung gewesen, wenn er auch die Fehler der Einzelnen mit mehr Schonung des Standes in Predigten und Schriften gerügt hätte.

Dem sey, wie ihm wolle; für Böhmens Ruhe

hatte die den 6. Heumonaths 1414 wirklich erfolgte Vollziehung des Urtheils die traurigsten Folgen. Auf die erste Nachricht davon schrien Hussens zahlreiche Anhänger über Ungerechtigkeit und Grausamkeit, und wollten beyde durch Gewaltthätigkeiten rächen, die sie an denjenigen von der Klerisey ausübten, die über die bisher streitigen Sätze anders dachten, als Huß. Auch Wenzel nahm den Schritt des Conciliums übel; weil er glaubte, es habe durch denselben der Nation das Brandmahl der Ketzerey aufgedrückt. Freylich legte sich seine Hitze bald wieder; aber doch hinderte er die Hussen zugethanen Baronen und Ritter Böhmens und Mährens nicht von einem Landtage aus jenes Schreiben ergehen zu lassen, dessen ich sonst schon gedacht habe. Den darin der Verläumdung und Verrätherey beschuldigten böhmischen Theologen, die sich auf dem Concilium zu Hussens Anklägern hatten gebrauchen lassen, hatte man ohnehin schon die Rückkehr nach ihrem Vaterlande versagt. Bald folgte auch eine feyerliche Erklärung von 450 böhmischen und mährischen Edlen: daß sie einem Concilium, das sich durch die Verurtheilung eines unschuldigen und heiligen Mannes schwer versündigt hätte, keinen Gehorsam leisten könnten. Die Väter wollten indessen diese Klagen wider ihr Verfahren, so wie jene über die Verletzung des kaiserlichen Geleitsbriefs, durch das Verboth aller Reden wider das Concilium und den Kaiser, und dadurch widerlegen, daß sie jeden dawider Handelnden für einen Gönner der Ketzerey und für einen Beleidiger der Majestät erklärten. Auch der mit dem Auftrage, den

Irrlehren zu steuern, und den Schlüssen des Conciliums Gehorsam zu verschaffen, nach Böhmen abgeordnete leutomischler Bischof, richtete ungeachtet des Beystandes der von Hasenburg und anderer noch gut katholischen Große im Grunde so wenig aus, daß die Erbitterung wider die Römische Klerisey vielmehr zunahm; so, daß man sie ungestraft auf das grausamste mißhandeln zu können glaubte: wie dann die schändliche Beraubung des Klosters Oppatowicz und die unmenschliche Ermordung der dortigen Mönche in diesen Zeitpunct fällt, deren Urheber Johann von Herzmannmiestecz nicht nur alle Strafe, sondern auch alle Verantwortung bloß dadurch ablehnte, daß er auf die Vorladung des Königs nicht erschien. Einige haben daraus schließen wollen, daß Wenzeln eine gänzliche Fahrlässigkeit damahl schon gleichsam zur Natur geworden sey. Indeß trieb er doch gerade um die Zeit einen Tista und einen Plawensky, die von ihren festen Schlössern, Frauenberg und Hassenstein, die öffentliche Sicherheit gestört hatten, mit viel Ernst zu paaren. Daß er gegen diejenigen, die sich an der Geistlichkeit vergriffen haben, diesen Ernst nicht zeigte, mag leicht daher gekommen seyn, daß er ohne Besorgniß eines Aufruhrs der Verbitterung wider dieselbe nicht glaubte steuern zu können, die beynahe allgemein geworden war; besonders seitdem man auch den zweyten böhmischen Theologen, Hieronymus von Prag, zu Kostnitz als einen Ketzer verbrannt hatte. Und es war wohl eine Folge dieser Stimmung der Nation, daß sie gleichsam dem Concilium zum Trotze

sich für den Genuß des Kelchs im Abendmahl erklärte, dessen Nothwendigkeit noch vor Hussens Tod Mag. Jakobell von Mieß behauptet, und den Huß selbst aus dem Kerker gebilligt hatte. Die von den Vätern durch einen böhmischen Theologen, Moritz von Prag, veranstaltete Vertheidigung der alten Lehren in diesem Puncte, machte auf die Böhmen nicht die geringste Wirkung. Eben so fruchtlos waren alle Verfügungen des neuen Pabstes Martin des V., vielleicht gerade darum, weil sie das Gepräge der Strenge hatten. Und der von ihm nach Böhmen gesandte Cardinal-Legat Johann, aus dem Dominikanerorden, bemühte sich umsonst, den Bund der böhmischen Großen zu trennen, den dieselben geschlossen hatten, den Tod ihres Lehrers und die Beschimpfung der Nation, wie sie sagten, zu rächen.

Wenzel erlebte noch die ersten Auftritte dieses Trauerspiels, das eines der blutigsten und schauderhaftesten dieser Art in der ganzen Geschichte ist.

Hier nahmen die Bewegungen täglich zu: Der kleine Jakob, gebürtig aus der böhmischen Bergstadt Mieß gebürtig, theilte den Layen auf der Neustadt zu Prag bey S. Adalbert, in der Altstadt bey St. Martin, St. Michael und in Bethlehem öffentlich das Abendmahl unter beyden Gestalten aus. — Niklas von Hussynecz, Grundherr des Orts, in welchem Huß geboren war, ein Mann von ungezähmtem Ehrgeitze, das Gehirn voll des Entwurfes (welchen erst Podiebrad, zum ersten und letztenmahle vollführte) in seiner Person den Böhmen einen ge-

bornen König zu geben, stellte sich an die Spitze der Aufrührer. Seiner Partey wurden Kirchen eingeräumt, in denen der Genuß des Abendmahles unter beyden Gestalten beobachtet wurde, aber er wurde auf seine Güter verbannt. Das ganze Königreich theilte sich in zwey Parteyen: »Der Past soll leben!« war die Loosung der Einen — »Es lebe Wicleff und Huß der andern. Diese plünderten, verbrannten Kirchen und Klöster; die Partey des Conciliums dürstete nach dem Blute der Hussiten.

Wenzel, vor Hussynecz zwar unreifen Entwürfen bange, befahl den Prager Bürgern, alle ihre Waffen in seinem Pallaste, dem Wissehrad niederzulegen. Die Häupter wurden durch diesen Befehl in große Verlegenheit gesetzt. Es war gefährlich, durch Ungehorsam den nach langer Sorglosigkeit nun erwachten Grimm des Königs zu reitzen, noch gefährlicher schien ihnen sich unter diesen Stürmen zu entwaffnen. Die Rathsversammlung war unschlüßig, uneinig und bestürzt.

Ziska machte nun seinen ersten Auftritt. Er trat in ihre Mitte unter folgender Rede: »Euere Schwäche setzt mich in Erstaunen. Ich kenne den König besser, als ihr. Rüstet euch; legt sie an euere Waffen, so tragt sie hin auf den Wissehrad. Der König wird euch gern so geschmückt und gerüstet sehen, und euch ganz gewiß wieder mit den Waffen entlassen, die ihr ihm auf solche Weise ausliefert. Mich stellt an euere Spitze, ich will das Wort führen für euch,

in diesem Augenblicke, der wichtiger ist, als ihr meint.«

Der Zuruf nach dieser Rede war einstimmig, und entschied für Ziska, der Zug wogte dem Pallaste zu. Der König war Anfangs in Furcht, wurde aber durch das stille Betragen der Menge beruhiget, trat auf dem Balkon, und hörte folgende Rede des Ziska in Nahmen des Volkes: »Ihr, sagte Ziska, habt von eueren Getreuen die Waffen gefordert, gnädiger Herr und König. Hier bringen wir sie selbst, willig und bereit unsern letzten Blutstropfen wider eure Feinde zu opfern.« Der König antwortete: »Du redest ganz wohl. Führe nun auch dieses Volk so ruhig wieder zurück, als es hierher gekommen ist, jeder gehe wieder in sein Haus zu seinem Gewerbe.«

Diese Stunde gründete das Ansehen Ziska's, denn er galt von nun an für das Haupt der Hussiten.

Es rotteten sich im folgenden Jahre im Julius viele Haufen, 40000 an der Zahl, im Bechiner Kreise bey eben denselben Städten zusammen, wo Huß, nach seiner Flucht aus Prag, aller Orten seinen zahlreichen Anhang geprediget hatte. Das Abendmahl unter beyden Gestalten empfingen sie auf den hervor ragenden Trümmern der Feste Chonow, auf dem Berge Hradißtie, dem sie den biblischen Nahmen Tabor gaben. Hussynecz redete zu dem Haufen von Erwählung eines neuen Königs, vom Zuge nach der reichen Königsstadt Prag, vom Umstürzen und Plündern; aber der Priester Wenzel Koranda, welcher

ein Freund des Ziska war, sprach zu ihnen scharf und ernstlich, und hielt sie von weitern Unthaten ab.

Obschon Ziska dem Könige ergeben war, so dauerte ihm doch die Ruhe zulange. Er bereitete alles zum baldigen öffentlichen Ausbruche. Den Anlaß hinzu gab ein Umgang, welchen die Hussitische Partey, die vom Genuße des Kelches nun schon die Calixtiner genannt wurden, von der Kirche des heiligen Stephan in der Prager Neustadt führte, der Zug ging am Rathhause vorbey, wo unglücklicher Weise jemand einen Stein herab warf, welcher einen Hussitischen Priester traf. Der wilde Haufe, der ohnehin schon den Priester der Stephanskirche erschlagen und sein bluttriefendes Haupt an einer langen Stange zum Fenster hinausgesteckt hatte, wurde durch diese Unvorsichtigkeit zur wüthenden Raserey aufgereitzt. Ziska erhob die rauhe Stimme, und feuerte seine Begleiter an, diese Schmach auf das fürchterlichste zu rächen. In einem Augenblicke waren die wenig verrammelten Thüren des Rathhauses gesprengt, dasselbe gestürmt, alles, was Leben hatte, erwürgt, und 13 Rathsherrn auf die Spieße der unten stehenden Menge gestürzt.

Ein Kämmerling des Königs kam mit 300 Reitern herbey, die Ruhe wieder herzustellen, aber vergeblich. Ziska nahm mit den Seinen eine so drohende Haltung an, setzte sich so rasch in den Stand, den Angriff des Reiterhaufens zurück zuschlagen, daß dieser augenblicklich die Flucht ergriff. Nun war das Feld frey.

Hierauf beriefen die Anführer triumphirend alle Bürger der Neustadt auf das eroberte Rathhaus zusammen, schmiedeten eine neue Ordnung, und setzten vier Rottenführer aus ihrem Mittel zu Häuptern, bis ein neuer Rath erwählt seyn würde.

Nun erst erkannte der König die bösen Folgen seiner Langmuth, wurde von dieser Nachricht um so mehr betroffen, als sie ihn bey der Tafel unterbrach. Sein Mundschenk allein staunte nicht mit den Übrigen, sondern erwiederte mit der Ruhe eines Mannes, der dem Gange der Begebenheiten die gehörige Aufmerksamkeit weihet: »Daran finde ich wohl nichts Erstaunenswürdiges, und habe den Auftritt seit mehreren Tagen mit Gewißheit vorausgesehen.« Der König wurde aufmerksam, lebhaft regte sich in ihm der Argwohn, der Mundschenk sey Theilnehmer, oder doch Mitwisser des Anschlags. Durch seine Kälte gereitzt zog er den Degen, ihn zu tödten, und fiel unter den Händen derer zusamen, die sich bemühten, ihm bittend den Degen zu entwinden. Der Schlag hatte ihn berührt. Er starb am 16. August.

Sein Tod war das Signal zur wildesten Parteywuth in ganz Böhmen, es war eine Anarchie. Am Tage nach seinem Hintritt übten die Hussiten an allen, dem katholischen Gottesdienst angehörigen Gebäuden, zügellose, freche Gewalt. Ihrer Meinung nach war die Verehrung der Bilder Abgötterey, die Liturgie bedeutungslose, geheimnißvolle Pracht, ein Hohn der unergründlichen Verborgenheit des Höchsten. So fielen sie nun auch, reißenden Thieren gleich,

in Kirchen und Klöster, zerstörten, rißen nieder, entweihten durch Schandthaten und Mord, erwürgten die Priester, die sich weigerten, ihnen das Abendmahl unter beyden Gestalten zu reichen.

Weil der Karthäuser Orden wesentlich zu Hussens Verdammung mitgewirkt hatte, verfuhren die Rasenden mit Tigerwuth in der Karthause Augezd von Prag. Ähnliche verkehrte Vergeltungen übten sie auch an andern Orten mit sinnreicher Grausamkeit. Nicht viel milder verfuhren auf der andern Seite die Katholiken. Alle Utraquistischen Priester, die ihnen in die Hände fielen, starben des Feuertodes. Die Bergleute zu Kuttenberg fingen, raubten und kauften alle Hussiten, derer sie habhaft werden konnten, und stürzten in einem einzigen Jahre 1600 in die Schachten hinab. Von diesen Unglücklichen verfaulten und verhungerten diejenigen in der gräßlichen Finsterniß, welche nicht durch den Fall und die mörderische Luft sogleich getödet wurden.

Die Königinn, Wittwe Sophia, berühmt durch ihre seltenen Tugenden, und einige gut Gesinnte wandten vergebens alles an, um diesen Schrecknissen Einhalt zu thun. Die Königinn hoffte Prag durch starke Besetzung des Schlosses und der kleinen Seite im Zaume zu halten. Peter von Sternberg und Buhuslav von Schwamberg wurden einige Haufen zugeordnet, die Ruhe auf dem flachen Lande wieder herzustellen. Diese Maßregel zu groß für bloßen Anschein, zu klein die furchtbare Flamme eines Meinungskrieges zu dämpfen, hatte vielmehr den entge-

gen gesetzten Erfolg. Die Prager rüsteten sich. Ziska und Hussynecz an der Spitze nahmen sie den Wissehrad hinweg. An alle calixtinischen Städte, Gemeinde und Burgherrn, erging der Aufruf zum Angriff wider die Feinde des Glaubens. Als die Königlichen sich in den Weg legten, den Anzug dieser Hülfsvölker mit Waffengewalt zu verhindern, entstand ein Krieg in der Hauptstadt selbst. Endlich mittelte die Königinn im November dieses einen halbjährigen Stillstand. Ziska verließ dem zufolge Prag, und machte Pilsen zu seinem Waffenplatze.

Wenzels Bruder und Böhmens Erbe Sigismund, römischer Kaiser und König von Ungarn und Böhmen kam in December nach Brünn. Dahin berief er die Abgeordneten von Prag und dem ganzen Königreiche zum ersten Mahle verband er in seinem Betragen Festigkeit mit Milde; alles kündigte die frohe Rückkehr des Friedens an, als Sigmund nach seiner Art auf einmahl wieder zu einer ganz entgegengesetzten Handlungsweise überging, allenthalben Blutbefehle wider die Hussiten ergehen ließ, und zu Breslau sein der Gnade geweihtes Königsantlitz an der grausamen Hinrichtung einiger Anhänger der neuen Lehre weidete.

Dieses hatte unwiderbringliche, schreckliche Folgen. Die hussitischen Priester richteten den Muth der Ihrigen durch schwärmerische Weissagungen wieder auf, und ein Häuflein verzweiflungsvoll entschlossener Männer gab sich das Wort Sigmunden niemahls als König von Böhmen anzuerkennen, so lange noch

ein Tropfen ihres alten Blutes in ihren Adern rolle. Ziska war das Haupt dieser Männer.

Um seine Partey vom Grimme der Verfolgung zu sichern, feuerte er sie an, feste Zufluchtsörter zu bauen, oder jene ihrer Gegner zu erstürmen. Ziska ließ durch Chwall Rzepiczky Tabor erbauen, seine Haufen nannten sich daher Taboriten.

Man belagerte ihn kurz vorher in Pilsen, welches er so eben zu befestigen angefangen hatte. Er verließ die Stadt, weil er nicht im Stande war, einen Sturm auszuhalten, indem er nach Tabor zu gehen, und von dort aus für größere Zwecke zu wirken beschlossen hatte. Er erhielt freyen Abzug. Auf dem Marsche dahin ergriff ihn ein königlicher Heerhaufe an, an seiner Spitze der Johanniter Großprior Heinrich von Neuhaus, Niklas Diwoky, Münzmeister zu Kuttenberg, und Peter von Sternberg. Die Übermacht war groß. Ziska hatte weder Reiterey noch Geschütz; die Feinde beydes in beträchlicher Zahl. Er bedachte sich einen Augenblick. Von drey Seiten fuhr er um sein Häuflein das Gepäck, als eine Wagenburg auf, die noch unbesetzte Seite lehnte er an einem Teich. Er wurde völlig umrungen; drey Mahl drangen die Königlichen in seine Wagenburg, drey Mahl schlug er sie wieder hinaus; sein Freund Brzenko von Sswihow fiel, ihm zum Sühnopfer, aber auch der Großprior. Die Nacht trennte die Streitenden. Während derselben gelang es mehreren Hussiten, sich unbemerkt durch die feindlichen Scharen zu stehlen. Er befahl ihnen im Rücken der

Königlichen, im Walde ein furchtbares Getöse zu erregen, und jauchzend den Hussitischen Schlachtruf anzustimmen. Die Stille der Nacht, der laut und viel tönende Wald, die Zaghaftigkeit der durch den unerwarteten Widerstand erschreckten Königlichen, vertausendfachten den Ruf der Wenigen. Noch vor Tages Anbruch zogen sich die Feinde zurück, Ziska aber ungehindert nach Tabor; durch die glückliche Rettung aus dieser großen Gefahr zu neuen Thaten begeistert.

Nicht lange darauf wurde er wieder von einem beträchtlichen Reiterhaufen verfolgt, Ziska gebrauchte ein noch außerordentlichers Mittel der Gegenwehr. Fechtend, mit Pfeilregen, die Reiterey immer in gehöriger Entfernung haltend, zog er sich in nahe, durchschnittene, bergigte Gegenden. Die Feinde drangen selbst in den engen Pfad, abermahls zu hart auf ihn. Da schlangen die Hussitischen Weiber ihre Schleyer und Kleider um Bäume und Sträuche, und spannten oder warfen sie über den Weg, daß die Vormänner stürzten, von den hintern niedergeritten, und die Verwirrung allgemein wurde. Nie hat Ziska vergessen, von dieser Kriegslist den untrüglichen Vortheil zu ziehen, den sie dem Besonnenen darbeut, und auf die Art kam er glücklich nach Tabor.

Durch 8 Monathe machte er Tabor durch Tag und Nacht fortgesetzte Arbeiten unüberwindlich, und war beflissen seinen Feinden Geschütz und Pferde wegzunehmen, was beydes ihm nur fehlte, mit seinem Fußvolke hatte er schon den Ruhm der Tage von Morgarten, Sempach und Näfels verdunkelt.

Aus den zahlreich erbeuteten Pferden errichtete Ziska eine Reiterey, er eroberte das Geschütz, das wider ihn hätte gebraucht werden sollen.

Eine neue Rotte sammelte Heinrich Krussina von Lichtenburg auf den Hügel Trzebechowitz. Der angenommenen Sitte gemäß wurde der Hügel Oreb, und Krussinos Rotte die Orebiten genannt. Nach einigen glücklichen Versuchen ernannten die Prager Städte den Krussina zu ihrem Oberfeldherrn.

Der Kaiser hatte mittlerweile aus allen Gegenden Deutschlands Verstärkungen an sich gezogen. Sein Heer wurde bis 170,000 Mann geschätzt. Die Churfürsten von Mainz, Trier und Köln, von Pfalz und von Brandenburg Herzog Albrecht von Österreich (ermuntert durch das Verlobniß mit Elisabeth, Sigismunds Erbtochter), Herzog Albrecht von Bayern, und über 40 Fürsten und Grafen des Reiches begleiteten ihren Kaiser gegen Prag. In dieser Stadt waren nur die der Waffen wenig gewohnte Bürgerschaft, und etwa 4000 Taboriten und Orebiten, ohne Geld, ohne Lebensmittel, fast ohne Waffen. Die meisten trugen nur Spieße und Dreschflegel mit Eisen beschlagen; aber mit ihnen war Ziska, und die convulsivische, jeder gewöhnlichen spottende Kraft der Begeisterung.

Die ungeduldigen Königlichen machten nun kein Geheimniß mehr daraus: den rohen unerfahrenen Haufen zur Schlacht zu zwingen, und nun desto eifriger war Ziska sich auf dem Berge Witkow zu verschanzen.

Am 14. July 1420 machte das acht Mahl überlegene Herr des Kaisers den Angriff auf Ziska's Völker. 6000 Mann stürmten auf Ein Mahl den Berg, und das Sachsenhaus von der kleinen Seite her. Bey 8000 fielen aus den Wissehrad in die Neustadt, Markgraf Friedrich von Meissen, Herzog Albrecht von Bayern stürmten mit frischen Truppen den Witkow. Die Hussiten vertheidigten sich mit jenem Muthe, welchen der Kampf für Glauben für Herd, Weib und Kinder einflößten. Weiber traten an die Stelle verwundeter Männer, und heldenmüthig retteten unbärtige Knaben ihre Väter vor Tod und Gefangenschaft. Tausende der Feinde kamen um, eine nicht minder große Zahl der Unerbittlichen wurden ohne Schonung den Berg hinabgestürzt, der von dem erfochtenen beyspiellosen Siege bis auf diesen Tag der Ziska-Berg heißt.

Obschon die deutschen Hülfstruppen von Eisen gepanzert waren, so wurden sie doch von dem nur mit Dreschflegeln bewaffneten, ernster Kämpfe ungewohnten Bürgern und Landleuten besiegt; sie schoben alle Schuld auf Verrätherey, und verheerten das Land.

Das Herz blutete den böhmischen Baronen bey diesen Verwüstungen, sie schloßen sohin mittlerweile einen Vergleich zwischen den König und seiner Hauptstadt; und der Erzbischof krönte ihn.

Das deutsche Volk war mißvergnügt, daher Sigmund genöthiget wurde, obgleich die Fehde vorzüglich wider die Bilderstürmer ging, auch seiner

Seits die goldenen und silbernen Statuen der Heiligen zu zerschlagen, und sie sammt den Kirchengefäßen von edlen Metall in die Münze zu schicken, um Abschlagszahlungen auf den ausständigen Sold zu leisten. Verwüstungen und Grausamkeiten aller Art bezeichneten den Abzug dieser Rotten. Die Hussiten hielten es für eine Ehrensache, ein Ähnliches zu thun, wie ihre Feinde, und so geschah es, daß Hunderte von Katholiken und Utraquisten, bey langsamem Feuer verbrannt, oder in Fässer gesteckt wurden, die mit Harz und Pech ausgepicht und angezündet wurden. Die Zielscheibe der fürchterlichsten Rasereyen waren die beyderseitigen Priester. Viele derselben starben mit großer Standhaftigkeit, andern, die von den fürchterlichen Heerführern niedergeworfen, flehentlich um ihr Leben bathen, antwortete Ziska mit schrecklicher Kälte: »Nicht nach unsern, nach des Heilands Willen müßt ihr sterben. Wir müssen sein Gesetz als gehorsame Knechte durch euer Blut erfüllen.«

Prag befand sich nun wieder in den Händen der Taboriten und diese hatten aus eigener Kraft zwölf Glaubensartikel aufgesetzt, dann die gesammte Bürgerschaft zur Annahme derselben gezwungen, nunbeschlossen sie ihr Werk durch die Eroberung des Wissehrad zu krönen. Sigmund nahte zum Entsatz. Muthig vertheidigte Johann Wissenbra von Bozkowecz, aber nicht minder wüthend waren die Anfälle der Hussiten, an deren Spitze Heinrich Krussina von Lichtenberg, Victorin Boczko von Kustadt und Podiebrad, Hynko von Waldstein, Prokop von Ustje,

Johann von Lichtenberg und Niklas Huß von Hussynecz standen.

Der Hunger erzwang endlich die Übergabe. So lange der Wissehrad sich hielt, hatte Sigmund nicht so viel Muth in sich sammeln können, das Loos desselben durch ein Treffen zu entscheiden. Blinde Angst hieß ihn nun schlagen, da die Feste nun aufs Äußerste gekommen, und eine Capitulation schon geschlossen war. Am 1. Nov. 1420 sah der König auf einen Hügel zu, wie sein Heer von den verachteten Bauern (den Hussiten) welche es alle lebendig zufangen sich vornahmen, nach einem halbstündigen Gefecht völlig getrennt, und in eine schimpfliche Flucht gejagt wurde. Der königliche Oberfeldherr Heinrich v. Plumlowsky v. Keanary Oberster Landeshauptmann in Mähren, war einer der ersten, die unter den Dreschflegeln fielen.

Der Sieger Ziska nahm nach wenigen Tagen eine fürchterliche Rache an den Bürgern zu Prachatitz wegen der Vertreibung seiner Glaubensbrüder. Er liebte die Stadt, weil er in ihren Mauern mehrere Jugendjahre verlebt und auch hier studiert hatte. Er both ihr Gnade an, wenn sie, wie es Piseck that, ihm die Thore öffnen und utraquistische Besatzung einnehmen würden. Auf die Weigerung folgte sogleich der Sturm, die Stadt wurde erstiegen und alle streitbaren Männer wurden erschlagen, nur 85 Greise waren verschont geblieben. Ziska ließ sie aus ihren Zufluchtsörtern hervorschleppen und verbrennen.

Es erfolgte sodann eine Zusammenkunft in Prag,

welche eine doppelte Absicht hatte, nähmlich, Geistlichkeit, Baronen, Edle, Städte und Gemeinden zu einem förmlichen Schluße zu vereinigen, um Kaiser Sigmund des böhmischen Thrones verlustig zu erklären, und die Prager und Taboriten, wenigstens im Äußern des Gottesdienstes, welches bisher immer der Hauptanstoß war, zu verbinden.

Durch dieses Vorgehen hoffte der schlaue Niklas seine Absichten auf die Krone zu begünstigen, und die Prager an der Ausführung ihres alten Vorsatzes zu hindern, einen pohlnischen Prinzen auf den böhmischen Thron zu setzen. Gegen jede Macht vermeinte er mit dem Schwerte sich schützen zu können.

Indessen verlor Hussynecz bey dieser Zusammenkunft durch einen Zufall das Leben. Als in der Versammlung die Wahl eines pohlnischen Prinzen neuerdings zu Sprache kam, fuhr er wüthend von seinem Sitze auf, und schwor der meineidigen Stadt auf ewig den Rücken zu wenden, die durch eines Fremden Erhebung das erniedrigende Bekenntniß ablegte, kein Eingeborner sey des Thrones würdig. Hinter dem Wissehrad begegnete ihm ein Wagen, dem er nicht ausweichen konnte. In der Hitze des Zorns setzte er zwischen denselben und der Mauer durch, und stürzte. Wenige Tage darauf starb er zu Prag unter Flüchen und Verwünschungen.

Sein Tod vereinigte die streitenden Parteyen doch nur auf kurze Zeit. Alle Hussiten erkannten Ziska einmüthig als ihren Führer und ihr Oberhaupt.

Dieser verstand sich mit den Pragern dahin,

eine Gesandtschaft an den Pohlenkönig Wladislaw zu senden, und ihm die Krone anzubiethen. Die Gesandten wurden auf der Reise überfallen, und an Sigmunden ausgeliefert, der die Geringeren hinrichten, die Vornehmsten aber in die tiefsten Kerker werfen ließ.

Ziska hatte unterdessen seinen Todfeind Bohuslaw von Schwamberg in seiner Burg Kraslikow belagert. Die so muthige Gegenwehr verursachte ihm den empfindlichsten Verlust an Zeit und Volk.

Ziska gewährte ihm endlich freyen Abzug mit den Seinen. Indessen hatte die hussitische Partey an mehreren Orten nicht geringen Verlust erlitten. Die Knappen von Kuttenberg, die treuen Einwohner von Brix und Kommotau hätten mehrere Rotten derselben niedergehauen, andere zerstört, viele Gefangene gemacht. Diese Vortheile, welche andere für ihn erfochten hatten, flößten auch Sigmunden wieder einigen Muth ein, er näherte sich dem von Tachau, und nöthigte ihn durch die so unverhältnißmäßige Überzahl, die Belagerung noch vor seiner Ankunft aufzuheben, und sich zurückzuziehen.

Da aber Ziska von Prag und Tabor die neuen Hilfstruppen an sich gezogen hat, gab dieser an Sigmund jenen Rückzug mit Wucher heim, schlug ihn von Kladrub hinweg, zwang ihn nach Leutmeritz, nach Kuttenberg, und endlich gar nach Mähren zu fliehen.

Hingegen traf die katholischen Städte Komotau und Beraun in den Monathen März und Aprill des

1421ten Jahres vielen Schaden und schreckliches Loos von den Hussiten.

Ziska, der Unerbittliche erschien vor ihren Mauern, und gewann beyde Städte mit Sturm. Alle Einwohner des männlichen Geschlechtes wurden niedergemacht, die Priester verbrannt. Nur die Frauen begnadigte der Feldherr, aber was seinem fürchterlichen Grimm entgangen war, das traf die Hyänenwuth der hussitischen Weiber. Sie eigneten sich, unter tausendfachen Mißhandlungen, die Mütter, Frauen und Töchter ihrer Feinde als ihren Antheil an der Beute des Sturmes zu, beraubten sie ihrer letzten Habe und ihrer Kleider, zerfleischten oder sperrten sie in Holzkammern und Ställe zusammen, und zündeten diese hernach an.

Ziska nun wendete sich von Beraun nach Mähren gegen die Adamiten, welche unter dem verrückten Priester, Martin Loquis und den Häuptern Bedrzich und Wizoniz einen unzugänglichen festen Sitz auf einer Insel in der Morawa, im Dorfe Redakuwiz inne hatten, das sie Neutabor nannten. Gemeinschaft der Güter und Weiber, Freyheit der Heimath zwischen den allernächsten Blutsverwandten, wie in der Zeit der Altväter, gänzliche Abwürdigung alles äußern Gottesdienstes, einsames abtödtendes Leben in Wäldern und Einöden waren ihre vorzüglichsten Glaubensartikel. Sie hielten es für Pflicht, Winter und Sommer nackt zu gehen.

Ja mit beyspiellosem Grimme zog Ziska gegen diese so entarteten Sprößlinge seiner Secte, überfiel

sie zu Klokot, ließ unter ihnen herumwürgen, so lange noch einer der Seinen einen Arm regen konnte, fünfzig der Vornehmsten wurden verbrannt.

Sie sprangen jubelnd in die Flammen. Viele Freunde des Vaterlandes schloßen sich um diese Zeit an Ziska an, denn da ihr König Sigismund gar keinen Schritt that, zur Rettung und Rache des mit Füßen getretenen königlichen Ansehens, lag die Nothwendigkeit am Tage, sich zu einer Parten zu schlagen, und die Klugheit geboth, zu den Fahnen der stärkeren zu schwören. Die Städte, welche bisher noch ihren Glauben, ihre Munizipalverfassung, ihre Selbstständigkeit behauptet hatten, fielen nun nach einander auf die erste, ernste Aufforderung, als Königshof, Trautenau, Chrudim, Maur, Leutomischel, Poliezka.

Nur Jaromirz wagte es, dem Unbesiegten zu trotzen.

Ziska beschloß, ein warnendes Beyspiel zu geben.

Als Jaromirz erstürmt und geplündert war, ließ Ziska alle Einwohner, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts, gleich einer Herde Schafe zur Stadt hinaustreiben, und in der Elbe ertränken. Drey und zwanzig Priester wurden verbrannt, als sie sich weigerten, den Hussiten das Abendmahl unter beyden Gestalten zu reichen.

Nun erschien er vor Leutmeritz, so sehr doch diese die Prager haßten, sendeten sie gleichwohl Abgeordnete und bathen demüthig, ihre Unterwerfung anzu-

nehmen und nur den Fürchterlichen zurückzurufen. Prag setzte sofort Heinrichen von Waldstein als Hauptmann über die Unterworfene Stadt.

Der Landtag zu Czaslau (im July 1421) durch den einige Friedens-Freunde, voll leichtgläubiger Gutmüthigkeit, die erbitterten Gemüther zu vereinigten hofften, hatte keine andere Folge, als daß die Spaltung noch größer, noch unheilbarer wurde. Sigismunds Anschlag, die Böhmen durch die Schlesier zu bezwingen, schlug gänzlich fehl. Im folgenden August geschah, was noch nie geschehen war, die Hussiten erlitten eine schimpfliche Niederlage. Den geängstigten Bürgern von Brix kamen meißnische Völker zu Hülfe. Da befiel die Prager ein solcher panischer Schrecken, daß sie ihr Geschütz und Gepäck im Stiche lassend, ein Haufe nach Saatz, ein anderer nach Schlan, und ein dritter nach Laun, auseinanderstäubte.

Ziska stand nun zu eben dieser Zeit vor dem festen Raby.

Als er des Ortes Beschaffenheit und die Schwächen der Burg auskundschaftete, schoß der Ritkochowky von der Warte einen Pfeil auf ihn ab.

Er traf den Baum, unter den sich der spähende Ziska gestellt hatte, und ein abprallender Splitter desselben durchfuhr Ziskas noch gesundes Auge, so daß er von diesem Tage an ganz blind war. Der Muth der Seinen wurde dadurch nicht wenig niedergeschlagen, aber bey seiner schmerzhaften Heilung und bey all seinem Unglücke verließ er doch nicht das Lager,

und behielt die gewohnte Besonnenheit und kalte Gleichmuth. Demnach hob er in einigen Tagen die Belagerung auf, um den Meißnern entgegen zu gehen. Auf die erste Nachricht von seiner Annäherung, flohen diese über die Gebirge zurück.

Als die Versammlung von Kuttenberg dem lithauischen Großherzog Witold die Krone Böhmens angetragen hatten, und diese Nachricht Sigmund hinterbracht wurde, erschien er vor Saatz mit einem noch nie in Böhmen gesehenen Heere. Churfürsten und Fürsten waren in großer Zahl unter seinem glänzenden Gefolge, aber desto weniger glänzend waren die Thaten dieses prächtigen Haufens. Auf die Nachricht, daß Ziska mit einem Taboriten-Heere nahe, zog sich Sigmund mit einem großen Verlust nach Schlesien zurück. —

Während dieses vorgegangen war, hatte sich ein neuer Haufe von Adamiten unter einem Bauern, der sich für Moses ausgab, auf einer Insel zwischen Wessely und Neuhaus gesammelt. Blitzschnell stürzte sich Ziska auf sie. Ohne sich viel darum zu bekümmern, was sie eigentlich glaubten, und ob sie feindselige Absichten gegen seine Partey trügen, verschonte er keinen von ihnen, bis auf einen alten Mann, der ihm ihre Lehre auseinander setzen mußte. Den Inhalt dieser Unterredung meldete er in eigenen Schreiben den utraquistischen Gottesgelehrten nach Prag.

Hierauf ging er gegen die Pilsner, welche einer seiner auserlesenen Scharen in dem Schlosse Krasikow hart zusetzten. Die Zahl der Feinde war groß,

aber Ziska fragte nie um die Zahl der Feinde. In den umliegenden Dörfern raffte er zusammen, was er immer von Lebensmitteln aufbringen konnte, schlug sich mit denselben durch die Feinde, warf sich in die Burg, befreyte sie durch einen glücklichen Ausfall, und verfolgte die Feinde auf eine weite Strecke, bis die Pilsner durch Sachsen, Schlesier und Meißner verstärkt, seinen kleinen Haufen völlig einschlossen, und er entkam durch seinen schlauen, schnellen und bewunderungswürdigen Marsch, worauf er sich nach Saatz begab.

Sigmund fiel neuerdings mit einem zahlreichen, aus Mährern, Österreichern und Ungarn bestehenden Heere in Böhmen ein. Die Prager riefen Ziska von Saatz herbey, um ihre Vormauern sowohl als die seit kurzen ausgesöhnten Städte Czaslau und Kuttenberg zu schirmen. Er zog in Prag ein, mit aller Herrlichkeit eines Siegers und Königes. Er saß zu Pferde, einfach gekleidet, wie immer, seine Keule führend, finster und zornig, gerade vor ihm trugen die Priester den Kelch. Der Zug hatte ganz das Gepräge der dumpfen Stille seines Führers; man hörte keine menschliche Stimme aber alle Glocken wurden unabläßig geläutet. Das Volk lag stumm auf den Knien und staunte den blinden Helden an.

Auf den König stieß er bey Kuttenberg, der von seiner Überzahl Gebrauch zu machen, sein Heer in weitere Ordnung entfaltete. Ziska ließ sich in seiner Wagenburg völlig einschließen. Mitten in der Nacht brach er stille auf, überfiel die Königlichen,

bahnte sich einen Weg über Leichen, mitten durch ihre stolzen Gezelte, und entkam gegen Collin, ohne einen Mann, ohne auch nur etwas von seinem Gepäcke verloren zu haben.

Da er sich durch einige Rotten von Gitschin und Thurnau verstärkt hatte, rückte er wieder vor, zwang bey Deutschbrot (18. Jäner 1422) Sigmund zur Schlacht, die bloß eine schmähliche Flucht war. Nur die ungarische Reiterey, vom Florentiner Piso geführt, hielt Stand; alles niederstürzend, unwiderstehlich drang Ziska vor, endlich kehrten auch die Reiter um, ihr Heil der Geschwindigkeit ihrer Pferde vertrauend. Indem diese über die Sazawa setzten, brach das Eis, und einige Tausend kamen um das Leben. Sieben Banner, 500 Wagen, Geld und Kostbarkeiten aller Art kamen in die Hände der Sieger. Alles gab Ziska den Seinen. Nichts von der Beute, aber den Ruhm dieses Tages behielt er für sich. Deutschbrot wurde eingenommen und zerstört.

Täglich sprach sich lauter und allgemeiner der Vorsatz aus, statt des verhaßten Sigmund, einen pohlnischen Prinzen zu wählen. Die Mehrzahl entschied für den Prinzen Sigmund Korybuth, der auch bald mit seinem Bruder, dem Großherzoge Wietold von Lithauen und 5000 Reitern in Prag ankam, aus dem Kelche trank, und durch alle mögliche Demagogenkünste die Gunst des Haufens zu gewinnen strebte. Aber schon seine erste Waffenthat mißlang. Er zog mit den Pragern aus, das Schloß

Carlstein und die darin vermuthete böhmische Krone wegzunehmen. Alex Wrabsky leistete aber heldenmüthige Gegenwehr. Sechs volle Monden dauerte die Belagerung. Die Prager warfen aus ihren Donnerbüchsen (Praczka, Rychlicze und Hakownicze genannt) gegen 10,000 große Steine und 13 Feuerfässer auf die Burg. Der Hunger wurde mit jedem Tag nagender, aber mit aller Kunst und List konnten sie nicht der Besatzung das Wasser abgraben, das mitten im Burghof aus einem tiefen, steinernen Brunnen hervor kam. Die gewandtesten Büchsenmeister der Prager schleuderten über 1800 mit Gift oder Unrath gefüllte Fäßchen auf den Brunnen ohne Erfolg. In der Stunde der höchsten Noth fiel Herzog Wietold von einer Kugel getroffen. Wenige Stunden darauf hoben die Prager schnell die Belagerung auf. (11. Nov. 1422.) Bey diesem Anlaße hatte Korybuth eben keine solchen Anlagen gezeigt, wie sie der Fürst eines im Kriege, und noch dazu im Bürgerkriege aufgewachsenen Volkes unumgänglich bedarf. Sie fingen an ihn zu verachten und die von Hussynecz geweissagte Reue darüber zu fühlen, daß sie einen Fremden über sie zum Könige gesetzt hätten.

Es war aber der Wille des Ziska, daß der schwache Prinz König bliebe. Er schrieb daher an die Prager: »Ihr Herrn und Brüder! Höret den Bruder Johannes Ziska vom Kelche. Wir sind einig mit den Brüdern zu Tabor, zu Domaczlicz, zu Klattau, zu Schütthofen, Pisek, Prachatitz, Horaczdowicz und vielen andern Herrn und Rittern, die es gutwillig

mit mir halten, und unsern mächtigern Arm sich zum Schutze übergeben haben, dem Fürsten Korybuth zu unsern Gehülfen und zum obersten Verwalter unsers Landes anzunehmen. Wir gehorchen seiner Gnaden gern, und wollen ihm beystehen mit Rath und That, in allen löblichen Dingen, will's Gott. Wir mahnen auch euch zu gleichem Gehorsam, den ihr dem Fürsten in Angesicht Gottes geschworen habt. Auch bitten wir euch vom heutigen Tage an, allen Zwiespalt, so euch bisher getrennt hat, in euern Busen gänzlich auszutilgen, und alles zu verzeihen, und zu vergessen, also, daß ihr frey möget hinauf sehen zum Himmel, wenn ihr bethet, vergib uns unsere Schulden, so wie wir auch vergeben unsern Schuldigern. Wollet ihr aber nicht folgen, und höre ich noch nach dem heutigen Tage, von Zank, Parteyung und Aufruhr unter euch, so will ich das mit Hülfe der mir Getreuen rächen, und an euch strafen, Glied für Glied, Niemand ausgenommen.«

Die Drohung dieser Zuschrift beantworteten die übermüthigen Prager mit Trotz. Korybuth war gezwungen die Hauptstadt zu verlassen, und nach Pohlen zurückzukehren. Niemand glaubte, daß er das Abschiedswort baldiger Wiederkehr zu halten vermeint sey. Da knirrschte grimmig der wilde Ziska, stieß seine Keule drey Mahl zur Erde. »Ich will euch doch zeigen, daß ich mein Vaterland erhalten oder verderben kann;« und nun begann offene Fehde zwischen ihm und den Pragern.

Zdenko von Wartenberg und viele andere

böhmische Herren, auch diejenigen, welche vorher unter seinen Fahnen gefochten hatten, zogen ihm nun keck entgegen unter den Banner des reichen, mächtigen Prag. Bey Horczicz erfocht über sie Ziska einen vollkommenen Sieg, alle ihre Fahnen, Kriegeswagen, Gezelte und Reichthümer fielen in die Hände der Taboriten. Gleich darauf erstürmte er Kozogedy, und gewann durch listige Überraschung Königsgratz, obgleich Sigmund diese wichtige Stadt, eilig von Breslau aus, durch schlesische Völker hatte besetzen lassen, auf deren Treue er vollkommen zählen konnte. Die Prager schickten ein ansehnliches Heer unter dem von Wartenberg und Diwis von Broczek ab, u.m im Einverständnisse mit den gefangenen Königlichen, sich der Stadt wieder zu bemächtigen, und wenn es glückte selbst Ziska gefangen zu nehmen; aber dieser rückte, wie ein Blitz ihnen entgegen, (am 23. April 1423.) griff er sie an, und schlug sie aufs Haupt. Der blinde Heeresfürst ließ sich von seinen Treuesten durch die wankenden Reihen hindurch Platz machen, bis zu dem Priester, der bey dem Prager Heere die Monstranze trug, er tödtete ihn mit eigener Faust durch einen Keulenschlag.

Ziska überließ sich seinem Lieblingsentwurf, nach einer vergeblichen Blockirung eines neuen Heeres der Prager in Czaslau, nähmlich seine Gewalt und den Glauben seiner Brüder auch über Mähren auszubreiten, das der tapfere Herzog Albrecht von Österreich und Bischof Johann Ollmütz bisher noch immer in Unterwürfigkeit erhalten hatten. Er zog

verwüstend bis nach Stockerau und gegen Marcheck, wandte sich dann zurück nach Mähren, und belagerte Kremsier. Da standen durch schnelle Märsche Herzog Albrecht und Bischof Johann auf ein Mahl mit zwey Heeren vor und hinter ihm.

Dieß Mahl schien Rettung ohne großen Verlust unmöglich. Ziska ließ die vor seiner Fronte liegenden Dörfer und Weiler anzünden, und die hinter denselben liegenden Höhen und Gebüsche mit zerstreuten Haufen der Seinigen besetzen, um die Verfolgung möglichst zu erschweren, dann ging er rasch auf das Heer los, das ihm im Rücken stand. Gleichwohl wurde Anfangs seine Ordnung getrennt, und eine völlige Niederlage schien unvermeidlich, aber Prokop (der Große oder der Geschorne, weil er Mönch gewesen) dessen Ruhm schon der Tag von Königgrätz gegründet hatte, stellte das Gefecht wieder dergestalt her, daß der Rückzug ohne allzugroßen Verlust bewirkt wurde.

Über diesen ihm ganz fremden Unfall kehrte Ziska unter gräßlichen Verheerungen nach Böhmen zurück, und schlug die Prager nach einander (1424.) bey Skaliz und zwey Mahl bey Kostelez und Malleschau an der Elbe, wo sie ihn das erste Mahl ganz eingeschlossen, das zweyte Mahl gezwungen hatten, fechtend über die Elbe zurückzuziehen. Dort entging er mit seinen Wenigen der Übermacht durch Um- und Abwege mit Hülfe Victorins von Podiebrad; das andere Mahl zog er sich eilfertig zurück, da die Prager ihm über die Elbe nachsetzten.

Wie nun ein guter Theil ihres Heeres schon jenseits und der größere Theil aber dießseits des Flußes stand, wendete er sich plötzlich um, griff sie an, zerstörte die Schiffsbrücke, und alles was sich zu weit gewagt hatte, fand den gewissen Tod durchs Schwert oder in den Fluthen.

Korybuth war (im July 1424) aber nur mit 400 Reitern nach Prag gekommen, er erklärte sich nun den Pragern zu Gefallen auch wider den Ziska. Über den Undank gerieth der Held in Grimm, daß er schwor, keinen Prager am Leben zu lassen, und die Stadt von Grund aus zu zerstören, daß man in kurzer Zeit nicht mehr wissen solle, wo sie gestanden. Eilfertig zog er sich mit seinem Heere dahin, lagerte bey Lieben, und machte die fürchterlichsten Anstalten zur Ausführung seines Vorhabens. Da entstand in seinem eigenen Heere ein heftiger Aufruhr gegen ihn. Es weigerte den Gehorsam. Prokop selbst stand an der Spitze derer, die sich entsetzensvoll weigerten, das Reich seiner Hauptstadt zu berauben. Da trat Ziska vertrauend in seine Gewalt über die wilden Haufen, die im eigentlichsten Sinne ganz sein waren, und denen sein Antlitz und seine Stimme im sturmvollesten Gewühle der Schlacht, Ruhe und Ordnung gebothen, mitten unter sie, und sprach also: »Was murret ihr, meine lieben Brüder? Warum erhebt ihr wider mich die gefürchteten Waffen? Bin ich euer Feind? Ich habe euch weit geführt, aber überall zu Glück und Sieg, zu Ruhm und Beute. Habe ich je etwas davon für mich behalten? Ich

bin arm geblieben, während ihr durch mich reich geworden seyd. Ihr genießt das Leben, ich habe das höchste Gut des Menschen, das Augenlicht verloren, sitze im ewig Finstern, und weiß nie, wo ihr mich hinführt. Was habe denn ich von allen Heerzügen und Fehden, als den eitlen Nahmen. Nicht um meinetwillen bin ich wider die treulosen Prager. Nach euerm Blute lechzen sie, nicht nach dem eines alten blinden Greises, aber indem sie mir altem Greise Schlingen legen, zielen sie auf nichts anders, als euch um die Frucht der so theuern Siege zu bringen. Sind es die auswärtigen Feinde, die wir fürchten? Wir haben sie so oft geschlagen, als gesehen. Innere Unruhen sind allein, die uns den Untergang bereiten können. Darum lasset uns Prag zerstören, ehe der Kaiser es erfährt. Besser mit wenigen Einträchtigen, als mit einem Schwarm Uneiniger zu kämpfen. Doch mir solltet ihr auf keinen Fall eine Schuld beymessen der Dinge, die da kommen werden. Nun ist denn Niemand da, der mich Alten zurück führt in sein Gezelt? Berathschlaget euch nun allein, ob ihr die Stadt zerstören, oder ihr den Frieden schenken wollt, aber — daß sie euch nicht wieder überlisten — Wollt ihr den Krieg? Wollt ihr Prag zerstören? — Da stehe ich. Was ihr auch thut, ich bin der Eurige mit Rath und That.«

Ein allgemeiner stürmischer Zuruf erhob sich auf diese Rede, und sie bathen, er solle sie vor die Stadt führen. — Wirklich ließ er zum Aufbruche blasen, änderte aber auf dem Marsche seinen Entschluß, und

kehrte wieder ins Lager zurück. Es scheint, jener erste Ungehorsam habe tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daher er auch kein großes Vertrauen in jenes stürmische Aufwallen setzte.

Die Prager bathen den Furchtbaren nochmahls flehentlich um Frieden, und unterwarfen sich einem Strafgelde von 14,000 Schock, wenn sie demselben entgegen handeln würden. Korybuth und Ziska, die Prager und Taboriten schwuren einander ewige Freundschaft und wider Sigmund zu streiten, einer für alle und alle für einen. Ziska hielt in Prag einen feyerlichen Einzug.

Im Lager vor dem Städtchen Przibislawa, im Czaslauer Kreise, das er zu zerstören gedachte, bevor er dem Herzog von Österreich nach Mähren entgegen ziehen würde, erhielt er eine geheime Gesandtschaft von dem, durch die Nachricht von jenem Bündnisse erschreckten Sigmund. Er both ihm die Stadthalterschaft des Königreichs Böhmen, den Oberbefehl über alle seine Völker, eine große Bestallung und den Genuß der einträglichsten Krongüter an, wenn er sich für ihn erklären und seine Anerkennung von allen Parteyen bewirken wollte. Während der Unterhandlungen (am 6. Oktober 1424.) befiel Ziska eine gefährliche Krankheit, die am 12. Oktober seinem Leben ein Ende machte.

Die über diesen Verlust rasenden Taboriten stürmten die Stadt: »so müssen wir sein Leichenbegängniß halten,« — brüllten sie, und machten alles nieder, und aus dem unglücklichen Orte einen Aschenhaufen.

Eine tiefe Trauer folgte auf dieses unmenschliche Toben. Sie nannten sich Waisen (Orphaniten), die ihren Vater verloren hätten.

Die Stelle, wo Ziskas Zelt stand, blieb bis auf den heutigen Tag unbeackert, obgleich sie mitten in schönen Feldern gelegen ist. Seine Leiche wurde zuerst bey St. Ursula zu Königgrätz, alsdann in der Peter- und Paulskirche zu Czaslau beygesetzt. Nach der Prager Schlacht (1620.) zerstörte Wilhelm von Wrssowecz das Grab, und den an einer Säule angehängten Streitkolben Ziskas nahm der kaiserliche General-Lieutenant Bucquoy mit sich fort.

Das Mährchen ist bekannt, der sterbende Ziska habe befohlen, seine Leiche unbekümmert den Vögeln unter dem Himmel zum Raube zu lassen, aber mit seiner Haut eine Trommel zu überziehen, deren kriegerischer Ton jeden Feind in die Flucht treiben würde. Doch wurde die (im November 1743.) aus dem Glatzer Zeughause nach Berlin gebrachte Trommel für die nähmliche ausgegeben.

Ziska war von mittelmäßiger Größe, überaus stark und fleischigt, von breiten Schultern und Brust. Sein Kopf war groß, rund, meistens vorwärts hängend, das eine Auge, das er in der Folge auch verlor, war fast immer halb geschlossen; wenn er aufsah, sprühte eine Hölle daraus hervor. Bart und Haar waren schwarz und kraus, die Gesichtsfarbe bräunlicht. Seine Kleidung äußerst einfach, fast dürftig, ganz nach der alten slavischen Sitte; seine Waffen waren ein kurzes Schwert, eine mit Eisen

beschlagene Keule. In Schlachten gebrauchte er nur letztere. Feyerliche Anlässe nur ausgenommen, ritt er fast nie, sondern ging und stritt zu Fuß.

Das Temperament des Ziska war dasjenige der meisten großen und furchtbaren Männer, die ihr Zeitalter erschüttert haben, das cholerisch-melancholische. —

Diese Anlage hat zwey Anlässe erwecket, von denen jeder für sich allein hingereicht hätte, eine solche Seele aus ihren Angeln zu reißen, und Cometen gleich in die ausschweifendsten Bahnen zu zwingen. Ein halbes Jahrhundert hat er gelebt, ohne daß von ihm aus dieser langen Zeit etwas anders auf die Nachwelt gekommen wäre, als ein höchst unbedeutender Kaufsvertrag. Nur die letzten zehn Jahre seines Lebens gehören seinem Vaterlande an, der Welt, der Geschichte; denn dreyzehn Schlachten hat er gewonnen, und in mehr als hundert Gefechten gesiegt, obgleich er alt und blind war.

Das Unglück seiner Schwester, dessen wir oben erwähnten, und die Wiedergeburt der Lehre Wiclefs in Böhmen durch Huß und Hieronymus von Prag haben ihn der bisherigen Verborgenheit entrissen.

Jenes erfüllte ihn mit der glühendsten Rache gegen die ganze Geistlichkeit. Daß Huß so wider das Sittenverderbniß derselben und wider den Verfall der Kirchenzucht gedonnert, das brachte Ziskas persönliches Unglück in unmittelbare Verbindung mit der großen Angelegenheit seines Vaterlandes. Er wurde der eifrigste Anhänger der neuen, seiner Stim-

mung und seinem ganzen Wesen so entsprechenden Lehre. Mit dem Blute religiöser und politischer Martyrer begossen, von der Hitze der Verfolgung gezeitiget, wuchs die zertretene Pflanze schnell zu einem vielarmigen Baum empor. Bald fehlte den Hussiten nur mehr ein Zeichen der Einheit und ein Führer. Jenes wurde der Kelch, dieser — Ziska.

Wenn er auszog Klöster zu zerstören, Priester und Mönche zu morden, pflegte er seinen Rotten anzusagen: sie sollten sich rüsten mit ihm seine lieben Freunde und Schwäger zu besuchen. Ihr Jammern, wenn sie zum langsamen Feuertode geschleppt wurden, nannte er mit kaltem, fürchterlichem Hohn: Der Schwester Brautlied.

Außer diesem unmenschlichen Racheburst, gesellte sich kein anderer Trieb zu seiner wilden Religionsschwärmerey. Ihn beseelte kein anderer Ehrgeitz, als der: der hussitischen Lehre Rächer, der Retter der unterdrückten Freyheit und Sieger zu seyn.

Leicht hätte er Böhmens König werden können, aber der Gedanke kam ihm nie in Sinn — und darin sind er und seine Zeit wesentlich verschieden von dem spätern politischen Sectengeist, von den hochfliegenden Planen des Hussynecz. Dieser würde für die böhmische Krone den Kelch mit Freuden aufgegeben haben. Ziska glaubte aber redlich, was er bekannte, und wofür er focht. Er hielt sich für ein Werkzeug der Vorsehung. Niedergeworfen vor der verführerischen Rauchwolke der Mystik, deutete er die Weissa-

gungen der Apokalipse Johannis auf sich und seine Taboriten. Seine Grausamkeiten geschahen mit der Miene und der Überzeugung der Pflicht. »Die Zeit der Gnade sey vorüber, und der Tag der Rache gekommen. Fluch dem, der nicht seine Hände in dem Blute der Sünder gewaschen, und sich mit dem Tode der Unheiligen geheiliget hätte,« war die Loosung.

Auf die Münzen, die er in dem reichen Kuttenberg schlagen ließ — das er den Geldbeutel Antichrists (Sigismunds) nannte — setzte er den böhmischen Löwen auf der Rückseite, den über der Bundeslade schwebenden Kelch, mit der Aufschrift: »Groschen des böhmischen Volks, das für die Ehre Gottes streitet.«

Jedes, an Mord und Gräuel gewohnte Auge, wird sich mit Entsetzen hinwegwenden von dem mit blutbefleckten Gemählde seiner Thaten, aber die parteylose Geschichte darf die vorübergegangene Riesenzeit, nicht mit dem kleinen Maßstabe der Gegenwart ausmessen — Todschlag, Brand und Verherung gehörten in jenem rohen Alter zur Kriegsmanier; die Verfolgung hatte Verzweiflung erzeugt, keine Obrigkeit konnte Rath oder Hülfe schaffen; in der Bewegung der Gemüther verwirrten sich oft die zusammenfließenden Gränzen des Angriffs und der Nothwehr. Die einzige Bürgschaft der Sicherheit in solchen Tagen ist, sich so furchtbar zu machen, als man kann.

Welche Schrecknisse und Gräuel hat nicht bürgerlicher und Meinungskrieg noch in unserer weichli-

chen, kraftlosen Zeit, unter der verfeinertsten Nation hervorgebracht? — und der Religionskrieg ist noch weit schrecklicher, als der um vermeinte Menschenrechte. Er verfolgt seine Opfer noch jenseits des Grabes. — Das entschuldiget die Thaten der Hussiten nicht, aber es macht sie begreiflich.

Die Jahrbücher enthalten mehrfältige Spuren, daß das vergossene Blut dem Ziska manchen bittern Augenblick verursachet, daß er nur, wo Wiedervergeltung und Beyspiel es zu fordern schienen, also gewüthet, daß er unter dem zügellosen Haufen im Ganzen Mannszucht gehalten habe. An dem Tage der Rache an den Cisterzienser zu Sedlecz befahl er ernstlich der herrlichen Marienkirche zu schonen. Ein Raubgieriger, der vergrabene Schätze vermuthete, legte nichts desto weniger heimlich Feuer an. — Ziska stellte sich über dieses Werk vergnügt, und forderte die Hauptleute auf, ihm den muthigen Thäter zu nennen. Dieser, Lob oder Lohn erwartend, meldete sich sogleich, aber der Feldherr befahl ihm zerschmolzenes Gold und Silber in den Hals zu gießen, damit er seine Habsucht endlich ersättige.

In der Kriegskunst hat Ziska Epoche gemacht. Wenn auch seine Unternehmungen im Ganzen, vorzüglich auf der unwiderstehlichen Kraft der Begeisterung, auf der furchtbaren Reaction der Verfolgung beruhten, gleicht er nichts desto weniger einem Helden der alten Fabelzeit, wenn er ohne Reiterey, Geld und Waffen, zahlreiche, geübte, kampflustige Heere überwindet, die Fehler seiner Unterfeldherrn wucherisch

mit neuen Vortheilen aufwiegt und besiegt aus dem mehrjährigen Kampf wider die Macht aller Nachbarn tritt.

Seine meisten glücklichen Unternehmungen bewirkte Ziska bloß durch unglaublich schnelle Märsche. Als er durch geheimes Verständniß in Königsgratz erfahren, die Besatzung der Prager sey daselbst ausgezogen gegen Mähren, befahl er plötzlich den Aufbruch; wohin? wußte Niemand. Sie zogen eine Nacht und einen Tag in der sturmvollesten Witterung auf grundlosen Wegen, mit nahmenlosem Ungemach. Beym Anbruch der zweyten Nacht befahl er nur immer vorwärts zu rücken. Die Truppen murrten, wollten nicht mehr weiter: »weil Ziska blind ist, meint er, wir seyen es auch, und sehen bey Nacht so gut, wie bey Tag.« — Zieht ihr denn um meinetwillen? was? — Habt Muth für euch selbst! — Sagt doch ihr lieben Männer, wo sind wir jetzt? (sprach Ziska) Sie antworteten: »zwischen den Dörfern Podewkly und Cziniowefff« — »Gott sey Lob! so gehet dann hin, zündet das Städtchen Mjestens an. Da werdet ihr wohl genug sehen.» — Das war das verabredete Zeichen für Ziskas Partey zu Königsgratz, sobald sie den Himmel in der Ferne roth erblickten, sich gefaßt zu halten, die Thore zu öffnen.

Ziska hat uns einen nicht unwichtigen Schlüssel zu seiner Kriegsmanier gegeben, den er für seine Völker so niederschrieb, wie sie für solche Völker seyn mußten. Das Meiste dieser höchst schätzbaren

Bruchstücke ist ein Raub der Zeit geworden; aber selbst das Wenige ist denkwürdig.

Der Schmerz über den Verlust ihres Feldherrn war bey den Taboriten in Wuth gegen ihre Feinde ausgebrochen. Sie stürmten sogleich das belagerte Przislaw, überstiegen seine Mauern und steckten es in Brand; indem sie ausriefen: »das wäre die Leichenfeyer Ziskas«! Nun handelte es sich um die Wiederbesetzung der Feldherrnstelle. Bey dem größten Theile, der auch den Nahmen der Taboriten beybehalten, galt die Empfehlung des sterbenden Ziska, und sie wählten dessen bisherigen Unterfeldherrn Procop zum obersten Befehlshaber.

Procop.

Dieser Mann wird von den Geschichtschreibern, der Große und der Geschorne, (Rasus böhmisch Holy) benennet. Er verdiente den ersten dieser Beynahmen durch seine Kriegsthaten, die jenen seines Vorfahrers nichts nachgeben. Durch den letztern spielte man auf die Platte an, die er als Mönch ehemahls getragen hatte, oder nach andern, um der Klerisey zu spotten, noch trug. Aber die Feldherrngaben dieses Mannes konnten doch nicht alle Taboriten für ihn stimmen. Viele derselben behaupteten, Ziska wäre ein zu großer Mann gewesen, als daß man ihm einen an Gewalt gleichen Nachfolger geben könnte,

und um den Verlust dieses ihres Vaters immer vor Augen zu haben, nannten sie sich auch Syrodezy, Waisen. Da sie indessen doch Anführer haben mußten, wählten sie mehrere Hauptleute, deren Ansehen und Gewalt unter einander gleich seyn sollte. Der sogenannte Procop der kleine, in unserer Sprache Prokupek, war aus ihnen der berühmteste. Noch eine dritte Partey, die aus den Taboriten entstanden war, nannte sich die Orebiten, und hielt sich in der Folge meistens an die Waisen. Für itzt brachen alle diese Parteyen sammt den Pragern, dem Plane Ziskas getreu, in Mähren ein, um dieses Land, wo nicht zu erobern, doch weit und breit zu verheren. Da sie aber dort reine Arbeit gemacht hatten, gingen die Waisen und Orebiten durch Schlesien und die Lausitz, wo sie überall Spurn ihrer Grausamkeit hinterließen, nach Böhmen zurück. Dahin scheinen die Prager sich aus Mähren geraden Weges schon eher zurück begeben zu haben. Indeß Procop mit den Taboriten in Österreich fiel, Rötz den 10. Christmonaths wegnahm, und den Herzog Albrecht durch erfochtene Vortheile sowohl, als durch Verherungen, die theils noch in das Jahr 1424, theils in das folgende fallen, überzeugte, daß der Geist Ziska's unter den Taboriten noch lebe. Dieser Fürst wandte sich mittlerweile, wie Balbin darthut, an den Pabst, der wider die Böhmen aufs neue das Kreuz predigen ließ, und alle Fürsten der Christenheit einlud, wider diese Ketzer die Waffen zu ergreifen, wodurch aber diese so wenig geschreckt wurden, daß sie einer zum Frie-

den und zur Unterwerfung rathenden pohlnischen Gesandtschaft die entschlossene Antwort gaben: Die Beschuldigung der Ketzerey sey falsch, und Gewalt würden sie auf alle Fälle mit Gewalt abzutreiben wissen. Ja, sie glaubten von ihren übermächtigen Feinden so wenig zu befürchten zu haben, daß sie, unbekümmert um dieselbe, sich indessen unter einander bekriegten. Seit Ziska's Tode ward der Pikardismus sowohl unter den Taboriten als unter den Waisen herrschend; vermuthlich weil ihre Anführer, die bey dem Procope, demselben geneigter waren, als Ziska, der ihn sogar mit Grausamkeit auszurotten bedacht war. Da nun die Prager, bis auf die Lehre vom Kelch und die übrigen sogenannten Prager Artikel dem Systeme der römischen Kirche getreu blieben, vorzüglich aber die Gegenwart Jesu im Sacramente standhaft behaupteten, und die Schwärmerey der Taboriten, mit der diese die ganze Hierarchie und alles, was darauf Bezug hatte, bis auf Meßgewänder und Chorröcke, als abgöttische Gräuel verabscheuten, schlechterdings verwarfen, so ließ sich bey dieser Verschiedenheit in Religionsmeinungen eine ununterbrochene Eintracht nicht denken. Es kam vielmehr zwischen beyden Parteyen zu blutigen Feindseligkeiten. Viele Städte wurden den Pragern abgenommen; zugleich erfuhren die Baronen, die wie die Prager Kelchner waren, so gut wie die Katholiken, die ganze Wuth ihrer fanatischen Feinde. Selbst im Winter ruhten diese Barbaren nicht. Sie hatten, da sie aus Österreich, wo sie Zwettel zerstöret, und Herzog Albrech-

ten geschlagen haben, zurückkehrten, den Anschlag gemacht, Prag selbst zu überrumpeln. Wirklich hatten sie in der Nacht am 6. Christmonaths den Wall schon erstiegen, als die erwachten Bürger sie mit blutigen Köpfen wieder zurück gewiesen. Jetzt erschien im Nahmen der Stadt Prag eine Gesandtschaft bey Procopen den Großen, um über diese Feindseligkeit zu klagen. Der durch diese Auszeichnung geschmeichelte Procop, wie Balbin bemerkt, verschaffte den Pragern von seinen Taboriten Sicherheit, indem er einen Frieden vermittelte.

Dieser Friede sollte die Böhmen wider die Anfälle von außen, die sie im J. 1426 besorgten, neue Stärke geben. Ihn noch mehr zu befestigen, hielt man im Jänner zu Prag einen Landtag. Man hatte dem Schattenkönige Koributh die Ehre gelassen, ihn auszuschreiben. Nach Balbin erschienen auch katholische Reichsbaronen auf demselben, und die Abgeordneten der katholischen Stadt Pilsen hatten den Muth, sich zum Beweise anzutragen, daß die Taboriten und die Prager die echtalte Lehre der Kirche verlassen hätten. Man kann leicht denken, daß man ihnen die Mühe erspart habe, den Beweis wirklich zu führen. Aber auch die vorgehabte Vereinigung der unkatholischen Secten gelang nicht, doch hinderte sie die Verschiedenheit ihrer religiösen Meinungen nicht, ihre Waffen wider die Katholiken zu vereinigen. Die Taboriten gaben selbst ihren Vorsatz, Bayern zu überschwemmen, auf, um mit den Pragern verbunden, der Gefahr mit um so mehr Nachdruck die Spitze zu biethen, die

Böhmen von Meissen aus drohte. Diese war um so größer, weil die Meißner in Sigmunden ihrem Markgrafen von den verpfändeten böhmischen Städten Besatzungen hatten. Verschiedene Haufen von Taboriten reinigten also Bilin, Leipa, Töplitz, Dux und Kraupen vom Feinde. Wichtiger war Aussig, dessen Bezwingung die Prager übernommen hatten. Doch da diese mehr Arbeit dort gefunden, als sie vermuthet haben mögen, stießen die Taboriten zu ihnen. Aber auch durch diese Übermacht ward die tapfere Besatzung nicht erschüttert; sie hielt die Belagerer so lange auf, bis ein deutsches Heer zum Entsatz erscheinen konnte, das freylich Theobald auf 100,000 Mann stark angibt, wofür andere nur 36,000 haben. Stransky sagt anderstwo: Markgraf Friedrich und seine Gemahlinn Katharina hätten dieses Hülfsheer befehligt; dafür nennen bewährte Zeugen die Grafen von Weiden und Schwarzburg, denen Katharina in Abwesenheit ihres Gemahls den Oberbefehl aufgetragen. Diese wagten den 16. Brachmonaths einen Hauptangriff auf die Belagerer, welche sich durch ihre künstliche Wagenburg schützten. Die Bemühung, dieselbe durchzubrechen, hatte die Deutschen müde gemacht, und jetzt fielen sie die Böhmen mit unbeschreiblicher Wuth an, und erfochten, nach einer der hartnäckigsten Schlachten, denn sie hatte von früh bis zum Sonnenuntergang gewähret, den vollkommensten Sieg. Theobald macht die Bemerkung: den Deutschen wäre während des Gefechtes ihre Menge, den Böhmen ihre Kriegskunst zu statten gekommen. Sonst macht er sich wieder einer

Übertreibung schuldig, da er 50,000 auf dem Platze bleiben läßt, dafür man anderswo nur 9,000 findet. Die Mittelzahl von 15,000 mag der Wahrheit am nächsten kommen. Den Böhmen kostete der Sieg 3,000, und krönte ihre Feldherrn, den großen Procap und Boczko von Podiebrad, König Georgens väterlichen Oheim, mit unsterblichem Ruhme. Aussig ward die Nacht darauf mit Sturm erorbert, und ganz zerstört. Man befürchtete in den benachbarten Provinzen Deutschlands einen Besuch der Sieger mit so viel Gewißheit, daß mehrere Städte von ihren Bürgern verlassen, andere zuerst um diese Zeit mit Mauern umgeben wurden. Man zählet unter die letztern: Jena, Erfurt, Magdeburg, Braunschweig, und Lüneburg. Indeß begnügten sich die Hussiten, das bisher königlich gesinnte Mies mit den Waffen zu zwingen, ihrer Partey beyzutreten.

Gesichert auf einige Zeit von auswärtigen Feinden geriethen die Böhmen bald wieder aneinander. Nebst dem Sectenhasse war auch die Raubgier der Taboriten und Waisen Schuld an ihrer Feindschaft gegen die Prager. Nach der Eroberung von Schlan, Leutmeritz und anderer Städte, die es mit den Pragern hielten, rückten ihre Feinde selbst vor Prag. Aber eine neue Gefahr von außen löschte das Feuer des bürgerlichen Kriegs. Kaiser Sigmund hatte an dem Reichstage zu Frankfurt die Fürsten Deutschlands zu einer neuen Unternehmung nach Böhmen bewogen, und der päbstliche Legat, Cardinal Heinrich Bischof zu Winchester in England, ließ das

Kreuz wider die Hussiten mit so gutem Erfolge predigen, daß die ganze Macht, die von 3 Seiten in Böhmen eingedrungen war, aus 160,000 Mann bestanden haben soll, die nun vereinigt die Stadt Mies belagerte, welche Przibick von Klenau mit der entschlossendsten Tapferkeit vertheidigte. Mittlerweile hatte der Hussitische Priester Wenzel Koranda zwischen den Pragern und Taboriten die Eintracht hergestellt. Haben die Prager, wie Pelzel glaubt, ihren Schattenkönig Koributh bey dieser Gelegenheit aufgeopfert, so kostete ihnen dieses Opfer eben nicht viel. Die Rolle, die dieser Fürst in Böhmen spielte, hatte ihm endlich selbst die Geringschätzung seiner Anhänger zugezogen, und noch vor dem Einbruche der Deutschen, also auch vor dem durch Koranda vermittelten Frieden, hatten ihn die Prager, des Possenspiels müde, in den sogenannten weißen Thurm gesteckt. Eher kann seine Zurücksendung nach Pohlen im September dieses Jahrs eine Folge der Verhandlungen der nun wieder verglichenen Parteyen gewesen seyn. Indeß machte man vom Anfange des Julius an alle Anstallten, das seit dem 23. Junius belagerte Mies gemeinschaftlich zu entsetzen. Den 12. Julius zogen die Taboriten mit 800 Wagen, den 13. die Waisen mit 200 durch Prag. Den 15. kam dort der große Procop mit 10,000 auserlesenen Reitern an, und ward als ein Freund der Prager mit den Seinigen bis zum 17. auf das Beste bewirthet. Den 18. rückten auch die Prager mit ihrer Kriegsmacht nach. Es ist merkwürdig, daß unter den Reichsbaronen, die

das böhmische Heer mit ihrer Mannschaft verstärkt haben, man auch Katholiken nennt. Ob man Sigmunden, und die deutschen Fürsten nicht im Verdachte gehabt hat, daß es ihnen nicht bloß um die Vertilgung des Hussitismus zu thun war? Den 21. Julius näherten sich die Böhmen dem Mies belagernden Heere, als die Deutschen gegen alles Zureden ihrer Anführer — es waren die Churfürsten von Sachsen, Brandenburg und Trier — taub, eben so schimpflich als schnell die Flucht ergriffen. Die Böhmen erbeuteten viele Fahnen und das ganze Gepäcke, setzten den Flüchtlingen nach, und hieben nach den Berichten derjenigen, welche die geringste Zahl angeben, bey 10,000 von ihnen nieder. Als Früchte des Sieges fielen noch dieses Jahr Tachau und Kollin in die Hände Procops des Großen. Aber der ebenfalls dem Kaiser getreuen Stadt Pilsen konnte er bey der tapfern Gegenwehr der Bürger nichts anhaben, außer daß er ihre Vorstädte abgebrannt hat. Sonst befestigte dieser kluge Feldherr auch die Ruhe in der Hauptstadt Prag, die durch den Anschlag einiger böhmischen Herren: Johann von Smirzicz und Hyneks von Waldstein erschüttert worden war. Sie hatten sich am 6. September, da eben ein großer Theil des Prager Heeres abwesend war, um den Nachodern wider die Schlesier beyzustehen, der Stadt bemächtigen wollen, und waren bereits an der Spitze von 600 Reitern bis an das Rathhaus der Altstadt vorgedrungen. Hier wurden sie von den eilends zusammengelaufenen Bürgern so nachdrücklich empfangen,

daß nur sehr wenige mit dem Leben davon kamen. Nach Balbin waren Smirziczky und Waldstein keine Anhänger Kaiser Sigmunds, wohl aber des Schattenkönigs Sigmund Koributh. Diesen wollten sie eigentlich aus dem weißen Thurme befreyen. Vielleicht rieth nun der aus allen taboritischen Feldherrn ihnen immer am meisten zugethane Procop den Pragern diesen fürstlichen Schwachkopf nach Pohlen zurück zu schicken, um ferneren Unruhen einen Zunder zu entziehen. Die Zeit seiner Zurücksendung, über welche die Historiker einig sind, stimmt mit dieser Vermuthung überein. Kaiser Sigmund gewann dadurch nichts, daß ein ohnmächtiger Nebenbuhler vom Schauplatze abtrat. Vielmehr gab dessen Abtritt der Empörung neue Stärke.

Wirklich zeigten die Böhmen durch den ganzen Feldzug des Jahres 1428 ihre Überlegenheit, indem sie ihre siegreichen Fahnen fast in allen angränzenden Ländern: in der Lausitz, in Schlesien, Mähren, Österreich und Bayern herumtrugen. Ja, Procop der Große drang sogar bis nach Ungarn und brannte die Vorstädte von Presburg ab. Die Abwesenheit dieses gefürchteten Feldherrn aus Böhmen flößte der königlichen Besatzung zu Bechin den Muth ein, zwey feste Schlösser der Taboriten, Hradisstie und Ostromecz anzugreifen. Sie eroberte und schleifte beyde. Procop eilte auf die erste Nachricht aus Österreich zurück. »Auch ein kleines Häufchen Feinde in der Nähe,« sagte er, »ist gefährlicher, als ein zahlreiches Heer derselben in der Ferne,« und rückte

den 16. Heumonaths vor Bechin. Es verzog sich bey allem von ihm gebrauchten Ernste mit der Belagerung bis zum 24. October, an welchem Tage die Besatzung den Ort übergeben hat. Es war während dieser Belagerung, daß der bis jetzt in allen kriegerischen Unternehmungen unglückliche Kaiser den Weg der Unterhandlungen zu versuchen, eine Gesandtschaft an die Prager, die Taboriten und die Waisen abgeordnet hat. Man hörte den Vortrag derselben zu Kuttenberg. Sie sprach von dem Erbrechte Sigmunds auf Böhmen, und von seiner väterlichen Neigung gegen die Nation. Man gab zur Antwort: an der Letztern könnte man schon wegen der Verbrennung Johann Hussens zweifeln, durch welchen die Ehre der ganzen Nation, als hätte sie sich der Ketzerey schuldig gemacht, gebranntmarkt worden wäre. Auch bewiesen die nach Böhmen geführten Kreuzsoldaten ihre Verherungen des Landes und Ermordungen der Einwohner statt irgend einer guten Zuneigung, vielmehr den Vorsatz des Kaisers: die Nation auszurotten, wodurch er auch sein Erbrecht verwirkt hätte. Ich kann nicht sagen, wie weit Procop der Große mit dieser Antwort einverstanden war. Gewiß verfügte sich die kaiserliche Gesandtschaft von Kuttenberg zu ihm ins Lager vor Bechin. Nach Pelzeln that sie das für sich; aber Balbin läßt sie von Procopen hinberufen werden, der sich große Vortheile vom Kaiser versprochen haben soll, wenn er Böhmen unter dessen Zepter zurückkehren machen würde. Dem sey wie ihm wolle; die Unterhandlungen zwischen Procopen

und den Gesandten gediehen so weit, daß der Erstere um alles ins Reine zu bringen, sich mit einem kleinen Gefolge selbst zum Kaiser nach Österreich begab. Die Klugheit und sein eigener Vortheil hätten es Sigmunden rathen sollen, einen Mann durch Großmuth zu gewinnen, durch den die Beruhigung Böhmens und dessen Unterwerfung damahls allein zu bewirken war. Denn er war nicht nur das Orakel seiner Taboriten, sondern stund auch bey den Pragern in einem vorzüglichen Ansehen, daß man also mit Gewißheit hoffen konnte, die zwey mächtigeren Parteyen durch ihn auf Friedensgedanken zu bringen, worauf sich auch die übrigen zum Ziele gelegt hätten. Aber Großmuth war gerade Sigmunds Sache nicht, besonders gegen diejenigen, die er als Ketzer haßte. Er schlug vor der Hand alles ab, was Procop im Nahmen der Nation forderte, und schmeichelte ihm selbst auch nicht mit irgend einer Aussicht auf jene Ehrenstellen, die der glückliche Heerführer allenfalls zu erkämpfen sich getraute. Man brach also die Unterhandlungen ab, und Procop kehrte mit noch feindseligern Gesinnungen wider den ungroßmüthigen Monarchen zu den Seinigen zurück, und pflückte noch nach der Eroberung Bechins im kalten Christmonathe neue Lorbern; indem er den aufs neue in Schlesien eingefallenen Waisen zu Hülfe eilte, und das Heer der katholischen Schlesier bey Willemsdorf in der Grafschaft Glatz aufs Haupt schlug. Wie mag dieser lorberreiche Feldherr nicht gelächelt haben, wenn ihm bald darauf, im März oder April des folgenden

Jahrs, der Fehdebrief des Mädchens von Orleans zu Gesichte gekommen ist, in dem diese Heldinn oder Schwärmerinn den böhmischen Ketzern ohne Barmherzigkeit den Untergang drohte.

Das Jahr 1429 hätte doch zwar nicht durch die Waffen Johannens von Arc, wohl aber durch die heftigen Uneinigkeiten der Altstadt und Neustadt Prag, der Faction nachtheilig werden können, wenn dieselben auch durch das Zuthun der Taboriten und Waisen nicht eher wären beygelegt worden, als Sigmund und die Katholiken daraus Vortheil ziehen konnten. Ja, die letztern mußten vielmehr mit den Kelchnern und Taboriten in so weit gemeine Sache machen, daß sie einer Versammlung der Stände im Carolin mit beywohnten, auf der man Sigmunden zu erklären beschloß; nur wenn er mit seinen Ungarn sich zum Kelch und zur Bibel, wie man sie in Böhmen auslegte, bekennen, das ist, wie Balbin das Kind beym wahren Nahmen nennt, wenn er selbst Hussit werden würde, könnte er zum Besitze des Königreichs gelangen. Die intoleranten Waisen, von den ihnen am Fanatismus nicht viel nachgebenden Neustädtern unterstützt, hatten diesen Schluß durchgesetzt; denn sonst war es selbst der Taboritenfeldherr Procop zufrieden, daß man von Sigmunden nichts mehr fordern sollte, als freye Religionsübung für Böhmen. Maynhard von Neuhaus, ein Katholik, war an der Spitze der Gesandtschaft, die man mit dieser Erklärung an Sigmunden nach Presburg abgeordnet hat. Sie kam mit der Antwort zurück: Die Böhmen sollten sich

vielmehr in Religionssachen dem Ausspruche der bevorstehenden Kirchenversammlung zu Basel unbedingt unterwerfen. So verschwand alle Hoffnung zum Frieden, und alle Parteyen unter den Böhmen, rüsteten sich aufs neue zu einem Einfalle in Deutschland, und wählten Procopen den Großen zum gemeinschaftlichen Feldherrn. Damahls galt es Meissen. Sie verbrannten Altdresden, und mehr andere Städte dieses Landes, ohne sich mit Belagerungen der befestigten aufzuhalten. Sie streiften bis gegen Magdeburg, gingen dann über die Elbe nach der Lausitz, wo sie Guben und andere Städte wegnahmen. Aber Bautzen und Görlitz widerstunden ihnen, doch mußte das erste, daß seine Vorstädte verschont blieben, Procopen eine beträchtliche Brandsteuer zahlen, der durch ausgeschickte Haufen auch die Mark Brandenburg stark mitnahm. Um Weihnachten kehrte er mit reicher Beute nach Böhmen zurück, hatte 4 Provinzen ausgeplündert, und ihnen dadurch zu künftigen Angriffen Kräfte und Muth benommen. Im Jahre 1430 setzten diese glücklichen Krieger ihr gewöhnliches Spiel mit noch mehr Glück fort. Schon im Jänner hatte sich ihr Heer auf dem weißen Berge bey Prag versammelt. Es war das zahlreicheste, das die Hussiten im ganzen Kriege aufgebracht hatten; denn es soll nach dem von Balbin angeführten Bartossek von Drahonicz aus 52,000 Fußgängern und 20,000 Reitern bestanden haben. Noch fürchterlicher machte es der Anführer Procop der Große. Meissen — sie hatten wider diese deutsche Nation, weil ihr Fürst

die Sache Sigmunds immer mit Eifer unterstützt hatte, eine besondere Abneigung — sollte wieder der Schauplatz ihrer Thaten und Verwüstungen seyn. Sie hatten schon mehrere Städte überwältigt, und verbrannt, so wie alle Einwohner derselben ermordet, als Johann Polenz es wagte, sich mit einigem Kriegsvolke ihnen zu widersetzen. Er ward bey Grimma geschlagen, und viele vom sächsischen Adel verloren dabey ihr Leben. Nun ließ der Churfürst von Brandenburg, der dem von Sachsen mit einem Heere zu Hülfe gekommen war, so sehr den Muth sinken, daß er die Verwüstung seiner eigenen Länder mit einer beträchtlichen Summe abkaufte. Ein gleiches thaten, da sich die Hussiten aus Meissen nach Franken, nach der Oberpfalz und nach Bayern wandten, die Städte Nürnberg und Amberg, die Bischöfe von Eichstädt und Bamberg, der Herzog von Bayern und der Erzbischof von Salzburg. Auch Eger brandschatzten sie auf ihrem Rückzuge nach Böhmen. Sie hatten, sagt Drahonicz, bey dieser Unternehmung bey 100 feste Orte eingenommen, und eine so unermeßliche Beute gemacht, daß sie 3,000 Wagen mit derselben so schwer beladen haben, daß man, um sie fortzubringen vor einem jeden derselben wenigstens 6, vor viele mehrere, vor einige gar 12 bis 14 Pferde spannen mußte. Freylich hatte man hin und wieder Miene zum Widerstand gemacht, aber die hierzu versammelte Mannschaft floh immer vor dem bloßen Anblick der Böhmen. Die Waisen, welche während der Zeit in Mähren und Ungarn eingefallen waren, bekamen

hingegen besonders in dem letztern Lande eine tüchtige Schlappe. Procop der Große mit der Beute aus Meissen und Franken nicht zufrieden, ließ in diesem Jahre auch noch Mähren und Schlesien seine Wuth empfinden. Umsonst versuchte er aber auf dem Landtage zu Prag eine Vereinigung der verschiedenen Hussitischen Secten.

Das hinderte sie indeß im folgenden 1431sten Jahre nicht, die Gefahr, die Böhmen von Deutschland aus bedrohte, mit vereinigten Waffen und mit ihrem gewöhnlichen Glücke abzuwenden. Kaiser Sigmund hatte, um die Unterjochung Böhmens und die Ausrottung der Hussiten endlich zu Stande zu bringen, einen Reichstag zu Nürnberg ausgeschrieben. Da der Pabst Martins des V. Kreuzbulle wider die Böhmen feyerlich abkündigen ließ, so war es ihm mit dem Frieden, den er durch die Herren Zdeslaw und Niklas von Lobkowitz anboth, wohl kein Ernst, und er suchte durch die Unterhandlungen zu Eger, wohin sich Procop der Große selbst begeben hatte, nur Zeit zu seinen Zurüstungen zu gewinnen. Die beyden Päbste Martin der V. und nach dessen Tod Eugen der IV. unterstützten ihn durch ihre Legaten mit vielem Eifer. Es kam besonders durch die Bemühungen des Cardinals Julian ein deutsches Heer von 90,000 zu Fuß, und 40,000 zu Pferd zu sammen. Churfürst Friedrich von Brandenburg empfing, als oberster Heerführer des ganzen Heeres, aus den Händen des Cardinals öffentlich die Fahne des Kreuzes. Die Churfürsten von Cöln und Sachsen, und mehrere Fürsten

und Bischöfe entschossen sich dem Zuge beyzuwohnen. Die Gegenanstalten der Böhmen waren um so lebhafter, je erbitterter ihr Feldherr Procop von Eger zurückgekommen war. Zwar gelang es ihm nicht das katholische und königlich gesinnte Pilsen zu erobern, was er sich, um dem Kreuzheere einen Waffenplatz zu entziehen, noch vor dessen Ankunft vorgenommen hatte. Denn die Geschicklichkeit des Befehlshabers Krussina von Lichtenburg, und die Tapferkeit der Bürger vereitelte seine Angriffe. Aber er brachte doch von allen Parteyen so viel Mannschaft zusammen, daß er 50,000 Fußgänger und 5,000 Reiter zählte, mit denen er auf seine Feldherreinsichten und seiner Krieger Geübtheit und Fanatismus bauend, dem Heere der Deutschen entgegen ging. Dieses war den 1. August in Böhmen eingerückt; sengte und brennte in den Gegenden von Tachau und Taus, welche letztere Stadt auch ein Theil desselben belagerte. Bey der Annäherung Procops mit seinen Böhmen zogen die deutschen Fürsten ihre ganze Macht zusammen, und lagerten sich sehr vortheilhaft auf eine Anhöhe bey dem Schlosse Risemberg. Aber weder diese Stellung noch die pathetischen Reden des Cardinals Julian und des Erzbischofs von Cöln, konnten den Kreuzsoldaten das geben, woran es ihnen fehlte: Muth. Procop hatte sie den 14. August mit seinem gewöhnlichen Ungestümm kaum angefallen, als sie von pannischen Schrecken übermannt eine schändliche Flucht ergriffen. Ruhmlos fielen auf dieser bey 11,000 Deutsche unter den Streichen der nachsetzen-

den Böhmen. Unter der Beute, welche die Sieger machten, war Julians Cardinalshut, sein Kreuz und ganzes Meßgeräthe, so wie die Bulle selbst, durch welche man die Gläubigen zum Kampfe wider die Ketzer in Böhmen aufgefordert hatte, denen nun dieser Vorfall reichlichen Stoff zum Lachen gab. Mittlerweile, daß man in Böhmen der Übermacht so entschlossen und so glücklich trotzte, mußten die Taboriten und ihre Anhänger in Mähren, durch das Kriegsglück, und durch die Verheerungen Herzog Albrechts von Österreich gezwungen, einen unbedingten Gehorsam gegen die Schlüsse des Conciliums von Basel geloben. Procop der Große übte dafür an Herzog Albrechten Rache; indem er mit Ende des Jahrs an der Spitze von 10,000 Mann in Österreich einfiel, und den ganzen nördlichen Strich dieses Landes bis an die Donau schrecklich verwüstete.

Ungeachtet die Feldherrn der Taboriten und Waisen im folgenden Feldzuge vom Jahre 1432 an den Statthalter in Mähren Kragicz einen tapfern Gegner fanden, und ungeachtet insbesondere die letztern aus Ungarn mit blutigen Köpfen heimgeschickt wurden, so war doch den Böhmen das Glück im Ganzen auch in diesem Jahre sehr günstig. Procupek rächte sich an den Ungern wegen der erlittenen Schlappe durch die Wegnahme und Plünderung der Stadt Tyrnau. Wichtiger war die Unternehmung des großen Procops nach Sachsen, die sich durch seinen entscheidenden Sieg bey Tachau über die vereinigten Meißner, Thüringer und Bayern ausgezeichnet hat; dessen

Folge der zweyjährige Stillstand war, den die Sachsen um 9,000 Goldgulden oder Dukaten von den Siegern erkauft haben. Auch die Schlesier hatten kein anderes Mittel die immerwährenden Verheerungen von ihrem Lande abzuwehren, als daß sie die Summe von 1,600 Schock Prager Groschen erlegten, wofür ihnen eine zweyjährige Sicherheit versprochen ward. Dieses beynahe ununterbrochene Kriegsglück der Böhmischen Hussiten verminderte täglich mehr die Hoffnung ihrer Gegner, sie mit den Waffen zu bezwingen. Man schlug also wieder den Weg der Unterhandlungen ein. In dieser Absicht hatte schon Sigmund die Abgeordneten der Stände des Königreichs zu sich nach Presburg geladen. Sie erschienen. Aber ihr Mißtrauen war so groß, daß sie sich durchaus nicht in die Stadt begeben wollten, und sich nur außer derselben unter Gezelten sich besprachen. Auf seine Beschwerde, daß man ihn, den Bruder, Sohn und Enkel, Böhmischer Könige, nicht für einen König erkennen wolle, und auf die Versicherungen er würde den Böhmen durch eine milde Regierung Beweise seiner väterlichen Zuneigung geben, mußte er statt der Antwort die alten Vorwürfe hören: die Verbrennung Hussens, als eines Ketzers hätte die Ehre des Böhmischen Nahmens durch seine Schuld gebrandmarkt, und er hätte seit der Zeit durch so viele nach Böhmen geführte feindliche Heere nur die Ausrottung der Nation beabsichtet.

Endlich wagte es die Kirchenversammlung zu Basel, die, wie es die Erfahrung nur zu überzeugend

gelehrt hat, durch die Waffen unbesiegbaren Böhmen, durch den Weg der Sanftmuth, durch die Kirche, und ihren König zu gewinnen. Zwar hatte man sie in dieser Absicht schon im Jahre 1431 durch Johann Nieder und Johann Maulbaiern ohne Erfolg nach Basel einladen lassen. Doch schickten die Väter im März dieses Jahres, Philipperten, den Bischof zu Constanz in der Normandie von Johann Polemar und Egid Carlier begleitet nach Eger, um mit den dahin berufenen Abgeordneten der Böhmen, Johann von Saatz und Niclas von Humpolecz, aufs neue zu unterhandeln. Diese kehrten nach Prag mit dem sichern Geleite für jene Böhmen zurück, die etwa zum Concilium abgeordnet werden dürften. Den Taboriten und den Waisen, deren Element Krieg, und deren einziger Vortheil Raub und Beute war, graute vor aller Aussöhnung mit den bisherigen Feinden. Sie sträubten sich also auch wider den Besuch des Conciliums. Aber die Güterbesitzer von Adel, deren Verlust durch allen Kriegsruhm der Nation nicht gut gemacht wurde, mußten, sie mochten nun in ihrer Religion Katholiken oder Kelchner seyn, ihres gemeinschaftlichen Vortheils wegen den Frieden wünschen. Auch waren die Kelchner in ihren Religionsmeinungen von den Katholiken nicht so sehr entfernt, daß eine Vereinigung derselben ihnen hätte unmöglich scheinen sollen. Um so leichter machte die Rede des katholischen Reichsbarons Maynhards von Neuhaus, durch die er auf dem Landtage den Besuch des Conciliums anpries, auch auf sie Eindruck. Man be-

schloß eine zahlreiche Gesandtschaft noch Basel zu schicken. Sie sollte aus 300 Rittern und einen Theologen bestehen. Procop der Große, ein Mann im gelehrten Streitfelde nicht weniger fürchterlich, als in Stürme der menschwürgenden Schlacht, war ihr Haupt. Die übrigen Theologen waren: der bekannte Johann Rokyczana, aus den Kelchern; Niklas Poldrzimowsky, das ist von Pilgram, sonst Biskupecz das Bischöflein genannt, weil er unter den Taboriten so was von geistlicher Aufsicht geführt haben mag, der Engländer Peter Peyne und ein Pfarrer der Waisen, Nahmens, Ulrich. Sie reiseten den 29. Nov. von Prag ab, und kamen den 6. Jäner 1433 zu Basel an. Sie erweckten überall, wo sie durchzogen, die Neugierde der Deutschen, jene gefürchteten Böhmen in der Nähe zu sehen, vor denen ihre Heere bis jetzt so oft geflohen waren. Denn nach Balbin war es in Deutschland ein allgemeines Sprichwort: Ein böhmischer Soldat gelte für 100 Teufel. Besonders drang sich alles zu Procop, den größten Feldherrn seiner Zeit, und der schon durch ein fürchterliches Äußerliches den Schrecken zu rechtfertigen schien, den er dem ganzen Heere eingeflößt hatte. Da nun die Gesandten vor den versammelten Vätern erschienen, legten sie denselben, als ihr Glaubensbekenntniß, die vier Prager Artikel vor. Über diese ward nun zwischen den 4 erwähnten böhmischen und den vier vom Concilium dazu ernannten Theologen: Johann von Ragusa, Egid Calier, Johann Teon Polemar, und Heinrich Kalteisen vom 16. Jänner

bis zum 6 May fleißig disputirt, ohne daß die erstern von ihren Meinungen abzubringen gewesen wären. Procop nahm an diesen Disputazionen zum Erstaunen der Väter großen Antheil, und soll die Kühnheit gehabt haben, den Wiclefischen Satz: die Bettelorden wären eine Erfindung des Teufels, wider den Kardinal Julian zu behaupten. Die Böhmischen Theologen brachen endlich die Verhandlung ab, und verließen unwillig Basel. Da drey aus ihnen, Beiskupecz, Peyne und Ulrich gewiß mehr, als Kelchner waren; so mögen sie für einen Religionsfrieden nicht eifrig genug gearbeitet haben, mit dem ihnen nicht gedient gewesen wäre. Eher hat Rokrczana, bey seiner Begierde nach der erzbischöflichen Insel, Friedensliebe geheuchelt. Aber Procop, das Haupt der Gesandtschaft, wäre wohl, wie es sich hernach zeigte, selbst durch die Bewilligung der Prager Artikel nicht zu befriedigen gewesen. Zum Glück für Böhmen und die Menschheit, gab es noch unter den Böhmischen Kelchnern und selbst unter ihren Theologen, mäßiger denkende Männer. Auch das Concilium wollte die Hoffnung des Friedens nicht schlechterdings aufgeben, und schickte eine ehrenvolle Gesandschaft nach Prag. Hier both der Universitäts-Rector Christmann von Prahatitz ihr treulich die Hand. Er war von der Partey der gemäßigten Kelchner und wünschte aufrichtig Frieden. So wie er die Gesandtschaft des Friedens in Nahmen der Universität mit einer gelehrten Rede im Karolin empfangen hatte, so trug er auch dazu bey, daß sie selbst die versammelten Stände, mit vielen Ehrenbezeugungen aufnahmen.

Sie legte nun auf dem Landtage die Prager Artikel mit jenen Einschränkungen vor, unter denen sie das Concilium bewilligen konnte. Die gemäßigte Partey siegte nun auch in der Versammlung der Nation. Man beschloß drey Theologen: Mag. Procop von Pilsen, Mag. Martin Lupazius, und Mag. Mathias Lauda nach Basel abzuordnen, um dem Concilium zu danken, und die fröhliche Bestätigung der erwähnten Artikel abzuhohlen.

Mitten unter diesen Bemühungen der Bessergesinnten, ihrem Vaterlande den Frieden wieder zu geben, setzte die Partey der Rasenden — sie verdient diesen Nahmen nicht weniger, als ihre heutigen Nachahmer jenseits des Rheins — ihr gewöhnliches Geschäfte fort. Pardes von Horka fiel, während daß Procop noch zu Basel war, an der Spitze eines Haufens Taboriten und Waisen, in Ungarn ein, legte Kremnitz in die Asche, und verwüstete das Land, ohne einen Widerstand gefunden zu haben. Prokop selbst unternahm nach seiner Rückkehr von Basel die dritte Belagerung der Kirche und dem König unerschütterlich getreuen Stadt Pilsen. Er eröffnete mit seinen Taboriten diese Belagerung den 15. Heumonaths. Die Belagerten durch die in der Stadt anwesenden Baronen Ostwihowsky und mehrere vom katholischen Adel, so wie durch ihre bürgerlichen Befehlshaber, dem Stadtrichter Ditlieko und dem Bürgermeister Fegolik aufgemuntert, schlugen alle Stürme der Taboriten ab. Da auch Procop von den Waisen unter Czapecks Anführung, die gerade von einem Zuge an das Bal-

tische Meer, den sie zum Vortheile der Pohlen wider die deutschen Ritter unternommen hatten, siegreich zurückkehrten, verstärkt worden, verloren die Bürger, die kaum 600 Mann stark waren, so wenig den Muth, daß sie die überlegenen Belagerer mit unaufhörlichen Ausfällen beunruhigten. Indessen würde sie der Mangel an Lebensmitteln doch zur Übergabe gezwungen haben, wenn der von der taboritischen Partey eben abgefallene Przibik von Klenau zu wiederhohltenmahlen mitten durch das feindliche 36,000 Mann starke Heer, mit eben so viel Heldenmuth als Klugheit hinreichenden Vorrath nicht hineingebracht hätte. Indeß hielt Procop vor der Stadt durch ganzer 10 Monathe aus, und er hob die Belagerung endlich durch eine Veranlassung auf, die ich bald erzählen werde.

Während dieser kriegerischen Auftritte, ward unabläßlich von den Wohlgesinnten an der Beruhigung der Kirche gearbeitet. Schon am 30. November 1433 brachten die Abgeordneten, die mit den bekannten Einschränkungen vom Concilium unterzeichneten Prager Artikel, oder die Compactaten nach Prag zurück. Auf dem Landtage, welcher am 2. Jänner 1434 eröffnet ward, erschien der Abgeordnete des Conciliums Philibert; und gegen die Ertheilung der Compacten, deren Urkunde dem ritterlichen Hause Trzka zur Aufbewahrung anvertraut wurde, kehrten alle Kelchner zum Gehorsam gegen die Kirche zurück. Die Taboriten und Waisen hingegen, nebst dem, daß ihnen die Einschränkungen mißfielen, woll-

ten von der Oberhirtengewalt des Pabstes, und folglich von dem Frieden nichts wissen. Der Adel mußte also auf Mittel denken, die Ruhe auch wider ihren Willen herzustellen. Vor allem mußte man für eine sichere Verwaltung des Reiches sorgen. Man wählte Ales von Wrzestiow, aus dem Hause Stwihowsky zum Staathalter, und gab ihm die Reichsbaronen, Maynhard von Ptaczek von der Leipe, Czenko von Wartenberg, nach andern Ales von Sternberg, und Honus von Kollowrat zu. Nun ergriff der ganze Adel die Waffen, lagerte sich vor Prag, und lud die drey Städte zum Bündniß wider die halsstörigen Taboriten ein, das auch sogleich die alte Stadt und auch die kleinere Stadt mit ihnen schloß. Nur die Neustadt, guten Theils von Taboriten besetzt, weigerte sich; sie ward von den Rittern überrumpelt, und der kleine Procop mit den Seinigen daraus vertrieben, dann übergab man sie als eine Eroberung den Altstädtern. Diese Nachricht vermochte Procop den Großen die Belagerung zu Pilsen aufzuheben, um den Adel mit ganzer Macht zu vertreiben. Er eilte daher nach Tabor, sammelte alle seine Kräfte, und traf die ernsthaftesten Anstalten. Mittlerweilen hatten die Reichsbaronen nicht nur den ganzen Adel an sich gezogen; sondern sie waren auch von den Bürgern zu Prag, Pilsen und Melnik verstärkt worden. Das vereinigte Heer der Katholiken und Kelchner befehligte Maynhard von Neuhaus, das der Taboriten und Waisen, mit denen es die übrigen Städte hielten, Procop der Große. Beyde hatten mehr tapfere

Feldherrn an der Seite: dieser den Prokupek, und Johann Czapek; jener einen Ulrich von Rosenberg, der von seinen Gütern allein 8,000 Fußgänger, und 200 Reiter gestellt hatte, einen Ptaczek von der Leipe, einen Ales von Sternberg und andere aus den ersten Häusern Böhmens. Nach verschiedenen Bewegungen trafen beyde Heere bey den Städten Kaurzim und Böhmischbrot, bey den Dörfern Hrzib und Hrzebowo den 28. May aufeinander. Durch eine verstellte Flucht lockte Maynhard die Taboriten aus ihrer Wagenburg. Die Hitze im Verfolgen verleitete sie zu einiger Unordnung; sogleich wurden sie von der Mannschaft Ulrichs von Rosenberg, und den Pilsnern aus einem Hinterhalte angefallen und man drang zugleich mit ihnen in die Wagenburg. Dieses, die Flucht Czapeks mit der Reiterey, und der Tod beyden Procope, den sie da, wo die Verzweiflung ihn suchen geheißen, im dichtesten Haufen der Feinde gefunden, entschieden den Sieg. Die Pilsner verbrannten bey 1,000 der Gefangenen, die sie in Scheunen eingesperrt hatten. Die Prager machten sie zu Leibeigenen. Czapeks Flucht hielt man mit Grund für Verrätherey, weil er Colin sogleich dem Statthalter einräumte, so wie Kersky, ein anderer Anführer der Taboriten, Böhmischbrot. Ulrich von Rosenberg nahm ihnen hierauf das sehr feste Lomnicz, und andere Baronen ihre übrigen haltbaren Orte. Bis sich auch Tabor, der Hauptsitz der Faction, an die Stände des Königreichs ergeben hat. So ward Böhmen nach einem der verheerendsten Bürgerkriege, wie-

der beruhigt; indem nach so vielen fruchtlosen Versuchen fremder, mächtiger Fürsten und zahlreicher Heere, nur die Tapferkeit des edlern Theils der Nation, eine rasende und fürchterlich herrschende Pöbelfaction zu Paaren getrieben hat.

Wohl hat der Kaiser Sigmund einige Jahre zuvor mit Warheit prophezeyet: Die Böhmen könnten nur von Böhmen besiegt werden.

Friedrich von Stubenberg.

Du staunst zur Kraft hinauf, selbst dann, wenn sie zerstöret,
Wenn sie das Grose niederreißt;
Wenn sie Gefahren trotzt, und Felsen weichen heißt.
Sie fesselt, wenn sie auch dein ganzes Herz empöret,
Doch deinen Blick und deinen Geist.

Tiedge.

Friedrich von Stubenberg.

In der untern Steyermark, dort, wo die geheimnißvollen Voggenberge sich von dem Rüblande scheiden, einem zweyten Eden gleich, liegt ein Thal, bedeckt mit den herrlichsten Grasungen und Früchten. Der muntere kleine Feistritzfluß schlängelt da in beträchtlicher Tiefe sich durch sanfte Wiesenpläne hin, und umschließet amphitheatralisch dieses Thal. — Doch bey jedem Schritte, den man in diesen Lieblingsregionen macht, dringen sich dem Wanderer traurige Ruinen ehemahliger Pracht, düstere Bilder der Vergangenheit auf. Verstummende Wehmuth ergreift uns, wenn wir mit dem Buche der Geschichte in der Hand, an diesen Trümmern alter Herrlichkeit vorübergehen, und kaum einen Schatten ehemahliger Größe uns hervorrufen können. — Rings umher liegt die Natur in tiefer traurender Stille. Feyerlich zittert in stummen Gehölzen ein heiliges Schrecken, und das einsame Thal schlummert schweigend und todt. — Dieß ist der interessante Boden, dem

die berühmten Stubenberge entsprossen sind. Zwar ist das alte Schloß, das ursprünglich dieser Familie den Nahmen gab, lange schon nicht mehr; erst im Jahre 1815 entdeckte der Geschichtsforscher Kumar auf einem düsteren und isolirten komisch gebildeten Hügel den Standort desselben. Weit herum fand er noch die Grundlagen, die aus ihrer Stärke und gegenseitigen Entfernung schließen ließen, wie solid und weitläuftig das Gebäude muß gewesen seyn. — Doch sechshalbhundert Jahre sind auf dem Strome der Zeit dahin geflossen, seit der Böhmenkönig Ottocar es zerstörte.

Die Veranlassung zu der Zerstörung dieses Schlosses war dem Könige folgende: Im Jahre 1269 hatte Herr Friedrich von Pettau bey demselben, als damahls Landesfürsten in der Steyermark, heimlich mehrere Herren der Untreue gegen ihn beschuldigt. Daher ließ dieselben der König eines Tages vor sich rufen und befahl dem von Pettau, er solle nun öffentlich die Klage wider diese Herren vorbringen, die er ihm zuvor in Geheim angezeigt habe. Der Pettauer vollzog diesen Befehl, und beschuldigte sie, sie hätten ihn aufgefordert, sich zu ihnen zu gesellen, und dem Könige das Land Kärnten entwenden zu helfen. Der König glaubte diese Anklage ohne rechtliche Untersuchung. Die Beschuldigten vertheidigten sich zwar und sagten: Friedrich von Pettau sey ein Verläumder, er wäre vor dem Könige mit Lügen umgegangen. Sie bothen ihm in königlicher Gegenwart einer nach dem andern den Zweykampf an, um dadurch ihre

Unschuld und des Anklägers Falschheit zu beglaubigen; auch entschuldigten sie sich bey dem Könige auf das Beste. Es wollte aber keine Entschuldigung bey ihm haften, wie er denn alle diese Herren, als: Bernhard Grafen von Pfannberg, Hartneid von Wildon, Wülfing von Stubenberg, Heinrich von Lichtenstein, Otto von Lichtenstein und Heinrich Grafen v. Pfannberg in das Gefängniß werfen, und dann jeden auf ein besonderes Schloß führen ließ. Friedrich von Pettau verlor dabey ebenfalls des Königs Gnade, der ihn gefangen setzte. Alle mußten ihre Kinder als Geißel nach Prag schicken. Der König that den Freunden und Verwandten der Gefangenen zu wissen: Wenn sie solche beym Leben erhalten wollten, so müßten sie ihm alle Schlößer und Burgen abtreten, die sie in der Steyermark hätten, welches auch geschah. Bernhard Graf von Pfannberg mußte geben das Schloß Pechlarn, Pfannberg und St. Peter, die Lyzlmayerfeste. Heinrich Graf von Pfannberg, Kaisersberg, Straßeck und Losenthal. Diese Schlösser ließ der König alle zerbrechen. Hartneid von Wildon überantwortete Eppenstein, Radkersburg und Gleichenberg. Wülfingen von Stubenberg ließ er drey Schlösser einreissen, nähmlich Stubenberg, Kapfenstein und Wülfingstein. Der von Lichtenstein mußte geben Murau und Lichtenstein, die ließ er auch abreissen. Dem Friedrich von Pettau nahm er Wurmberg, und befahl, daß man es zerbrechen und den Graben mit den Ringmauern ausfüllte. Imgleichen nahm er ihm Schwanberg. Nachdem alle diese Her-

ren sechs und zwanzig Wochen lang gefangen lagen, brachten sie eine Tagsatzung zu Prag aus, und wurden endlich am Palmsonntage aus der langen Gefangenschaft entlassen. Aber als sie nach Hause kamen, fanden sie ihre Schlösser zerstört. — Daher diese Burg, daher ihre ganz verfallenen Ruinen.

Das jetzige Schloß Stubenberg ist ein ziemlich regelmäßiges Gebäude, an der Vorderseite mit einem Graben und Aufzugbrücke versehen, aber verlassen schon und unbewohnt. Es fiel durch Kauf von Johann Lucas Maschwander, Freyherrn zu Schwanau, laut Kaufbriefs ddo. Grätz den 3. July 1655 für 8,000 Gulden, und 100 Thalern Leihkauf an die Familie von Herberstein; »mit allen jenen Rechten,« heißt es in der Urkunde, »wie Solches guett von der frauen Maria Clara, frauen von Paar, daselbst von herrn Georg Sigmundten Freyherrn zu Herberstain als geordneten gerhaaben Seines herrn Brudtern Herrn Georg Ernest Freyherrn von Herberstain Seel: Kinder, vermög des von Ihme ausgefertigten Vrbary erkhaufft, possedirt vnd genossen wurde.« Am 20. März 1633 hatte es nämlich schon einmahl Georg Ernest von Herberstein von Sophien Freyinn von Falbenhaupt, als sich diese mit dem römisch-kaiserlichen Truchseße Andreas Khempiensky auf Schwyschitz und Lymberg vermählt hatte, an sich gebracht. Die Sage gehet jedoch, daß noch früher eine Herrinn von Stubenberg, von einem Ritter von Herberstein zum Falle geleitet mit ihrer Hand diese Burg an dieses Geschlecht gebracht habe.

Der Ursprung der Familie von Stubenberg verliert in das Dunkel jener Zeiten sich, wo der historischen Denkmähler eben so wenig, als diese wenigen dunkel sind, wo die Geschlechter noch durch keine Erbnahmen ihrer Schlösser und Besitzungen sich unterscheiden. — Doch wem ist wohl der uralte Adel des Hauses Stubenberg unbekannt, dieses wahrhaften Dynasten-Geschlechts, das einst in unmittelbarer Reichsministerialität stand? Unter allen noch bestehenden, altadeligen Geschlechtern der Steyermark, ist dieses dasjenige, was in der Geschichte dieses Landes zuerst bekannt wird, so wie auch in der Folge derselben den meisten Stoff gegeben hat. — Ein Wülfing von Stubenberg erscheint schon vor dem Jahre 1000 in Urkunden. — Dieses Haus hat eine, aber glücklichere, Erwine von Steinheim! — Dieser oder ein anderer Wülfing fand nähmlich seine Verlobte, als er auf einer Kreuzfahrt längst todt gesagt worden, als die Braut eines seiner Waffenbrüder, behauptete aber sein älteres Recht, indem er ihn im Zweykampf erschlug. — Fidelis noster, heißt wieder ein Wülfing von Stubenberg in dem Privilegium, das ihm Kaiser Friedrich der II. gab, als er heranzog, die Acht wider den letzten Babenberger, Friedrich den Streitbaren, Herzogen von Österreich und Steyermark, zu vollstrecken, — seiner Gemahlinn adscribere vel deputare quamcunque voluerit dotem. — Wieder ein anderer Wülfing von Stubenberg, Dominicanermönch, vom Pabst Clemens 1305 zum Fürstbischof von Bamberg erhoben trug vieles zur Ausrottung der Templer aus

Deutschland bey, und verrichtete als kaiserlicher Gesandter zu Rom wichtige Dienste. — Ein Mathias von Stubenberg, ungarischer Bischof, that zur Zeit Rudolphs von Habsburg nützliche Dienste. — Wieder ein Wülfing von Stubenberg war vom Jahre 1314 bis 1323 Landeshauptmann von Steyermark, welche Würde damahls noch viel wichtiger war, als sie es jetzt ist. — In der berühmten Schlacht bey Ampfing in Bayern, die für den Herzog Friedrich den Schönen so unglücklich ausfiel, wurden zwey Herren von Stubenberg, die unter seinen Panieren dienten, gefangen. — Ein Ulrich von Stubenberg begleitete Herzog Ernst den Eisernen nach Palästina. — Ein Wolf von Stubenberg zeichnete sich 1418 in der Schlacht bey Radkersburg aus. — Ein Hans von Stubenberg war vom Jahre 1434 bis 1453 Landeshauptmann in der Steyermark. — Ihm folgte als solcher ein Leopold von Stubenberg bis 1458. — Ein Otto und ein Leopold von Stubenberg begleiteten 1436 Friedrich den Friedsamen in das gelobte Land; eben dieser Leopold hat auch später Kaiser Friedrichen zu Wien retten geholfen. — Ein Hanns Herr von Stubenberg ließ mit Andreas Baumkirchner sich in eine Verschwörung wider diesen Kaiser ein, die er aber zur guten Zeit noch bereuet hat. — Wieder ein Leopold von Stubenberg ward 1673 eigenhändig von Kaiser Leopold dem I. zu Grätz über der Taufe gehalten. — Ein Georg von Stubenberg war von 1687 bis 1703 Landeshauptmann der Steyermark. — Ein Franz von Stubenberg diente unter Kaiser

Carl den VI. als General im Türkenkriege mit Ruhm. — Ein Joseph von Stubenberg ist noch gegenwärtig Fürstbischof von Eichstädt. — Schon seit den Zeiten der steyermärkischen Ottokare sind die Herren von Stubenberg Erbmundschenke in der Steyermark. Ungeachtet sie mit dem Grafenstande ganz gleichen Rang und Vorrechte genießen, so schreiben sie sich dennoch bis diese Stunde nur Herren, und ihre Gemahlinnen Herrinnen von Stubenberg.

Unter allen Herren von Stubenberg aber ist keiner in der Geschichte der Steyermark berühmter, dann jener Friedrich, der unter der Regierung Albrechts des I. eine so große Rolle spielte, und das Organ einer der hartnäckigsten Verschwörungen wider diesen Fürsten wurde. Eine quellengemäße Darstellung der aus dieser Verschwörung entsprungenen langwierigen Fehde wider Österreichs ersten Regenten aus dem Hause Habsburg, dürfte daher in diesem Pantheon am verdienten Platze stehen.

Der Landeshauptmann Otto von Lichtenstein, der die Steyermark regierte, »daz In reich vnd arm sere lobten,« (Hagen) legte seine Würde nieder, weil er sah, daß die Intriguen des Abtes Heinrich von Admont bey dem Herzoge leichten Eingang fanden. — Zur Freude aller Steyermärker ward aber doch nur Herr Cholo von Säldenhofen zum Landeshauptmann ernannt. Es gefiel Allen sehr wohl, sagt

der gleichzeitige Ottocar von Horneck, Cap. 259 in seiner Reimchronik:

Es geviel allen wol,
Daz von Seldenhoven Her Chol
Sich dez Ambts underwund,
Der wesset vnd chund,
Wie man damit sollt geparn.

Abt Heinrich, und die geldgierigen fremden Minister machten Herzog Alberten bey den Steyerherren (so nannte man damahls die steyermärkischen Adeligen des Herrenstandes) wenig beliebt. Statt billigen Beschwerden wegen so mancher Verletzung der Handfeste abzuhelfen, und der Stände-Versammlung darüber beyzuwohnen, ging Albert unbekümmert mit dem Abte Heinrich nach Admont, und ergetzte sich da mit Jagd und Peitz. — Diese Gelegenheit benützte der herrschsüchtige Abt auf das Beste, den Herzog mit den Ständen zu entzweyen, und sich dadurch selbst an die Spitze des Staates zu heben. In Grätz bestellte er einen Bürger, Nahmens Volkmar, der ihm alle Beschwerden und unzufriedenen Äußerungen der versammelten Stände verrieth:

Im riet sein hochvertiger Sin
Von Grecz Hern Volkhmarn,
Daz er tegleichen peswern
Hinz, wo er chund,
Dem Abbt von Admund.

Als endlich Albert, von den Forderungen der Stände durch Heinrichen übel unterrichtet, auf dem eröffneten Landtage erschien, vereinigten alle Stände ihre Bitten um Bestättigung ihrer althergebrachten Rechte, und vorzüglich bathen sie ihn, vor Ausgang

von fünf Jahren, die Münze nicht abzuändern. Allein es erfolgte der zweydeutige Bescheid von dem Herzoge: Er wolle schon machen, was er für gut finden werde. — Die Münze vor fünf Jahren nicht umzuprägen, schlug er Abt Heinrichen zu Lieb ab, weil dieser durch die jährliche Umprägung 6,000 Mark Silber gewann. Daraus schlossen die Stände und stelleten dem Herzoge vor:

Die Hantvest, die Uns habent geben
Der tugendhaft vnd der wackcher
Herzog Ottackher,
Vnd der lest Chaiser Friedreich
Vnd Ewr Vater, der daz Reich
Mit grosßen Ern hat verricht,
Die sint Vns nu ze nicht. —

Alberts Rath, Eberhard von Waldsee, obgleich er wußte, daß er als Fremdling auf seinem Posten den Ständen sehr verhaßt war, rieth doch, man sollte den gerechten Forderungen derselben nachgeben, »weil deren trewe Dinst in der Schlacht mit Ottokaro genuegsam erschinen,« sagte er. Friedrich von Stubenberg, dessen Ansehen und Tapferkeit vieles zu Albertens Erhebung beygetragen hatte, rieth auch wohlmeinend: Man solle in einer so wichtigen Sache sich nicht übereilen, sondern wohl berathen, was daraus erfolgen möchte. — Doch alle guten Vorschläge scheiterten an Abt Heinrichs bösen Eingebungen und Widerrathen.

Als am andern Tage die Stände durch den Bischof Leopold von Seckau Alberten erinnerten: Er soll wissen, daß all Lewt wollen ledig sein. Ir Eid vnd

Trew, wan der Tenor allso laute der Handvesten, — gab Albert zur Antwort: Recht allso, mein Vater, dises Land hat funden in der Gewalt Ottakars, weder minder noch mer, so wil ich sew lassen beleiben. Da überfuhr Friedrichen von Stubenberg die Galle, und er rief aus: Wen hett in dem Lant nicht als viel Uebel getan Khünig Ottacher, er möcht noch heut sicherlich haben Land vnd Leben. — (Nach Einigen war es auch dieser Friedrich von Stubenberg, der mit einem Herrn von Mährenberg dem Könige am Marchfelde das Leben nahm.) Hierüber brach die Versammlung ab, und ging unverrichteter Dinge auseinander.

Zum Unglück ernannte noch Albert den Abten Heinrich, der Niemanden lieb war, als ihm, zum Landeshauptmann der Steyermark. — Als die über eine so harte Verfahrungsart aufgebrachten Stände nach beynahe fünfzigjährigen, höchst blutigen Anstrengungen, solchen Händen ihr Wohl anvertraut sahen, beschloßen sie nicht ohne Betrübniß, ihr drückendes Joch abzuschütteln. Wehe uns! riefen die edleren derselben, die zwey Bösewichte (sie verstanden darunter auch Eberharden von Waldsee) haben dem Fürsten unsere freymüthige Sprache schlimm ausgelegt!

We! daz der Fürst ye möcht
So gutleich geparn
Mit zwain, die da bey jm warn:
Man ym fürwar waz versehen,
Waz daz Grecz waz geschehen
Gegen ym von den Herren,
Daz waz jr Rat vnd ir Lerm
Pey gewesen heimleich.

Albert beorderte die ihm treu gebliebenen Ritter Leopold und Hartneid von Stadeck, und Otto von Bäreneck nach Grätz, übergab die Stadt sammt dem wichtigen, dreyfachen Hauptschlosse, dem ihm ergebenen Wülfing v. Hanau, und verließ eilends das Land.

Auf dem Landtage zu Leibniz, wohin die Stände sich begaben, als Wülfing von Hanau in Grätz sie aufzuheben drohte, erschien auch Conrad Erzbischof von Salzburg, ein Steyermärker aus dem Hause Praitenfurt oder Fahnsdorf. Leopold von Seckau hingegen, eines der thätigsten Glieder dieser Verschwörung, starb auf der Reise, noch ehe er die Stadt erreichte, eines plötzlichen Todes. Beyde waren des Abtes persönliche Feinde, und mehr aus Rachsucht gegen diesen, als aus Interesse für ihr Vaterland, geleitet. Zu Leibniz wurde beschlossen, dem Herzoge, der nur seinen großen Vater zu Lieb, und unter der Bedingung die Freyheiten des Landes handzuhaben, sey anerkannt worden, den Gehorsam aufzusagen, und sich in den Schutz des Mutterlandes Bayern zu begeben. Sogleich ward an Herzog Alberten der Absagebrief ausgefertigt, und ein Gesandter an Herzog Otto von Bayern geschickt. Ulrich Graf von Hainburg wurde von Einigen zum Herzoge auserkoren, dessen Bestättigung sie vom neuerwählten Kaiser Adolph um so leichter zu erhalten hofften, da Adolph der Feind und Gegner Alberts war.

Friedrich von Stubenberg, dessen Stolz Ulrichen von Hainburg nicht gerne als seinen Fürsten sah; sendete besonders einen Herold zu Herzog Alberten, mit

der Erklärung: Dieweil er die Steyermark bei Iren allten Freyheiten vnd Rechten nicht wolle beleiben lassen, so ließ er Im hiemit seine Treu vnd Gehorsam auffsagen, und begere er von nun an Herzog Otten in Bayern underthenig zu sein. Auf diesen Absagebrief, sagte Herzog Albrecht, wie Ottocar von Horneck versichert:

Er vil zuchticleich
Gegen Vns getan,
Daz er vns hat wissen lan,
Dez jm lang Frist
Ze Mut gewesen ist.
Vns hat Got der gut
Lang behut
Von vnsern Veinden vnd ernert,
Der hat leicht noch beschert,
Daz wir auch fürbas genesen,
Wil er vns gnädig wesen.

Erzbischof Conrad, um jede Bedenklichkeit, besonders wegen des den Steyermärkern verhaßten Nahmens der Empörer zu entfernen, ließ er ein Proclam ergehen, worin er das Unternehmen der steyermärkischen Stände als abgedrungen und höchst gerecht anpries, sich selbst ein Mitglied derselben nannte, und alle Landesedlen bey ihrer Pflicht aufforderte, für die Sache des Vaterlandes die Waffen zu ergreifen. Voll süßen Trostes eilte er von dannen, um selbst an der Spitze der Seinigen die lange gesparte Rache an dem bösen Abte von Admont zu suchen.

So wie nun die ersten bayerischen Hülfstruppen unter dem Grafen Burghard von Ellerbach, über die Gränze gingen, erhoben auch die unzufriedenen Steyerherren von ihren Festen sich. Nach ihrem Plan soll-

ten vor Allen die Städte Grecz, Prukch und Voytsperig genommen werden, wie Horneck berichtet. Allein es fehlte, wie immer bey Empörungen, auch dieses Mahl, bey den Verbündeten an Einheit des Planes.

Herzog Otto von Beyern operirte in Oberösterreich, der Erzbischof im Inn- und Ensthale, und an Erreichung eines Planes vard von Jenen nicht gedacht, die nur aus Rache oder Hoffnung reicher Beute den Empörern zu Hülfe kamen.

Als Hartneid von Wildon, einer der Verbündeten, von seiner Stammburg auszog, und gleich nach Räuberart über die Besitzungen herfiel, verwies edelzürnend Friedrich von Stubenberg ihm sein schändliches Verfahren:

> Darumb der Stubenberiger rant
> Zu dem Wildonier zuhant,
> Vnd zurnet mit jm ser,
> Daz jm Trew vnd Er
> Wer also zerunnen,
> Daz er dem Füersten het angewunnen
> Sein Haws an widersagen,
> Er pegund jn auch fragen,
> Wie jm die Sinne wern verswant,
> Daz er beraubet het daz Lannt
> An der andern Herren Rat?

Ganz Grätz zitterte vor diesem fürchterlichen Manne, der selbst des herzoglichen Lustschlosses Tobel nicht schonte, sondern es eroberte und verbrannte. Schon in der Schlacht am Marchfelde unter dem großen Rudolph, trug er, als der tapferste und erfahrenste, den Banner der Steyermärker. Den mäch-

tigsten Königen, wie Bela und Ottocar, deren Reiche von der Ostsee bis zum Südmeere sich erstreckten, hatte er mit seinem Trotze widerstanden. Da man fürchtete, er würde selbst auf Grätz einen Sturm wagen, ließ eilends Wülfing von Hanau die Brücken abwerfen und alle Thore wohl verrammeln. Die Ritter von Stadeck und Bäreneck bewachten den Thurm an der Murbrücke und die Ufer des Flußes. Am ungarischen Thore standen die Bürger in Eisen gehüllt, und um die Wohnung des Landeshauptmanns, die in der Mitte der Stadt sich befand, lagen ansehnliche Schaaren zur Unterstützung bereit. Hartneid von Wildon, durch diese Anstalten geschreckt, zog, um sich mit Rudolphen von Fahnsdorf, Vicedom von Friesach zu vereinigen, über die Stubalpen hin.

Die Bundesritter schlugen Alberts Feldherrn, Herrmann von Landenberg und den Abten von Admont, wo sie solche fanden. Letzterer verlor selbst sein Kloster, und entrann nur durch List auf sein Felsenschloß Gallenstein.

Friedrich von Stubenberg rückte vor Leoben, die Hauptstadt der obern Steyermark, und schloß sie enge ein. Nachdem die Befehlshaber dieser Stadt, Gundacker von Losenstein, Hanns von Summerau, u. a. m, schändlich die Flucht ergriffen, ergaben sich die Bürger an Friedrichen von Stubenberg, der ihnen mit harten Drohungen zusetzte.

Si pedachten sich zu lest
In wei daz aller pest,
Daz si Lewben di Stat
Dem Stubenberiger drat
Geben auf sein Genad.

Hermann von Landenberg, nachdem die Städte Rothenmann und Leoben verloren waren, warf sich mit dem Reste seiner Truppen in das wohlbefestigte Murbrücken, (Bruck an der Mur.) Hier, hinter starken Mauern, von der großen und kleinen Mur, sehr reissenden Gewässern, auf zweyen Seiten, und an der dritten Seite von dem hohen Kastelle, die Landeskrone genannt, umgeben, in einem hart zugänglichen Engpasse, konnte Landenberg auch den geübtesten Kämpfern leicht Widerstand leisten. Herzog Otto von Bayern und die Salzburgischen Hülfstruppen verzögerten sich in den reichen Inn- und Ensthälern, und in den vollen Küchen von Admont. Herzog Albert traf daher, ob er gleich erst die Hülfe der Grafen von Tyrol, Herzoge von Kärnten, und die Ankunft seiner schwäbischen Söldner erwarten, obgleich er erst den Weg über den verschneyeten Semmering durch mehr als tausend Bauern sich bahnen mußte, dennoch früher zum Entsatze dieser Stadt ein, als die gänzliche Vereinigung der Verbündeten bewirkt worden war. Als die Belagerer sich unvermuthet in ihrem Rücken angegriffen, und nach einem nachtheiligen Gefechte den größten Theil ihrer Wagenburg verloren sahen, zogen sie nach zehntägiger Einschliessung, an einem Montage nach Judenburg sich zurück. Herzog Otto und die übrigen Bayern machten Friedrichen von Stubenberg und Ulrichen von Hainburg bitrere Vorwürfe über ihre Versprechungen, das ganze Land ohne Schwertstreich ihnen zu überliefern, und trenneten bald darauf sich gänzlich von den Stey-

ermärkern, und endlich gingen selbst diese unter sich uneinig, auseinander.

Niemanden ging dieses unstäte Verfahren näher zu Herzen, als Friedrichen von Stubenberg, den mehr sein Eifer für die Sache des Vaterlandes, als sein eigener Vortheil, geleitet hatte, und der dessen ungeachtet jetzt am wenigsten des Fürsten Gnade erwarten durfte. Friedrich nahm jetzt traurigen Abschied von dem Erzbischof, und zog mit 32 seiner Reisige nach Kapfenberg, hinter dessen festen Mauern er vor der Armee des Herzogs sich zu sichern hoffte. Allein kaum hatte er das Feld zurückgelegt, welches um die Städte Judenburg und Knittelfeld sich ausdehnt, und seine Truppe gegen die Brücke von Kraubath vorgeführt, als er von Hermann von Landenberg mit Heeresmacht angegriffen wurde. Seinem Gefolge sank der Muth, nicht ihm; denn Friedrich kannte die Kraft seines Armes und *sein* Geist war groß. Auch hatte er oft erfahren, daß Unerschrockenheit der mächtigste Schild vor der Gefahr ist. Muthig stürzte er sich den Anfallenden entgegen; die beyden Anführer treffen sich, schlagen sich, und Hermann sinkt. Aber dessen Reisige fallen über den Sieger, durchbohren sein Pferd, und nöthigen *ihn*, sich zu Fuß zu vertheidigen. Friedrichs Schlachtschwert thut Wunder, aber der Streit ist ungleich. Umsonst ruft er den Seinigen zu, und ermunterte sie zur Standhaftigkeit. Sie fliehen. Umsonst ruft er seinem Knappen Volkmar von Bichel die Worte zu: »Völkl, erweiß, erweiß nur dißmal in der noth ge-

gen deinen Herr ein stück der treue, und leihe mir dein pferd, ich will dich dessen mein Lebelang geniessen lassen.« Aber der Treulose antwortet: »Es sey einem jeden sein leben lieb, er begehre sowohl, als ein anderer sich mit der Flucht zu retten. — Verlassen von allen, nur nicht von Niclas Stadauer und Otto Mooskircher, die die einzigen sich der Flucht geschämt hatten, und von zwey schweren Wunden entkräftet, muß Friedrich sich sammt diesen ergeben. — Er wurde nach Judenburg gebracht und erwartete von dem beleidigten Herzoge den Tod. Doch zeigte Albert bey dieser Gelegenheit, daß des großen Rudolphs Blut in seinen Adern wallte. Er antwortete auf die Nachricht hierüber den Schwaben, die ihm Friedrichs Hinrichtung anriethen:

Von Stubenberg Friedrich
Hat von vns offenleich
Vrlaub genommen. C.
So vergeb Jch ym die Schuld
Wte er behallt mein Huld. (Horneck.)

Hierauf sagte einer der Räthe Alberts:

So wer er wol wert,
Daz Jch zehen Swert
Solt durch jn stechen,
Wollt Jr Ew nicht rechen.

Nun mag ein Jeder mit Frevel gegen euch verfahren, sagte ein anderer, er kömmt doch gewiß zu Gnaden.

Albert übergab den Friedrich von Stubenberg der Wache Conrads von Thal, seines Pflegers auf Offenberg, und später Heinrichen von Prueschenk nach Haimburg. Er begnügte sich die Schlösser Gu-

tenberg, Kätsch und Kapfenberg einzuziehen, und ging nach St. Veit, der Hauptstadt von Kärnten, wohin er für die übrigen Empörer einen Landtag ausschrieb und sie unter gänzlicher Vergebung des Geschehenen zum Gehorsam zurückrief. Albert, der indessen zum römischen Kaiser erwählt wurde, brauchte Kräfte, wider den Gegenkaiser Adolph von Nassau sich zu rüsten. Die Steyermärker hingegen, die stolz auf ihre Freyheiten, stets auf den Schutz des Kaisers rechneten, verloren durch Alberts Erwählung ihre Stütze. — Auf diesem Landtage huldigten die Steyerherren, so viel deren erschienen waren, nun unbedingt dem Herzoge. Albert aber beschwor ihnen jetzt alle ihnen früher verweigerten, alten Freyheiten und Rechte. Er entsetzte den Abt Heinrich der Landeshauptmannschaft, verwies ihn in seine Clause, und setzte einen würdigen Mann an seine Stelle.

Dennoch war die Ruhe nicht gänzlich hergestellt, denn in der untern Steyermark schlug Ulrich von Haimburg noch mit abwechselndem Glück mit Hermann von Landenberg. Albert trat zu Wels mit Bayern und Salzburg in Unterhandlungen, allein diese zerschlugen sich, da jene ohne Einschluß des Grafen von Haimburg und Friedrich von Stubenberg, keinen Frieden schließen wollten, Albert hingegen sich weigerte, mit Empörern einen Frieden einzugehen. Ulrich von Haimburg eroberte daher St. Veit, und tödtete den Grafen Albrecht von Tyrol, der es vertheidigte.

Erst im dritten Jahre (1293) konnte diese hartnäckige Fehde ganz beygelegt werden, als Graf Frie-

drich von Ortenburg zwischen Albert und Ulrichen von Hainburg einen Vergleich zu Stande brachte, wodurch Albert Ulrichen einen Gehalt von jährlichen 1,000 Pfund Pfenningen, und die Neustadt zum Sitze anwies. Eigentlich war dieser Vergleich das Werk der edlen Elisabeth, Alberts Gattinn, deren Ausspruch Albert diese wichtige Angelegenheit überließ, weil sie die Tochter Meinhards von Tyrol, der vorzüglichsten Stütze seines Hauses war.

Schwerer hielt es mit Friedrichen von Stubenberg, für den sich Graf Ortenberg, dessen Vetter, gleichfalls verwendete. Er konnte für ihn nicht mehr erwirken, als daß er auf Bürgschaft seiner Haft entledigt, erst zum Herzoge von Bayern und dem Erzbischofe Conrad ziehen mußte, beyden sein Bündniß aufzukünden, dann aber von seinen Freunden mit der großen Summe von 4,000 Mark Silber in in Freyheit gesetzt wurde. Auch durften seine zerstörten Festen nicht mehr hergestellt werden, daß sie der Macht des Herzogs trotzen konnten.

Abt Heinrich von Admont, der Urheber so vieles Unheils, büßete billig, obschon nicht auf Veranlassung Alberts, am schwerersten. Er fiel in seinem fünfzigsten Lebensjahre unter dem Eisen seiner eigenen Anverwandten. — Die Art seines Todes wird zwar von den Chroniken verschieden angegeben. Einige erzählen, daß er im Bette ermordet, andere, daß er enthauptet, wieder andere, daß er auf der Jagd erlegt worden sey, alle aber kommen darin überein, daß er durch Freundes Hände ein trauriges Ende genommen habe.

Wien 1816.
Gedruckt bey Leopold Grund.

BSB MÜNCHEN

Inhalt des ersten Bandes.

1. Erasmus Lueger. . . . Seite. 1.

2. Andreas Hofer. . . . . — 59.

3. Joseph Speckbacher. . . . — 87.

4. Paul Kray. . . . . — 129.

5. Stephan Fadinger. . . . — 233.

6. Ziska und Procop. . . . . — 277.

7. Friedrich Stubenberg. . . . — 351.

I) 2 Bll., 371 S.,
II) 398 S., 1 Bl.,
III) 391 S.,

mit 3 gest. Titelblättern
und zusammen 11 gest. Porträts

Wurzbach XXVIII, 253
ÖBL IX, 428

etwas stockfleckig

Inhaltsverzeichnis

1/3 Bekl.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sartori, Franz,

Pantheon denkwürdiger Wunderthaten volksthümlicher Heroen und furchtbarer Empörer des österreichischen Gesamt-Reiches

Bd.: 1

Wien (1816)

Austr. 5503 l-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012348-3